


PATRICK·GRANT·II
IN·MEMORY·OF
CLASS·OF·1908
HARVARD
COLLEGE
LIBRARY
STAND SURE
VE RI
TAS
THE·GIFT·OF·HIS·WIFE
MARIE·DISSTON·GRANT
1886 1927

Aus der Mansarde.

Aus der Mansarde.

Streitschriften, Kritiken, Studien und Gedichte.

Eine Zeitschrift

in zwanglosen Heften,

herausgegeben

von

G. Fr. Daumer.

Erstes Heft.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1860.

In Mansarden-Einsamkeit,
Von dem Erdgewimmel weit,
Nah dem Vogel, nah dem Sterne,
Nahe der Unendlichkeit,
Wohnet der Gedanke gerne,
Schärft den edlen Augenschein,
Prüfet die verlieh'nen Witze,
Lauscht empor zum Aethersitze,
Kehrt in eigne Tiefen ein,
Sendet doppelt hell und rein
Seine Blicke, seine Blitze
In die tolle Welt hinein.

Vorwort.

Ich biete in diesen Heften eine Reihe von literarischen Produkten dar, welche theils auf äußere, zufällige Anregungen hin, wie sie der Tag zu bringen pflegt, namentlich durch Zeitereignisse, Broschüren und Aeußerungen periodischer Blätter veranlaßt, theils in Folge systematischer Studien und planmäßig angelegter Arbeiten größerer und umfassenderer Art entstanden sind und noch fernerhin entstehen mögen. Die gegenwärtige Lieferung ist vorwiegend polemischer Natur und hat es fast ganz nur mit den kampferfüllten Zeitläufen und Tagesinteressen zu thun, die selbst auf den einsam Lebenden und Sinnenden eindringen und ihre sofortige kritische Erledigung heischen. Das demnächst folgende Heft soll harmlosere und friedlichere Töne anschlagen und nur oder doch vorherrschend Positives und Poetisches geben. Was ich überhaupt will; in welchem

Sinn und Geist ich mich bethätige und worauf alle meine schriftstellerischen Versuche, so verschieden sie übrigens ihrer Beziehung und Darstellungsweise nach sein mögen, hinausgehen, darüber glaube ich mich schon hinlänglich in meiner in demselben Verlage erschienenen Conversionsschrift geäußert zu haben. Ich möchte der Kirche nützen, aber in der Art, daß die Kluft, die sie von der Zeitbildung zu trennen scheint, dem Auge verschwinde und daß erkannt werde, wie gerade sie im Grunde das Zeitgemäße, der errungenen Stufe wahrhafter Bildung und Einsicht Entsprechende sei.

Inhalt.

Druckfehler.

S. 4 Z. 8 in dem Motto statt: „bräu'n" lies: bräu'e.

S. 52 in der Note statt: «vota» lies: rota.

Die Manifestationen

des

protestantischen Geistes und Princips

in der Gegenwart.

Nebst

Rückblicken in die Vergangenheit.

Ich dachte mir, es wäre Zeit,
Mich auszuruhen von dem Streit,
Daß ich gemach von hinnen schiede.
Auf Erden aber ist kein Friede,
Und neu verflochten seh' ich mich
In Tageskämpfe wunderlich.

I.

Durlach und Rom.

Durlach und Rom —
Der romantische Dom,
So groß, so hehr,
Und des Abfalls Reich,
So hohl, so leer!
Das will so stolz, so vornehm gleisen;
Das möchte sich vor Neid zerreißen;
Das bohrt, es dräu'n noch so sehr,
Nur in die eigne Brust den Speer,
Kann nur das eigne Nichts beweisen.

1.

Ich nahm von dem Concordatsstreite in Baden und der in Beziehung auf denselben zu Durlach veranstalteten protestantischen Conferenz nur oberflächlich Notiz. Ich war mit anderen, weit friedlicheren und gemüthlicheren Dingen beschäftiget und zu Kritik und Polemik wenig aufgelegt; doch —

> „Mächtig, selbst wenn euere Sehnen ruhten,
> Reißt das Leben euch in seine Fluthen,
> Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz."

Ein Freund theilte mir im Januar laufenden Jahres den Abdruck der dort gehaltenen Reden mit. Ein Blick in diese Broschüre belehrte mich, daß sie eine wahre Perle sei, die man nicht achtlos und unbenützt aus den Händen werfen dürfe. Ich fragte vor Allem, ob nicht schon Etwas dagegen erschienen sei, und erhielt die zu Freiburg herausgekommene „Beleuchtung der Durlacher Verhandlungen" von dem Großherz. bad. geheimen Hofrath Dr. Karl Zell. Diese hat es hauptsächlich mit der Rechtsfrage und mit den speciellen Verhältnissen, Thatsachen und Umständen zu thun, die zu erörtern meine

Sache nicht ist. Ich glaubte daher, daß einige Bemerkungen, die mehr in's Allgemeine gingen und durch welche die betreffenden Verhandlungen als eine Darlegung des Stadiums, in welchem sich gegenwärtig die Entwicklung des protestantischen Geistes und Princips befindet, so wie als eine Manifestation und Documentation des protestantischen Sinnes und Geistes überhaupt in's Licht gesetzt würden, nicht ganz überflüssig sein möchten. Es war zugleich ein sehr bestimmter Anlaß und Grund gegeben, in die Vergangenheit zurückzugreifen und einige Partieen der Kirchengeschichte, die man protestantischerseits so gänzlich zu ignoriren pflegt und die doch so ungemein wichtig sind, wenn über confessionelle Dinge richtig geurtheilt werden soll, vor Augen zu legen. Und so mögen denn folgende kritische und historische Erörterungen gestattet sein!

2.

Die erwähnten, zu Heidelberg, von wo die ganze Sache angeregt worden war, erschienenen „Verhandlungen der protestantischen Conferenz in Durlach nennen sich eine „Denkschrift." Sie könnten füglicher eine „Nichtdenkschrift" heißen; denn vom Denken, wenn darunter eine besonnene, lichtvolle und consequente Operation des menschlichen Geistes zu verstehen, habe ich wenig Spuren darin entdeckt, viele aber vom wundersamsten Gegentheile. Ich glaube nicht, daß dies in der intellectuellen Unfähigkeit der bezüglichen Herren begrün-

det sei. Wie könnten solche Männer — Kirchenräthe, Stadtpfarrer, Doctoren, Universitätsprofessoren — mit einer so großen, fast idiotisch zu nennenden Geistesschwäche und Besinnungslosigkeit behaftet sein! Nein, nicht in den Personen, — in der hohlen, seichten, unhaltbaren, in sich selbst verkommenden, ihrem Untergange kläglichst entgegengehenden, so auch wohl tief empfundenen und nur mit äußerster, den Geist umnebelnder Sorge und Seelenangst vertretenen Sache ist der Grund einer sonst so unbegreiflichen Erscheinung zu suchen. Nur dieser, der Sache, nicht den geehrten Repräsentanten derselben, die wir beklagen müssen, daß der Entwicklung ihrer edlen Kräfte kein besserer Anlaß und Spielraum geboten ist, sollen denn auch unsere, wenn auch übrigens noch so aufrichtigen und ungenirten Entgegnungen gelten.

3.

Was uns bei näherem Eingehen in die bezüglichen Gegenstände und Streitfragen vor Allem interessiren dürfte, das ist das von den Durlacher Rednern entworfene Gemälde des Zustandes, in welchem sich zur Zeit das protestantische Christen- und Kirchenthum befindet. „Lassen Sie uns einen Blick auf die Stellung unserer Kirche und ihrer Glieder werfen," ruft Herr Stadtpfarrer Dr. Zittel aus Heidelberg. „Jeder besonnene Kämpfer," fährt er sehr richtig und passend fort, „wird bei drohender Gefahr vor Allem den Boden unter den eigenen Füßen untersuchen, damit er weiß, worauf er bauen kann." Verbinden

wir hiemit sogleich die bestimmt formulirten Sätze, welche Herr Kirchenrath Dr. Schenkel aufstellt: „Der Protestantismus ist aus dem Boden der Gemeinde hervorgewachsen.“ — „Die katholische Kirche ruht auf dem Clerus, die protestantische auf der Gemeinde.“ Nun klagt aber der erstgenannte Redner über die Theilnahmslosigkeit der Gemeinde. „Wenn diese darin beharrt, wenn sie dabei bleibt, daß Alles, was Kirche, Religion und religiöses Gemeindeleben betrifft, lediglich die Sache der Geistlichen sei, dann wird es nicht besser, sondern immer schlimmer werden. In der Theilnahmslosigkeit der Gemeinde, meine Herren, liegt die Schwäche des Protestantismus [1]). Sie hat in einem langen Zeitraum ihre schlimmen Früchte getragen, das kirchliche Leben ist mehr und mehr erlahmt, die Geistlichen sind ihren gesonderten Weg gegangen, so wie die übrigen Glieder der Kirche den ihrigen, und die Wege führten nicht zusammen, so daß jene in ihrer Besonderheit immer mehr außerhalb der Gegenwart und Wirklichkeit zu stehen kamen, andererseits den Nichtgeistlichen das Verständniß evangelischen Gemeinlebens und protestantisch-kirchlicher Interessen fast gänzlich verloren ging. Das ist unsere Schwäche“ u. s. w. So sagt dann auch Herr Kirchenrath Dr. Schenkel: „Die kirchlichen Gaben und Kräfte unserer

1) Diese Worte sind eben so auch im Orginaldruck unterstrichen.

Gemeinden sind noch fast ganz unentwickelt, daher kommt unsere scheinbare Ohnmacht." Es sollte einfach heißen: „unsere Ohnmacht;" denn ohnmächtig ist Etwas in der That und muß es sein, wenn ihm der Boden fehlt, der ihm zu Existenz, Gedeihen und Sieg nöthig. Aber man schämt sich eines so offenen Geständnisses und sucht die Jämmerlichkeit der Zustände, die man schildert, durch die widersprechendsten Zusätze und verwunderlichsten Inconsequenzen zu mindern. Derselbe Redner bekennt, daß dem protestantischen Princip der feste Glaube an sich selbst mangele, und daß es in den Bevölkerungen, die ihm huldigen, noch nicht zu wahrhafter Ausbildung gediehen sei! Die protestantische Kirche scheine mehr auf katholische Traditionen zu bauen; im Katholicismus manifestire sich ein glaubens- und charaktervolles und darum auch zu den kühnsten Experimenten geeignetes Gegentheil. Wunderbar ist es, zu gleicher Zeit zu hören, daß sich Letzterer dennoch entschieden überlebt habe und keinen Boden mehr in der Zeit und den Völkern besitze, dagegen der Protestantismus von jugendlicher Lebenskraft erfüllt, das dem Zeitalter und ihren Staatsformen speciell Angemessene und Natürliche sei, daher auch von der Zukunft Alles zu hoffen habe. Doch wir müssen, um etwas so Außerordentliches und Unglaubliches zu documentiren, Herrn Kirchenrath Dr Schenkel's allereigenste

Worte citiren, wie sie S. 36 f. den denkenden Leser der Heidelberger „Denkschrift" in Erstaunen setzen.

„Die katholische Kirche verdankt ihren Machtzuwachs in neuerer Zeit ihrer grundsätzlichen Consequenz. Ein schlagender Beweis, welche Kraft in der folgerichtigen Geltendmachung eines Princips liegt. Das römisch-katholische Princip lebt nicht mehr in den Völkern; die Stimmung der ganzen Zeit ist ihm entgegen; es hat sich überlebt. Und dennoch, weil es an sich selbst glaubt, obgleich fast Niemand mehr daran glaubt, hat es nochmals den, wenn auch erfolglosen, Versuch zu erneuerter Weltherrschaft machen können. Das protestantische Princip lebt in den Völkern, zum Theil selbst in den katholischen. Es hat die Zukunft, ja bereits die Gegenwart des modernen Staates für sich; es ist jugendlich lebenskräftig. Aber es hat bis dahin noch nicht recht an sich geglaubt; es ist innerhalb der protestantischen Bevölkerungen noch nicht wahrhaft vollzogen. Die protestantische Kirche scheint gegenwärtig weit mehr beflissen, sich an katholische Ueberlieferungen anzuklammern, als auf protestantische Ueberzeugungen zu vertrauen."

Fast Niemand glaubt mehr an das katholische Princip; es selbst aber glaubt an sich — ist dieses Princip eine unabhängig von den Menschen für sich bestehende Hypostase oder eine gewisse Bestimmtheit und Richtung des

menschlichen Denkens und Wollens, das bloß bei und in Menschen vorkommt? In letzterem Falle kann es nur in Menschen an sich selber glauben; und sind dieser Menschen so gar wenige, wie es hier dargestellt wird, indem fast Niemand mehr daran glauben soll — wozu denn so viel Beachtung, Besorgniß, Aufregung, Erörterung, Kampf und Streit; wozu diese langen, breiten Conferenzreden und Verhandlungen, ihr Abdruck, ihre Uebergabe an Regierung und Kammern, die auf der Conferenz beschlossene Gründung eines Wochenblattes, die Bestellung eines Comité's, das sich auch noch beliebig zu verstärken habe u. dergl.? Gesteht es aufrichtig: ihr fühlt gar wohl, daß euere Sache in jeder Beziehung nichtig und wesenlos ist und nur noch mit dem Tod im Herzen ein siechendes Leben fristet; daß hingegen diejenige, deren ihr euch mit so großer Furcht zu erwehren sucht, nicht so verächtlich ist, als ihr vorgebt, daß sie sich im Gegentheil einer unendlichen Fülle, Größe und Kraft erfreut, sich, ob noch so alt, stets wieder jugendlich zu erneuen vermag und eben jetzt wieder die wahrhafte Sache der Zeit und Cultur ist und nur darum mit so großem Eifer und Hasse bekämpft und heruntergesetzt wird. Wie sich das näher verhält, habe ich in meiner zu Mainz erschienenen Conversionsschrift, und schon vorher in meiner zu Münster herausgekommenen „dreifachen Krone Roms“ zu entwickeln und klar zu machen gesucht, worauf ich mir hier der Kürze wegen hinzudeuten erlaube.

4.

Zu den von den Durlacher Rednern besprochenen und besonders wichtigen Punkten gehört ferner das Verhältniß der kirchlichen Dinge zur weltlichen Macht. Die protestantische Kirche hat sich in ihrer Lostrennung von Rom dem Staate in die Arme geworfen und sich von ihm absorbiren lassen; sie hat den ungereimten und empörenden Grundsatz aufgestellt: Cujus regio, ejus religio: der Fürst eines Landes ist auch der jedesmalige Herr und Meister der kirchlichen Dinge desselben; und so hängt sie in monarchischen Staaten von diversen Landesfürsten als Landesbischöfen und weltlichen, durch fürstliche Geburt und Erbfolge bestimmten Päpsten ab, selbst wenn diese, wie in Bayern der Fall, katholisch, oder, wie es in England vorkommt, weiblichen Geschlechtes sind. Eine größere Selbstentwürdigung und Selbstwegwerfung kann es für eine kirchliche Macht und Gemeinschaft offenbar nicht geben. Die katholische Kirche hat sich von einer unziemlichen Unterordnung und Knechtschaft stets frei erhalten und ist fortwährend sich ihrer zu erwehren bestrebt, weßhalb ihr allgemeines Oberhaupt nothwendig auch einen eigenen, zu seiner Unabhängigkeit den weltlichen Mächten gegenüber dienenden und hinreichenden Fürstenrang und Länderbesitz im Anspruch nimmt. Dies macht man ihr zum Vorwurfe, während man doch zugleich der Unfreiheit der protestantischen Kirche, als einer der verhängnißvollsten Ursachen

ihrer Schwäche und Hülfslosigkeit, gedenkt und so mit der größten Naivetät seine eigene Schmach an den Pranger der Oeffentlichkeit stellt. Es ist namentlich Herr Stadtpfarrer Dr. Zittel, der uns dies wunderliche Schauspiel gibt.

„Wenn uns," sagt er S. 23., „die Katholiken sagen würden: Wir haben ja Nichts dagegen, wenn die Regierung auch mit der protestantischen Kirche einen ähnlichen Vertrag abschließt, so würde das klingen wie bitterer Hohn. Ein Vertrag kann nur da geschlossen werden, wo beide Theile wenigstens insoweit von einander unabhängig sind, daß es jedem von ihnen freisteht, Ja oder Nein zu sagen. Wer aber könnte in diesem Falle für die protestantische Kirche der Saatsregierung gegenüber eintreten? Unser Oberkirchenrath ist eine Staatsbehörde und zwar eine Staatsmittelstelle, ähnlich wie die Kreisregierungen. So wenig nun der Großherzog mit einer seiner Kreisregierungen einen Staatsvertrag abschließen kann, so wenig kann er es mit dem Oberkirchenrathe. Denn wenn dieser heute zu den Anträgen der Staatsregierung Nein sagen wollte, so kann der Großherzog morgen an seine Stelle einen andern setzen, welcher Ja sagt. Der Oberkirchenrath kann keine Bedingungen stellen; er hat als untergeordnete Staatsbehörde der übergeordneten nur zu gehorchen. Man wird vielleicht sagen, wir hätten ja die Generalsynode. Ich will hier nicht davon reden, ob die Generalsynode in ihrer gegenwärtigen Zusammensetzung für eine wirkliche Vertretung der evangelischen

Kirche gelten könne oder nicht; ich will nur daran erinnern, daß sie nur eine vorübergehende Versammlung, keine Behörde ist, daß ihr Zusammentritt und ihre Dauer wieder nur von der Bestimmung des Landesfürsten abhängt, daß sie endlich für sich gar Nichts beschließen, sondern nur Bitten an den Landesfürsten, beziehungsweise an dessen Regierung, richten kann. Dagegen erscheint in dem Concordat der Vertreter der katholischen Kirche der badischen Regierung gegenüber als eine selbstständige Macht" u. s. w. „Wo in aller Welt," so schließt diese merkwürdige Schilderung, „kann hier noch von einer Gleichberechtigung die Rede sein?"

Es ist wahr, die katholische Kirche ist selbstständig und frei und steht in dieser Eigenschaft großartig und würdevoll dem weltlichen Staat und seinen Beherrschern gegenüber. Die protestantische hingegen ist gefesselt und geknechtet und kann der weltlichen Macht gegenüber nur unterthänige Vorstellungen und Bitten vortragen, und in dem Falle der Zurückweisung nur schweigen und gehorchen, wie es ihre Unterthanenpflicht erheischt. Aber wer ist denn daran Schuld? Die katholische Kirche? Ihr Werk ist es nicht, daß sich ein solches Verhältniß gestaltet hat; die Reformation hat es durch einen gewaltsamen Abbruch und Austritt von ihr zuwege gebracht. Die weltliche Macht? Die protestantische Kirche hat sich ihr mit freiwilliger Aufopferung ihrer Selstständigkeit in die Arme geworfen, oder wenn, wie in England, ein Despot reformirte und zu

der weltlichen Macht, die er besaß, auch die geistliche an sich riß, so war dies doch den auch sonst ausgesprochenen und in Vollzug gesetzten Ansichten und Grundsätzen der Reformatoren und Protestanten gemäß [1]). Die Sache ist klar: sie selbst, diese Kirche, ist die Ursache ihrer Erniedrigung und Ohnmacht, die ja so ganz nur in ihren eigenen Lehren, Anschauungen und Einrichtungen wurzelt; sie füge sich also in das Schicksal, das sie sich selbst bereitet, oder, wenn sie sich darüber beschweren will, so richte sie ihre Anklagen gegen sich selbst!

---

1) Luther machte die weltlichen Regenten zu Oberhäuptern der Kirche und gebot ihnen, die Kirchen- und Klöstergüter einzuziehen. Als freilich Fürsten und Adelige dieselben für sich behielten, und die Diener des Evangeliums so arm waren, daß sie „mit Weib und Kind verschmachten wollten," verfluchte er die Kirchenräuber. Auf dem Convente zu Naumburg 1554 führten die Theologen, Melanchthon an der Spitze, um die Dependenz der Kirche von den Höfen zu begründen, Stellen, wie Jes. 49, 23, an, wo es heißt: „Könige sollen deine Pfleger und ihre Gemahlinnen deine Säugammen sein" ꝛc. Dem Rath von Zürich wurde die Ausübung der Episkopalrechte von Zwingli förmlich übertragen. Oft mußten die Unterthanen nach der Laune ihrer Regenten die Confessionen und Culte, wie Kleider, wechseln, besonders nachdem der westphälische Friede den Fürsten das jus reformandi sogar gesetzlich übertragen hatte. So tief wurde die Kirche in die Sklaverei und Abhängigkeit von fremdartiger Autorität und Gewalt und individuellem, zufälligem Belieben hinabgestoßen!

„Die Gleichberechtigung der Kirchen," sagt Herr Stadtpfarrer Dr. Zittel, „ist schon dadurch verletzt, daß überhaupt mit der katholischen Kirchenregierung als einer selbstständigen Macht ein Vertrag abgeschlossen worden ist." Also nicht einmal überhaupt nur ein Vertrag darf mit dem Papste geschlossen, die katholische Kirche als eine selbstständige Macht, wie sie es doch faktisch ist, schlechterdings nicht angesehen, anerkannt, behandelt werden, und warum? Weil sich die protestantische Kirche nicht in derselben unabhängigen und ehrenvollen Lage, wie die katholische befindet und diese Ungleichheit im Falle eines Vertrages mit dem Papste den Protestanten schmerzlich fühlbar wird!!! Kann man sich etwas Absurderes, Lächerlicheres denken?

5.

Eine weitere Merkwürdigkeit ist der Begriff, den die Durlacher Redner vom Staate — bestimmter vom modernen Staate — aufstellen und ihre Emporschraubung desselben bis zu dem Grade, daß die Kirche daneben zur völligen Null herabgesetzt wird, wo sie also dieselbe Erniedrigung und Entwerthung der Kirche, die sie beklagen, selbst wieder principiell erneuern und vertreten. Das Wesen des modernen Staates, erklärt Herr Professor Häusser, bestehe in seiner Befreiung von den Fesseln der Hierarchie, denen er entzogen werden müsse, um in selbstständiger Entfaltung seiner Kräfte und Ausübung seiner Funktionen die ihm zugefallene Mission zu erfüllen. Dem-

selben Jahrhundert, das den Protestantismus geboren, entstamme auch das Wesen und der Begriff der heutigen Staatsordnung; die Reformation habe auch den Staat befreit und ihm die hohe sittliche Aufgabe zugewiesen, die er seitdem zum Heil der Welt erfülle. „Damit er diese Aufgabe auch fernerhin erfüllen kann, muß er sich in voller Freiheit bewegen, darf nicht zum Dienste unter irgend eine kirchliche Macht gebunden werden." — „Der Protestantismus," heißt es weiterhin, „hat den Staat nicht allein von fremden Banden befreit, er hat ihm auch zuerst die göttliche Mission zuerkannt, alle hohen und sittlichen Lebenszwecke der menschlichen Gesellschaft durch seine Anordnungen zu erreichen."

Hier drängen sich folgende Fragen auf: Hat denn die Kirche nicht auch eine Mission? Und wenn der Staat in seiner modernen Bedeutung und Gestaltung in der That Alles durch seine Anordnungen erreicht, was bleibt denn der Kirche übrig? Diese ist dann offenbar völlig überflüssig und bedeutungslos, ein substanzloser Schatten und Schein, der nur noch formelle Rest einer früheren Wahrheit und Wirklichkeit, der aus der Liste der socialen Existenzen billig ganz gestrichen würde. Soll das protestantisch sein? Der ältere Protestantismus, wie er sich durch die Reformatoren und ihre gleichgesinnten Nachfolger gestaltet, hat es so nicht gemeint; denn der hat den kirchlichen Dingen bei aller Unterordnung unter den Staat doch immer eine große Wesenheit und Wichtigkeit beige-

lezt. Ist die protestantische Kirche jetzt wirklich dahin gekommen, sich dem Staate gegenüber für *gar Nichts* zu halten oder halten zu lassen, so ist das die Vollendung der schmachvollen Selbstzerstörung, die damit begonnen hat, daß man den Landesfürsten zum Landesbischof und obersten Herrn und Entscheider über die kirchlichen, wie über die weltlichen Dinge seines Herrschergebietes gemacht. Was die Durlacher Versammlung betrifft, so hat dem die Kirche zu Gunsten des Staates so völlig zerschmetternden Historiker wirklich Niemand widersprochen; die anwesenden Geistlichen erhoben keinen Widerspruch und legten keine Verwahrung ein; Alles becomplimentirte sich nur und war, so viel man sehen konnte, *ein* Herz und *ein* Sinn. Ist nun diese Versammlung für eine wahre Repräsentation des Protestantismus unserer Tage zu halten, so hat dieser durch sie sich selbst gerichtet und sich ausdrücklich und unzweideutig genug *für die hohlste, wahrheitsloseste, überlebteste und unnützeste aller socialen Gestaltungen und Einrichtungen der Gegenwart erklärt.*

Sollten aber diese Bestimmungen keine Gültigkeit haben, sondern als ein Frevel und Verrath am Heiligthume protestantischer Religiosität und Kirchlichkeit zu betrachten sein, sollte der Staat keineswegs Alles in Allem sein und keineswegs Alles nur auf Regierungsbefehle, Beamtenthätigkeit, Policei, Justiz, Militär, Ständekammern u. s. w. ankommen; sollte auch noch die Kirche eine „Mis-

sion" haben und ohne allgemeinen Schaden und Ruin nicht unerfüllt lassen dürfen — bedarf sie denn nicht eben so gut, als der Staat der Freiheit und Unabhängigkeit von fremdartigen Einflüssen und Eingriffen? Soll sie sich gedeihlich und erfolgreich in den engsten Fesseln bewegen können, da hingegen nach Herrn Professor Häusser's Behauptung der Staat schlechterdings aller Bande entledigt sein muß, um seine Aufgabe zu lösen? Und wenn es sich wesentlich anders verhalten, wenn auch die Kirche der Freiheit und Selbstständigkeit bedürfen sollte, um ihrer großen und tiefen Bestimmung zu entsprechen, ist dann die protestantische nicht sehr zu tadeln, daß sie sich so sklavisch hat binden und knebeln lassen, und die katholische dagegen sehr zu loben, daß sie sich nicht in ähnlicher Weise weggeworfen und sich den ihr nöthigen Spielraum eigener, freier Entwickelung, Gestaltung und Bethätigung auch neuerdings nicht nehmen lassen will?

6.

Die Durlacher Conferenz ermangelt nicht, das schöne, große, herrliche, tausendfach erwähnte und gepriesene, die Herzen der Protestanten immer wieder von Neuem mit stolzem Selbstbewußtsein erfüllende Princip dieser Confession, die ihr so specifisch und charakteristisch eigene humane Toleranz und Verträglichkeit in Glaubens- und Cultussachen, auch ihrerseits mit dem schärfsten Accente hervorzuheben; dem Katholicismus hingegen in eben so herkömmlicher und unzählige Male wie-

derholter Weise eine ihn vom Protestantismus principiell unterscheidende Unduldsamkeit vorzurücken. „Die Toleranz," bemerkt Herr Kirchenrath Dr. Schenkel, „ist ein wesentlicher Grundzug des Protestantismus; der römische Katholicismus dagegen ist unduldsam im Princip." Der Herr Kirchenrath selbst ist ein treffliches Beispiel protestantischer Duldsamkeit und williger Einräumung des Rechtes und des Spielraumes, den andere Religionsparteien zur Entfaltung des ihnen eigenthümlichen Sinnes und Geistes nöthig haben. „Werden sich," ruft er entsetzt, „nicht neue Orden in paritätischen Städten festsetzen? Werden sich nicht Klöster neben protestantischen Gotteshäusern erheben?" Wo gemischte Bevölkerung ist, da sollen also die Katholiken unter sich keine beliebigen Vereine und Gesellschaften zum Behufe der ihnen eigenen Religionsübung bilden dürfen; wo sich protestantische Kirchen befinden, da soll es nicht erlaubt sein, Klöster zu bauen. Das wäre ein Gräuel, den protestantische Augen und Herzen nicht ertragen könnten. Wollten etwa umgekehrt die Katholiken die Erbauung protestantischer Kirchen neben ihren geistlichen Anstalten und Heiligthümern hindern, so wäre das etwas ganz Anderes; es wäre ein entsetzlicher Fanatismus, über den man Zeter Mordio schreien, ob dessen man die ganze Welt in Bewegung setzen müßte. Der Herr Kirchenrath stellt ferner den Satz auf, daß katholische Prozessionen in den Straßen der Städte von gemischter Einwohnerschaft nicht

zu dulden seien; namentlich seien kirchliche Aufzüge zur Verherrlichung von Dogmen, die den Protestanten zum Anstoß und Aerger gereichen, eine unerträgliche Sache, die man sich nicht gutwillig gefallen lassen dürfe. Auf diese Weise belehrt uns Herr Kirchenrath Dr. Schenkel, was protestantische Duldsamkeit, Humanität und Verträglichkeit ist.

Als im vorigen Jahre die große Schillerfeier veranstaltet, in tendenziöser Weise behandelt, zu einer protestantischen, maurerischen, deutschkatholischen und demokratischen Demonstration benützt und theilweise sehr feindlich, beleidigend und drohend gegen Staat und Kirche ausgebeutet wurde, da sollten und mußten sich die Katholiken alles Mögliche gefallen lassen; und wurde von ihrer Seite her eine Aeußerung des Unbehagens und der Gereiztheit laut, wie sie in diesem Falle so natürlich und verzeihlich war, wie wurde das aufgenommen und auch wieder zum Schaden der katholischen Kirche auszubeuten gesucht! In demselben Monat treten nun diese Herren in Durlach auf und erklären, einen der protestantischen Denkart nicht conformen Cultus, wie die Frohnleichnamsfeier, nicht dulden zu wollen!!!

7.

Man geräth bei diesen Manifestationen des modernen Protestantismus von einem Erstaunen in das andere. Jeder Schulknabe weiß, daß der Protestantismus durch einen — sei es lobenswerthen oder tadelhaften — Abfall vom

Päpste und der allgemeinen katholischen Kirche entstanden ist. Die Durlacher Herrn scheinen es anders zu wissen; denn sie machen es der letzteren zum Vorwurfe, daß sie die Protestanten für Abgefallene hält; es soll darin eben die principielle Intoleranz bestehen, deren sie sich schuldig mache. „Der römische Katholicismus," sagt Herr Kirchenrath Dr. Schenkel, „ist unduldsam im Principe; er behauptet, daß es nur eine, die römisch-katholische Kirche gebe; er verweigert uns schon im Principe die Anerkennung, wir sind in den Augen des römischen Stuhles Abgefallene." Der römische Stuhl soll also wohl annehmen, daß Luther nicht erst ein katholischer Mönch und gehorsamer Sohn der katholischen Kirche gewesen; daß er und die übrigen Reformatoren und anfänglichen Protestanten schon, wie ihre Nachkommen, protestantisch geboren und erzogen worden seien, daß die reformatorischen Glaubenssysteme und protestantischen Kirchenthümer nebst dem nach Herrn Professor Häusser's Darstellung damit zugleich gegebenen modernen Staate von jeher dagewesen seien und schon die kirchlichen und staatlichen Formationen des Mittelalters ausgemacht hätten, Katholicismus und Papstthum aber erst durch einen Abfall von ihnen zu Stande gekommen seien. Tolleres ist mir in meinem Leben nicht vorgekommen.

Der ältere Protestantismus hat die Katholiken für etwas noch viel Schlimmeres, als für Abgefallene und Irrgläubige, er hat sie für Ungläubige, Götzendiener,

Feinde Christi erklärt und darauf die Behauptung gebaut, daß er nicht so tolerant sein könne und dürfe, als sich ihm gegenüber der Katholicismus beweise. Dieser stellte hinsichtlich der gemischten Ehen den Satz auf, daß dieselben unter gewissen Bedingungen tolerirt werden könnten. Ganz anders benahm sich Luther und besonders Calvin, welche Ehen zwischen Katholiken und Protestanten mit Berufung auf 2. Kor. 6, 14: „Ziehet nicht an einem Joche mit den Ungläubigen," für ganz unzulässig, ja für gotteslästerlich hielten. Synoden, die sich in diesem Sinne äußerten, waren die reformirte von Lyon im Jahre 1565 und von Saumur 1596; die von Montpellier 1598 sprach über Geistliche, welche gemischte Ehen einsegnen würden, Suspension und Amtsentsetzung aus, und Gentilis, um eine so große Härte zu motiviren, erklärte: „Die Katholiken könnten solche Ehen noch billigen, da nach ihrer Ansicht die Protestanten doch nur Häretiker seien; diese hingegen müßten sie geradezu verwerfen, da sie die Katholiken nicht bloß für Ketzer, sondern für Antichristen hielten [1])."

Man sieht aus solchen Aeußerungen und Handlungsweisen, daß der alte Reformatismus und Protestantismus von dem, was wir unter der Toleranz, als einer Tugend,

---

1) Vergl. Alzog, Kirchengeschichte, Mainz 1853, S. 942. Eine Stelle aus Luther's Werken, wo er nur seine Anhänger für Christen gelten läßt, werden wir unten citiren.

verstehen, deren sich jede Religionspartei gegen die andere zu befleißigen habe, schlechterdings Nichts wußte, und unendlich weit davon entfernt war, in den Besitz einer solchen Eigenschaft eine Ehre zu setzen und damit gegen die Katholiken groß zu thun, indem er es im Gegentheile ganz unverholen aussprach, daß er nicht toleriren könne, was der Katholicismus tolerire, daß er intoleranter, als dieser sei und sein müsse, da es die ihm eigenthümlichen Begriffe und Anschauungen heischten. Die Forderung der Toleranz, der gegenseitigen Duldung und Verträglichkeit in Beziehung auf religiöse Denkarten und confessionelle Parteistellungen trat erst im vorigen Jahrhundert hervor und ging nicht vom protestantischen Deutschland, sondern vom katholischen Frankreich, namentlich von Voltaire aus. Wem ist nicht dessen berühmte Schrift über die Toleranz, wem nicht der mächtige Einfluß, den er auf seine Zeit übte, insbesondere sein Verhältniß zu Friedrich dem Großen bekannt? Das protestantische Deutschland wurde mit dem damals in Frankreich so energisch vertretenen Princip erst von diesem katholischen Nachbarland und seinen geistigen und literarischen Celebritäten angesteckt [1]. Wäre die Toleranz, wie Herr

1) Man verstehe mich nicht falsch! Ich stelle die erwähnte Tendenz und Wirksamkeit nicht allzu hoch und kenne die Mängel wohl, an denen sie litt. Es fehlte dieser Art von Aufklärung jede tiefere Einsicht in Religion und Religionsgeschichte; es war auch nicht der wahre Geist der Liebe und Versöhnung, der hier



Kirchenrath Dr. Schenkel behauptet, ein Grundzug des Protestantismus, so müßte man doch wohl auch früher etwas davon gemerkt haben; es müßte dies Princip schon von Anfang an zum Ausspruche und zur Anwendung gekommen sein. Davon aber weiß die Geschichte Nichts. Wer namentlich behaupten wollte, ein Luther, Melanchton, Flacius, Calvin, Knox, Hein-

---

waltete; die Seele dieser Erscheinung und Bethätigung war der Haß gegen das Christenthum und jede positive Religion, und die Begierde, sie und ihre Repräsentanten um ihr Ansehen zu bringen und so verhaßt und verächtlich als möglich zu machen. Daher schlug die von ihr empfohlene Milde, Gerechtigkeit und Verträglichkeit schon gleich Anfangs, wie theoretisch bei Voltaire selbst, und dann thatsächlich in der Revolution, in ein fanatisches Gegentheil um. Zu welchen Gewaltthätigkeiten bereits der genannte Schriftsteller aufgelegt war, verräth ein Brief von ihm, worin er bedauert, daß die Philosophen nicht einig, reich und mächtig genug seien, um die Feinde der Menschheit, die Jesuiten, mit Feuer und Schwert zu vertilgen. Von dem Benehmen der deutschen Aufklärer und Toleranzprediger des achtzehnten Jahrhunderts werde ich unten §. 35 eine Probe geben. Aber selbst mit dieser unächten Art von Toleranz mußte das protestantische Deutschland erst durch die Franzosen bekannt gemacht werden. Denn vorher war auch von dieser keine Spur; man verwarf Alles der Art sogar grundsatzmäßig; es galt und herrschte in religiösen, dogmatischen und confessionellen Beziehungen Nichts, als die offene, unbedingte Verdammung, Verfolgung und Vernichtungswuth.

rich VIII. von England u. s. w. seien ganz allerliebste, duldsame, humane, freisinnige, verträgliche Leute gewesen, die Niemand um des religiösen Glaubens und Cultus willen gehaßt, geschmäht, verdammt, verflucht, verfolgt, vertrieben, getödtet hätten, der wäre entweder der schimpflichsten Ignoranz oder der schamlosesten Lüge zu zeihen. Da solche Voraussetzungen und Annahmen gleichwohl überall begegnen, wenigstens in's Allgemeine und Unbestimmte hin stets vorgebracht und geltend gemacht werden und des eitlen Geprahles mit principieller protestantischer Toleranz, Humanität und Liberalität kein Ende ist, so ist es der Mühe werth, auf diesen Gegenstand etwas genauer einzugehen.

8.

Worauf Luther den Hauptaccent legte, war bekanntlich nicht die Liebe, sondern der Glaube. Und von diesem lehrte er ausdrücklich, daß er das vollkommene Gegentheil der Liebe sei und Nichts von Sanftmuth, Duldung, Nachsicht wisse und wissen dürfe. „Liebe leidet Alles, Glaube leidet Nichts; Liebe segnet, Glaube fluchet; Liebe suchet Schonen und Vergeben, Glaube suchet Rache und Strafe. Darum wenn's den Glauben und Gottes Wort betrifft, da gilt nicht mehr lieben und geduldig sein, sondern eitel Zürnen, Eifern und Schelten.“ — — — „Die Liebe fluchet nicht, rächet sich auch nicht; aber der Glaube fluchet und rächet. Das zu verstehen, mußt du von einander scheiden Gott und Mensch, Sache und Per-

son. Was Gott und die Sache angeht, da ist keine Geduld noch Segen, sondern eitel Eifer, Zorn, Rache und Fluchen. Wie wenn die Gottlosen das Evangelium verfolgen, das betrifft Gott und seine Sache; da ist nicht zu segnen, noch Glück dazu zu wünschen; sonst dürfte auch Niemand wider die Ketzerei predigen noch schreiben, sintemal Solches nicht ohne Fluchen geschehen kann; denn wer da wider sie prediget, der wünschet ja, daß sie untergehen und thut das Aergste und Beste dazu, daß sie untergehen. Das heiße ich nun Glaubensflüche. Denn ehe der Glaube ließe Gottes Wort untergehen und Ketzerei stehen, er wünschte eher, daß alle Creaturen untergingen. Denn durch Ketzerei verliert man Gott selber. Darum muß geflucht, Uebel gewünscht und Rache gebeten sein wider des Evangelii Verfolgung und Irrthum und wider die, so solch' Unglück treiben und anrichten [1]."

Hier wird das Princip der Liebe zwar nicht völlig negirt, aber auf die Fälle beschränkt, wo keine Glaubens-

---

1) Luth. Opp. Alt. III. fol. 503 b. Cf. VI. fol. 238 a.: „Wir bitten auch für unsere Feinde, nicht daß sie Gott stärke und schütze in ihrem Wesen, wie die Christen" — für solche galten dem Reformator nur seine Anhänger, nicht die Katholiken — „noch ihnen helfe, sondern daß sie bekehrt werden mit Gnaden, wenn sie zu bekehren sind, oder wenn sie nicht wollen, daß er sich wider sie lege, ihnen steuere und des Spieles ein Ende mache mit ihrem Schaden und Unglück."



angelegenheiten in's Spiel kommen; in Beziehung auf diese wird ein maßloser Haß, Zorn und Grimm, wird ein Fanatismus, der, um ein beliebiges Glaubenssystem durchzusetzen, Nichts schont und lieber die ganze Welt zu Grunde richtet, als sich irgendwie versöhnlich und verträglich zeigt, entschieden und mit einer abscheulichen, für heutige Ohren unerträglichen Phraseologie vorgeschrieben und zur Pflicht gemacht. Und diese Lehren und Gesinnungen erfreuten sich in der protestantischen Welt, selbst was den später aufgekommenen Pietismus betrifft, eines so großen Beifalls und Ansehens, daß sie bis in's achtzehnte Jahrhundert hinein festgehalten und wiederholt wurden, wie Spener's Predigten über Arndt's Bücher vom wahren Christenthum lehren, die 1711 zu Frankfurt a. M. erschienen und in welchen obige Aussprüche Luthers als die autoritätsvollsten und unwidersprechlichsten Orakel eines gottgesandten und gottbegeisterten Mannes citirt und ausgehoben sind.

9.

Wie nun solche Ansichten, Gesinnungen und Grundsätze in bestimmten Beziehungen und Richtungen geäußert und praktisch angewendet wurden, davon ließe sich ein ganzes Buch schreiben, das der empörendsten Dinge voll wäre und das man bei empfindlichen Nerven kaum zu lesen im Stande wäre. Man sehe, um nur ein Paar protestantische Geschichtschreiber zu nennen, was Alles schon der alte Arnold in seiner „unparteiischen Kirchen- und

Ketzerhistorie [1])" verzeichnet hat, oder was in K. A. Menzels „Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte" und in Hinsicht der gräßlichen Hexenprocesse, die erst in Folge der Reformation zu ihrer höchsten Blüthe gelangten, in Kirchenrath Horst's „Dämonomagie" berichtet und beschrieben ist. Ich selbst habe bereits bei den Streitigkeiten mit der protestantischen Theologie, an die ich seit 1832 so viel Kraft und Zeit verschwendete, mehrfach dieser Dinge gedacht, auch verschiedene Auszüge aus Schriften, wie die genannten, gegeben; ich habe schon damals zu zeigen gesucht, wie tolerant und human sich von Anfang an bis auf die neuesten Zeiten herab der Protestantismus benommen hat. Es hat Nichts genützt. Jene Schriften sind verschollen und vergessen; man hat sie zum Theil gewaltsam unterdrückt; und die alte Lüge und hochmüthige Selbsterhebung macht sich zur Stunde noch eben so breit, wie früherhin. So möge es denn erlaubt sein, auch wieder einmal gelegentlich auf die Thatsachen zurückzukommen, welche man einem solchen Betragen entgegenzustellen berechtigt ist — Thatsachen, von denen das allgemeinere protestantische Publikum blutwenig zu erfahren und zu wissen pflegt und daher sehr zu entschuldigen ist, wenn es in so süßen und stolzen Täuschungen über die Natur und Geschichte seiner Confession befangen ist; die aber doch wohl den Gelehrten vom Fache, die namentlich den Theologen und Pro-

1) Frankfurt a. M. 1699.

fessoren der Geschichte, die auf unseren Universitäten lehren, nicht unbekannt sein können; deren gänzliches Ignoriren und Verkehren in ein eitles, ruhmrediges Gegentheil daher bei solchen Männern durchaus keine Entschuldigung zuläßt und eine wahre Sünde wider den heiligen Geist der Wahrheit ist.

10.

Ich kann, indem ich einen näheren Schritt in dieses finstere, fanatische Gebiet hineinthue, nicht umhin, vor Allem dem hochgefeierten Urheber der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts, dessen große und glänzende Eigenschaften ich nicht verkenne, der aber doch bei Gott nicht geeignet ist, mit dem Ruhme eines Toleranz- und Humanitätspredigers und Vertreters sanftmüthiger und liebevoller Principien und Tendenzen geschmückt zu werden, das wilde, wüthige, unduldsame und tyrannische Wesen vorzuwerfen, das ein Hauptzug seines wunderlich gemischten Charakters war. Dieser gewaltige Mann hat einen Theil der Christenheit von der Autorität des päpstlichen Stuhles und der katholischen Kirche losgerissen; dafür hat er sich selbst zum Papste gemacht, für den „Heiligen des Herrn" erklärt [1]), mit unerhörter Eigenmacht und Gewaltsamkeit über Alles gerichtet und Alles, was ihm nicht zusagte,

1) „Weil du den Heiligen des Herrn betrübt hast, so verzehre dich das ewige Feuer!" rief er bekanntlich bei Verbrennung der Bannbulle.



dictatorisch verworfen und unbarmherzig verketzert, verdammt, vom Teufel hergeleitet und dem Teufel zugewiesen. Und diesen Sinn und Geist hat er im reichsten Maße auch seinen Anhängern, Schülern und Nachfolgern mitgetheilt; in diesen Ton stimmte mehr oder weniger die ganze theologische Sippschaft ein, deren Erzvater, Chorführer und Chef er war. Ein einziger sanfter, bescheidener, durchaus edler und fleckenloser Charakter befand sich in diesem Kreise — wir werden auf ihn zurückkommen. Er kann nicht gelten; er war Ausnahme, Fremdling in seiner Partei und Zeit, von Allen gehaßt und verfolgt, ohne erhebliche Wirkung bleibend, im Elend hinsterbend; er ist vergessen und nur noch dem Gelehrten und Historiker bekannt. Armer Schwenkfeld! Aber du bist auch der Einzige, der im Glanze stehen, den man ob seiner reinen Seele und redlichen Meinung willen unbedingt achten und ehren wird, wenn die Zeiten der Leidenschaft und der Lüge vorüber sein werden.

11.

Die alten Kirchenlehrer wurden von Luther sämmtlich als Ketzer behandelt. „Sie haben alle im Glauben geirrt, und wenn sie sich vor ihrem Tode nicht bekehrt haben, so sind sie ewig verdammt. Hieronymus ist ein Ketzer gewesen, hat die Hölle besser, als den Himmel verdient," und was dergleichen eigenmächtige und lieblose Aeußerungen mehr waren. Wie Luther und sein Anhang das Papstthum traktirte, wie man an dieser großen, welt-

historischen Erscheinung auch nicht ein gutes Haar ließ und es zu einer förmlichen Offenbarung und Incarnation des Teufels machte, ist so bekannt, daß man sich schämt, es anzuführen; nur gewisse Heidelberger Theologen und Geschichtsprofessoren scheinen Nichts davon zu wissen. „Das Papstthum vom Teufel gestiftet,“ ist der Titel einer der Schmähschriften, die Luther, um es zu verderben, in's Publikum warf. Der Papst war der Antichrist, die katholische Kirche das Reich des Satans auf Erden und Nichts weiter durch und durch, als ein furchtbarer, gräulicher Höllenspuk [1]). Bei der Versammlung zu Schmalkalden im Jahre 1537 sagte Luther beim Abschied: „Gott erfülle euch mit Haß des Papstthums und des Teufels.“ So benimmt sich ruhige Ueberlegung, unbefangene Forschung, Billigkeit, Wohlwollen, Duldung, Humanität doch sicher nicht; so können nur Barbaren, Zeloten, Fanatiker, so nur Menschen sprechen, die selber, so zu sagen, des Teufels sind. Nicht minder gräulich, als nach päpstlicher und katholischer Seite hin, war Luther's Betragen wider die von seinen Meinungen irgendwie abweichenden protestantischen Mitstreiter und Kirchenverbesserer. Von Zwingli, Carlstadt, Schwenkfeld und Andern

1) Ganz in diesem Geiste stellten die Calvinisten auf der Synode von Gap 1603 als ihren 31. Glaubensartikel den Satz auf: „Wir glauben, daß der Papst wahrhafter Antichrist und Sohn der Verdammniß ist, vorherverkündet im Worte Gottes unter dem Bilde der in Scharlach gekleideten H... .“



sagte er, er habe sie verdammt, und Letzterer sei sein unversöhnlicher Feind. Wider Zwingli und seine Anhänger tobte er als gegen Sacramentirer und Satansdiener, wider die man die äußerste Strenge anwenden müsse. Er war geneigt gewesen, die Aufhebung der Hostie bei der Messe abzuschaffen, behielt sie aber bei „dem Carlstadt zum Trotze, damit es nicht scheine, der Teufel habe ihm Etwas gelehrt." So gehässig, hochmüthig, subjectiv, persönlich war hier Alles; in solchen Stimmungen und aus solchen Gründen, nur um des Widerspruchs willen und um Nichts mit einem Gegner gemein zu haben, gaben diese Männer und Parteien ihren Glaubensansichten und gottesdienstlichen Einrichtungen diese oder jene Gestalt. Das Aeußerste zwischen Luther und Carlstadt geschah bei ihrer Zusammenkunft im schwarzen Bären zu Jena. Nie wurde über heilige Dinge unwürdiger und niedriger gestritten. Mit den Worten: „Möchte ich dich auf dem Rade sehen," schied Luther von Carlstadt, und dieser entgegnete: „Möchtest du den Hals brechen, ehe du zur Stadt hinaus kommst." Schwenkfeld, der hochstehendste Geist und Charakter des reformatorischen Kreises, in welchem sich dieser edle Mann zu befinden das Unglück hatte, wurde als Erzketzer und Eutychianer gebrandmarkt und grimmig angefeindet. Man nannte ihn mit pöbelhafter Verderbung seines Namens Stenkfeld, Stankfeld und Schmeißfeld, schalt ihn ein Gräuel und Scheusal, das man verdamme

und vermaledeie, schrieb seine Lehren dem Teufel zu, sagte, er wäre werth, von höllischen Furien zerrissen zu werden, die Hölle habe ihren Rachen über den unsinnigen, tollen Teufel aufgesperrt und ihn mit allen ihren Grundsuppen von Gift und Galle vollgespieen, der Teufel, der ihn führe, werde ihm seinen Lohn geben" u. s. w. Als Schwenkfeld an Luther eine seiner Schriften nebst einem Schreiben schickte, antwortete dieser: „Der unsinnige Narr ist vom Teufel besessen, versteht Nichts, weiß nicht, was er bellet. Er lasse mich mit seinen Büchern, die der Teufel ausgespeiet und geschmeißt hat, unbehelligt, und sei das mein letztes Urtheil und Antwort für ihn: Der Herr schelte dich, du Satan, und den Geist, der dich berufen hat, und Alle, die deines Theiles sind, seien mit dir verdammt, wie geschrieben stehet: „Sie liefen und ich sandte sie nicht; sie redeten und ich habe ihnen Nichts befohlen." Melanchthon bat wegen Schwenkfeld's die Fürsten und Herren, „solche Pest der Kirche zu unterdrücken; küsset den Sohn, daß er nicht zürne!" u. s. f. Einer der Reformirten schrieb: „Er klaget, es geschehe ihm Unrecht und Gewalt von uns. Wenn man Niemand zum wahren Glauben zwingen darf, so haben diese Neulinge, was sie wollen; können sie nicht hinter diesem Schilde die ganze Welt inficiren[1]?" Schwenkfeld bemerkt, daß

1) Vergl. Arnold's Kirchen- und Ketzergeschichte. Frankf. a. M. 1699. II. S. 253.



seine Schriften besser unter den Katholiken als unter den Lutheranern gelitten wären [1]). Die katholischen Kirchenhistoriker unserer Zeit sprechen mit großer Achtung von ihm [2]). Er wurde in's Elend getrieben und starb 1561 in der Verbannung; seine Anhänger suchten nach harten Verfolgungen eine Zuflucht in Nordamerika. Wäre statt der lutherischen und calvinischen Barbarei die Lehre Schwenkfeld's durchgedrungen, so wäre der confessionelle Riß nicht so groß geworden und Alles hätte ein vernünftigeres und gebildeteres Ansehen gewonnen. Aber es war derselbe ein viel zu hoher und feiner Geist, der mit dem Pöbel keine Sympathie und Verwandtschaft hatte, die Mängel der Reformation mit scharfem Blick erkannte und treffend aussprach, und auf eine wahre, innere Besserung und Wiedergeburt und eine Bewährung derselben durch ein demgemäßes Leben und Thun drang. Das konnte nicht populär werden, das sagte der tumultuarischen Tendenz und wüthigen Theologie der damaligen Zeit nicht zu. Der Mann dieser Zeit konnte nur ein Luther sein; ein Mann, der mit einer bedeutenden Intelligenz und einem heldenhaften Charakter eine hinlängliche Portion

1) Daselbst S. 252.

2) Alzog, Kirchengeschichte, Mainz 1855. S. 820 f. „Er zeigt sich in seiner Polemik weit consequenter und würdiger, als seine lutherischen Gegner, so wie er auch als Mensch ungleich höher stand. Diese innere Würde suchen einige Gemeinden in Amerika als ein theueres Vermächtniß zu bewahren."

von Rohheit und Pöbelhaftigkeit und eine destructive, die Leidenschaften entfesselnde, dem Schlechten im Menschen zusagende, die moralische Auflösung der Dinge begünstigende Lehre [1]) verband.

12.

Calvin hat mit Luther die groben Schimpfreden und Lästerungen gemein. Den geistvollen und gelehrten Albertus Pighius, der seine entsetzliche Prädestinationslehre bestritt, nannte er einen Hund; ebenso den Jakob Gruet, der seiner Zwingherrschaft entgegen war und der deßhalb auch sterben mußte. Ueber die kirchlichen und bürgerlichen Angelegenheiten herrschte er mit fast unumschränkter Gewalt. Er setzte ein Consistorium ein, welches über die sittlichen Vergehungen, wozu auch der Tanz gerechnet wurde, zu richten hatte; selbst die Gespräche der Bürger unterlagen dieser strengen Censur. Jeder Widerspruch wider den Tyrannen wurde mit beispielloser Härte bestraft, der Bibelübersetzer Castellio abgesetzt, der Arzt Bolsec verbannt, der Rath Ameaux in's Gefängniß geworfen, der schon genannte Jakob Gruet hingerichtet, Gentilis wegen eines dogmatischen Widerspruchs zum Tod verurtheilt, späterhin zu Bern enthauptet, der spanische Arzt Servetus auf seiner Durchreise durch Genf wegen seiner Schrift über die Dreieinigkeit sogar verbrannt. Aus diesem letzteren Morde machten die Freunde des Reformators ihm einen großen Ruhm und

1) Vergl. hierüber meine Converſionsſchrift. S. 168 ff.

Preis. „Dieser große Calvin habe den Servetus gewaltiglich mit dem Schwerdte des Wortes Gottes (!) daniedergeschlagen. — — — Derselbe sei unter den Papisten sicher gewesen; aber zu Genf habe er die Gewalt der Wahrheit und einen heiligen Ernst erfahren!!" Auch die Lutheraner stimmten bei, und namentlich hatte der für so sanft ausgegebene Melanchthon eine große Freude darüber. Er schrieb an Calvin, als seinen allerliebsten Bruder: der Sohn Gottes werde in diesem Kampfe sein Lohn sein und die Kirche werde es ihm noch in ihren Nachkommen danken. „Ich stimme euerem Urtheil gänzlich bei und sage, daß euere Obrigkeit recht gehandelt hat." So schrieb er auch an Bullinger, der von Servet auf der Kanzel sagte, er wäre werth, daß man ihm das Eingeweide aus dem Leibe risse. „Ich billige euere Gottseligkeit und wundere mich, daß Einige diesen Ernst mißbilligen [1])." Calvin's That ist also nicht etwa nur als ein exceptionelles, individuelles, den allgemeinen Charakter der Reformation und des Protestantismus Nichts angehendes Phänomen zu betrachten, wie sogleich noch weiter erhellen wird.

13.

Luther lehrte: Die Mönchsgelübde müßten nicht allein zerrissen, sondern auch ernstlich bestraft und alle Klöster von Grund aus zerstört werden [2]).

---

1) Vergl. Arnold in dem citirten Werk.

2) Alzog a. a. O. S. 722.

Seine Anhänger erklärten: „ein Meßpfaff verdiene nicht weniger leiblichen Tod und Strafe[1]), denn sonst irgend ein öffentlicher Schänder und Lästerer, so auf den Gassen Gott und seinen Heiligen flucht.“ Zu Genf wurde unter Anderen auch der Prediger Nicolaus Anthoine verbrannt. Den Wiedertäufer Felix Manz ließ der Magistrat von Zürich ersäufen, seinen Gefährten Blaurock mit Ruthen streichen. Die katholisch gesinnten Mitglieder des Magistrates wurden ausgestoßen und ihnen nicht gestattet, nach alter Weise Gott zu dienen. Joh. Funk, Hofprediger in Preußen, gab sein Amt auf und wurde weltlicher Rath; weßhalb man ihn 1566 zu Königsberg öffentlich enthauptet hat. Die Lutheraner hielten im Gegensatze zur reformirten Kirche den Exorcismus aufrecht. Crell, Kanzler des Churfürsten Christian I. von Sachsen, erstrebte Versöhnung und Milderung der beiderseitigen Meinungen und versuchte die Abschaffung des Exorcismus. Da erregte die lutherische Geistlichkeit einen Volksaufstand. „Crell wurde von der alliirten Theologen- und Juristencoterie mit höllischer Schadenfreude in hartem Kerker gehalten. Endlich holte man ihn aus seinem engen und schmutzigen Loche auf dem Königsstein herunter und schlug dem abgemergelten und schon halbtodten Manne zu Dresden den Kopf ab.“

14.

Die Todesstrafe für Ketzer wurde von Me-

1) Daselbst S. 723.

lanchthon und Beza wissenschaftlich vertheidigt. Auf der Generalsynode zu Paris 1559 wurde die Hinrichtung der Ketzer zur Pflicht gemacht, „als ob die Protestanten ihren Gegnern die Behandlung gegen sich selbst hätten vorschreiben wollen." Das reformirte Consistorium zu Castres beschloß, jeden ohne Ausnahme von der Straße mit Gewalt in ihre Predigten zu führen, und die aus siebenzig Predigern bestehende Synode zu Nimes 1562 befahl, alle Kirchen der Diöcese niederzureißen. Man vertrieb die Katholiken und störte ihre religiöse Uebungen. Man tödtete Priester und Mönche und zerstörte prächtige Kirchen. Und so entzündete sich ein gegenseitiger Haß, der sich bis zu verheerenden Religionskriegen steigerte. Ein die kannibalische Wildheit dieser Kriege bezeichnender Zug ist der, daß Briquemaut, der Hauptanführer der Hugenotten, ein Halsband von Ohren ermordeter Priester trug[1]). Der berüchtigten Bartholo-

1) Der Manier, katholischen Geistlichen die Ohren abzuschneiden, bediente man sich auch in Deutschland; Erasmus wirft dem Ritter Ulrich von Hutten vor, daß er nicht nur drei Aebte auf offener Straße räuberisch überfallen, sondern auch zwei Predigermönchen die Ohren abgeschnitten oder habe abschneiden lassen. S. David Fr. Strauß, Ulrich von Hutten. Leipzig 1858. II. S. 240. In einem 1640 erschienenen Buche: „Deutschlands Verstörung" ist von allen möglichen Gräueln die Rede; „viel Hunderten sei der Leib aufgeschnitten und das Herz herausgerissen, viel Tausenden seien Ohren, Nasen und Zungen abgeschnitten, die Sohlen geöffnet

mäusnacht, die übrigens von den Katholiken selbst als ein „verdammungswürdiges Ereigniß“ [1]) beklagt wird, gingen hugenottische Gewaltthaten und Metzeleien voraus, welche man ebenfalls kennen und erwägen muß, um jenes fürchterliche Ereigniß in seinem rechten Lichte zu sehen. So hatte der Marschall Montgommery zu Ortchez allein dreitausend Katholiken niedermetzeln lassen; man weiß, daß 2—300 Mönche zugleich ermordet oder in einen Brunnen gestürzt, Andere lebendig begraben wurden. Wie man in den Wald schreit, so widerhallt's. Thaten, wie die erwähnten, rufen, wie nun einmal die Menschen sind, zumal in Zeiten und Kämpfen, wie die damaligen waren, die Gegenpartei zu eben so maßloser Rache auf, und schon der alte, gar nicht katholisch gesinnte Arnold bemerkt, wer „die gräulichen Troublen und Verwirrungen“ kenne, „die oft durch die Ungestümigkeit der Hugenotten entstanden,“ der werde sich nicht so leicht über die bei den „Papisten“ hervorgetretene Erbitterung und Schonungslosigkeit verwundern. Eine große Veranlassung dazu sei z. B. diese gewesen, daß jene zu Paris in eine katholische Kirche eingefallen, einem Pfarrer, der auf den Knieen gelegen, fast den Kopf abgehauen, Andere nicht wenig verwundet, das Sacrament mit Füßen getreten, die Altäre zerbrochen, Kelche und

---

worden“ und so fort. Arnold, Kirchen- und Ketzergeschichte II. S. 441.

1) Alzog a. a. O. S. 798.

Kleinodien weggenommen, den Bildern sämmtlich den Kopf abgeschlagen, die Fenster und Alles ruinirt [1]). Noch verletzender als Mord und Metzelei wird für die Katholiken wohl die rohe Mißhandlung der heiligsten und theuersten Gegenstände ihres Cultus gewesen sein. Arnold gibt mehrere Beispiele der Art. So riß zu Wien 1549 bei einer Frohnleichnamsprozession eines Pfarrers Sohn aus dem Würtembergischen dem Priester die Monstranz aus der Hand und trat sie mit Füßen; Aehnliches geschah 1552 bei einer großen kirchlichen Feierlichkeit in Lissabon, wo ein junger Kaufmann in Gegenwart des Königs und alles Volkes einem Cardinal beim hohen Altar die Monstranz aus der Hand riß, dieselbe mit Füßen trat und den Kelch umgoß. Die reale Erscheinung und Darstellung des Göttlichen im katholischen Cultus, die ihn vor den mehr oder weniger in's Abstrakte gehenden Culten aller anderen Kirchen und Sekten so wesentlich auszeichnet, war diesen geistesbeschränkten Eiferern Nichts als ein verdammungswürdiger und nicht zu duldender Götzengräuel, wider den sie sich in so wüthender Weise auflehnen zu müssen glaubten. Aehnliche Ansichten und Gesinnungen haben noch vor Kurzem die Durlacher Conferenzredner geäußert, nur daß man heutzutage nicht mehr den wilden, selbstaufopfernden Muth jener altprotestantischen Fanatiker hat. In Rücksicht auf das, was in England unter

---

1) Kirchen- und Ketzerhistorie II. S. 78. 79.

der Königin Maria geschah, sagt Arnold: „Es ging auch auf Seiten der Reformirten nicht allemal zu, wie es sein sollte, indem oft von diesen selbst der Anlaß zur Erbitterung der Feinde gegeben ward. So fingen sie 1558 zu Edinburg bei einer Prozession einen solchen Lärm an, daß sie den Pfaffen ein groß Bild aus den Händen rissen, zerschlugen und in den Koth warfen.“ — „Wider die Papisten,“ sagt ebenderselbe, „ist man hurtig gewesen, aber sich selbst und sein natürlich Elend hat man nicht kennen wollen. In Bremen richteten die Bürger eine Maskerade an, gingen durch die Stadt mit einem verkleideten Papst, Cardinälen und Mönchen, holten Knochen vom Schinderplatz, klebten Lichter darauf und hielten zuletzt eine Zeche im Wirthshause; zu Nördlingen wurde ein Messe lesender Priester von den Jungen mit Steinen vom Altare weggejagt, zu Zwickau ward einer gesteinigt, indem er die Hostie trug,“ u. s. w. [1]). Das Alles hindert die gelehrten Heidelberger Herren und Durlacher Conferenzredner nicht, zu behaupten und als eine unwidersprechliche Thatsache rühmend hervorzuheben, daß die Toleranz der wesentliche, principielle Charakter und Grundzug des Protestantismus sei.

15.

In England reformirte ein König und zwar aus den

---

1) Vergl. Arnold II. S. 60. 78. 79. 83. 89., wo diese und noch mehr dergleichen Beispiele und Bemerkungen zu finden, die ich nicht alle abschreiben will.

subjectivsten und persönlichsten, somit schlechtesten Gründen von der Welt und in der fürchterlichen Weise eines unbedingten, allmächtigen Despoten und Tyrannen, in dessen Dienst ohn' Ende der Henker beschäftigt, der kein Recht, kein Menschenleben, keine ihm gegenüberstehende sociale, sittliche und religiöse Würde und Größe achtet, dem Nichts als seine Person, sein Wille, seine Laune heilig und bei dem sich auch nicht eine Spur von Menschlichkeit, Erbarmen und Scham zu erkennen gibt. Um Anna Boleyn zu heirathen, wollte er bekanntlich von seiner schuldlosen Gemahlin, mit welcher er viele Jahre lang glücklich gelebt und die ihm fünf Kinder geboren hatte, geschieden sein. Rom sollte dazu helfen, die Ehe aufheben, das schreiendste Unrecht billigen. Es wollte nicht; dadurch verlor es das ihm so werthe und einträgliche Land. Dieser Verlust ist für dasselbe eine Ehre und die Losreißung von ihm und angebliche Religionsverbesserung, die von einem Wollüstling und Wütherich, wie Heinrich VIII. war, veranstaltet wurde, die solchen Motiven ihren Ursprung verdankte und mit solchen Verbrechen und Gräuelthaten verschwistert und verschmolzen war, für das stolze England kein Glanz und Ruhm, mit dem es prunken kann. Wenn sich die moralischen Flecken und intellectuellen Bornirtheiten, mit welchen überhaupt die ganze Reformation behaftet, bei uns hinter dem heldenmüthigen Charakter, den tüchtigen Eigenschaften und genialen Geistesblitzen ihres Urhebers verstecken, so treten sie bei dem

englischen Religionswechsel in ihrer ganzen erschreckenden und empörenden Blöße hervor. Da ist auch nicht das Mindeste, was uns Achtung und Ehrfurcht einflößte, was unsere Verachtung und unseren Abscheu zu mildern vermöchte. König Heinrich, ein Gegner des Papstes und zugleich auch mit Luther verfeindet, ließ an allen Orten seines Königreiches, so für Lutheraner, wie für Katholiken, die Scheiterhaufen rauchen. Der Schulmeister Lambert, der eine von der des Königs abweichende Meinung über das Abendmahl vertheidigte, wurde zum langsamen Feuer verdammt. Dieser reformirende Nero und Blaubart ließ während seiner Regierung zwei Königinnen, zwei Cardinäle, zwei Erzbischöfe, achtzehn Bischöfe, dreizehn Aebte, fünfhundert Prioren und Mönche, achtundzwanzig Doctoren der Theologie und Jurisprudenz, zwölf Herzoge und Grafen, einhundert und vierundsechzig Edelleute, einhundert vierundzwanzig Bürger und einhundert und zehn Weiber hinrichten. Unter Anderen starb damals auch der bekannte Thomas Morus, Lordkanzler von England, der größte Rechtsgelehrte seiner Zeit und einer der liebenswürdigsten Menschen, auf dem Blutgerüste. Reliquien und Heiligenbilder wurden durch Feuer vernichtet und in den Flammen der letzteren Menschen verbrannt — so raffinirt war Bosheit und Grausamkeit! Bei Aufhebung der Klöster ging es vandalisch zu; Denkmäler der Kunst und Wissenschaft, Werke langjährigen gelehrten Fleißes wurden zerstört. Diese Wuth äußerte sich auch an den

Grabmälern des heil. Augustinus, des Apostels der Britten, und des Thomas Becket; die Asche ward in die Luft zerstreut; nicht einmal das Grab Alfred's, des Begründers von Englands Größe, verschonte man. Die Einziehung und Zersplitterung des Kirchenvermögens ist eine Quelle der Verarmung Englands geworden. Auf diese Weise hat sich das protestantische Princip, und der mit ihm zugleich zur Erscheinung gekommene „moderne Staat" des Herrn Professor Häusser in England entwickelt und geoffenbart.

16.

Irland — welchem geschichtskundigen Protestanten, der es dennoch wagt, seine Confession für einen principiellen Ausbund von Toleranz, Humanität und Gerechtigkeit zu erklären, triebe dieser Name nicht die Schamröthe in's Gesicht? Es bedürfte im Grunde nur dieses einzigen Wortes, um, wie durch eine Zauberformel all jene dreisten Lügen und Prahlereien verstummen zu machen. Es knüpft sich daran die Vorstellung eines Jahrhunderte lang geübten politischen und religiösen Druckes der unerhörtesten Art, das Gedächtniß der absichtlichsten und planmäßigsten Ungerechtigkeiten und Mißhandlungen, die gar nicht mehr menschlich zu sein, die geradezu aus dem Abgrunde der Hölle zu stammen scheinen. Die Reformation sollte hier von Leuten bewerkstelligt werden, welche das Land mit dem Rufe: „Tod den Irländern!" betraten. Englische Prediger und die anglicanische Liturgie sollten das Werk

vollenden. Kurze Ruhe gewährte die Regierung der Königin Maria; aber unter Elisabeth und der folgenden Regierung hat die kaltsinnigste Berechnung ein Vertilgungssystem geübt, wovon die Geschichte wenig Beispiele aufzuweisen hat. Die Rathgeber der Königin verhehlten die Absicht nicht, das Land in Zerrüttung zu erhalten, damit es in der Abhängigkeit von England bleibe; trat aber in Folge dieser gottlosen Politik eine Reaction ein, so stellten Schwert, Brandstiftung und Hunger die Ruhe wieder her. Der Protestantismus machte wenig Fortschritte; dennoch wurden anglicanische Bischöfe angestellt, die katholischen Bischöfe und Priester abgesetzt, vertrieben, hingerichtet. In Jakobs I. Amnestie waren „Mörder und Papisten" ausgenommen. Wurde um Religionsfreiheit gebeten, so wurden Diejenigen, welche dieses Ansuchen an den Thron brachten, in's Gefängniß geworfen. Im Jahre 1605 wurden alle Priester bei Todesstrafe aus dem Lande gewiesen. Die Ländereien begann man schon unter Elisabeth an englische und schottische Colonien zu überweisen, um die Iren in ihrem eigenen Lande zu besitzlosen Fremdlingen zu machen. Eine Empörung gab Gelegenheit, abermals sechs Grafschaften zu confisciren. Da aber die Rebellionen nicht so häufig waren, als es diesem teuflischen Raubsysteme erwünscht war, so wurden die Besitzrechte untersucht und darauf hin Grund und Boden in Beschlag genommen. Es kam vor, daß Geschworene, die dem Fiscus Nichts zuzusprechen fanden, zu Kerker und

Festung verurtheilt wurden. Recht und Gerechtigkeit wurden zu einem Verbrechen gemacht und als solches bestraft. Ist je dergleichen von Katholiken verübt worden? Es ist mir wenigstens nicht bekannt. Die ganze Provinz Connaugt wurde der Krone und ihren Günstlingen zugeschlagen. Carl I., durch Engländer und Schotten bedrängt, erhielt von den Irländern Subsidien, sie dafür keine Gerechtigkeit. Man wollte die Empörung, man machte sie. „Rebellion ist eine Gans, die goldene Eier legt; die Lords Oberrichter werden nicht so einfältig sein, sie todtzuschlagen.“ So äußerte sich ganz unverhohlen Leland, ein protestantischer Pfründner in Dublin. Moore spricht geradezu von einer Revolutionsfabrik. Der Protector Cromwell unterwarf sich Irland bis 1653. Feuer und Schwert, wozu noch die Pest kam, machten das Land zur Einöde. Bibel und Kriegswaffe in einer und derselben Hand waren die Werkzeuge einer grenzenlosen Glaubenstyrannei. Die Soldateska hatte die Weisung, mit den Irländern zu verfahren, wie Josua mit den Kanaanitern; Zwanzigtausend wurden als Sklaven nach Amerika verkauft, alle Katholiken in die Provinz Connaught zusammengetrieben, außerhalb welcher sie sich bei Todesstrafe nicht treffen lassen durften. „Zur Hölle oder nach Connaught!“ hieß es. Das war Cromwell's Protection. Auf den Kopf eines katholischen Priesters setzte derselbe fünf Pfund; eben so viel ward auf den eines Wolfes gesetzt.

Keine Regierungsveränderung und kein Verdienst um die Herrschenden änderte das Loos dieser unglücklichen Nation. Die Irländer hatten für das Königthum am längsten gekämpft; die Restauration behandelte sie dafür als Rebellen, denn sie waren ja Katholiken; es wurden abermals 7,800,000 Acres Landes eingezogen. Plunkett, katholischer Primas von Irland, ward nach England geschleppt und zu Tyburn hingerichtet. Die Capitulation von Limerik sicherte den Irländern Religionsfreiheit und Eigenthum zu; sie wurde nicht gehalten. Zu den bereits eingezogenen 10,836,837 Acres Landes wurden abermals 1,060,792 geschlagen, die zum Theil an Holländer übergingen.

Jede gegen Katholiken erhobene gerichtliche Klage oder Anzeige galt nach actenmäßigen Erklärungen aus dem vorigen Jahrhundert für einen der Regierung erzeigten ehrenwerthen Dienst. Ein Gerichtshof erklärte um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts: „Die Gesetze wüßten Nichts von der Existenz der Katholiken im Königreich und das Dasein derselben sei nur insofern möglich, als die Regierung durch die Finger sehe." Gesetze waren nur gegen die Irländer vorhanden; selbst die Schulen waren nur als Mittel protestantischer Proselytenmacherei errichtet. Als Katholiken waren die Irländer unfähig, Güter zu erwerben, oder auch nur länger als dreißig Jahre zu pachten. Ein Sohn brauchte, um sich alle Güter und Familienrechte seiner

Eltern und Geschwister noch bei ihren Lebzeiten anzueignen, nur Protestant zu werden. Die verarmten Katholiken mußten überreichlich dotirte Seelenhirten unterhalten, von denen sie nicht geweidet wurden, die überhaupt oft ohne Heerde waren, und hatten zugleich für ihre eigenen Geistlichen zu sorgen. Der anglicanische Clerus besaß zwei Millionen Acres und den Zehnten aller übrigen Aecker. Dieser Zehnte und das Heer von Zollpächtern, Aufsehern, Beitreibern war eine schwere Landplage, an welcher Blut und Thränen hingen.

Nur die Furcht entriß der Regierung Concessionen und Milderungen, die oft doch nur illusorisch waren. Seit 1772 durften die Katholiken „unbenutzbare Sümpfe" pachten und den Unterthaneneid leisten; 1793 gestand man ihnen zwar nicht Wählbarkeit, doch einige Wahlen für's Parlament zu. Von den Stadtmagistratsstellen blieben sie ganz, von der Justizpflege so gut, wie ausgeschlossen; Confessionsschulen und Collegien durften sie nicht errichten. „In Irland gibt's für Katholiken kein Gesetz" Dies hörte nicht auf, Wahrheit zu sein. Die Ungerechtigkeiten, die dem Aufstande von 1789 vorhergingen oder vielmehr ihn schufen, waren von der Art, daß ein Minister auf den Bericht darüber äußerte: „Wenn es in der That so wäre, so würde sich ja das Volk widersetzen, und Rache nehmen." Das Resultat war die Union mit England 1801. Da, wie Moore sagt, die Aufstände stets mit Beschlagnahme gebüßt wur-

den, so erfolgte jetzt die Beschlagnahme der ganzen Nationalexistenz.

17.

Von der Reformation in Dänemark schreibt Arnold: „Da ist's wunderlich durcheinander gegangen, und, wenn man's unparteiisch betrachtet, ein schlechter Grund zur wahren Veränderung der Herzen geleget worden. Erstlich hat König Christiernus Anno 1520 vom Churfürsten von Sachsen einen evangelischen Prediger verlangt, entweder aus Liebe zur Wahrheit oder, wie man hinzusetzet, aus Begierde nach den Kirchengütern. Man schickte ihm den M. Martinus, der zu Kopenhagen mit großem Beifall predigte, wiewohl er so üble Geberden an sich hatte, daß ihn die Domherrn und Jungen verspotteten. Christiernus aber ließ allezeit schlechte Früchte des Evangelii an sich sehen, indem er nicht allein Stenonem, den schwedischen Gouverneur, hinrichtete, Stockholm mit Gewalt nahm und die Leute grausamlich traktirte, sondern auch in seinen andern Actionen sich ganz tyrannisch und brutal erwies, wobei er zwar des Papstes Leo X. Bann vorschützte, aber selbst alle gethane Eidschwüre und Zusagen muthwillig brach, die Vornehmsten vom Adel, den ganzen Stockholmischen Rath, und sehr viele Bürger unversehens durch den Henker hinrichten, die Körper aber drei Tage lang auf dem Markte den Hunden zu Theil werden ließ, ja noch weiter alle Tage Etliche umbrachte"

u. s. w. Ein ganz artiges Brüderchen und Seitenstück zu Heinrich VIII. von England, dem königlichen Reformator und Religionsverbesserer.

18.

Churfürst Friedrich III. von der Pfalz, welcher der calvinischen Lehre beipflichtete, hatte zwei Söhne, von denen der jüngere, Johann Casimir, in seine Fußtapfen trat, der ältere und Nachfolger in der Chur, Prinz Ludwig, aber Luthern und der augsburgischen Confession ergeben war. Durch diesen wurden nun allenthalben den Calvinisten die Kirchen genommen, ihre Prediger und Schullehrer abgesetzt und des Landes verwiesen, welches Schicksal bis zweihundert traf. Manche davon nahm Johann Casimir in den ihm zur Apanage angewiesenen Aemtern auf, von wo aus sie nach Ludwig's Tode, als Johann Casimir die Vormundschaft über seines Bruders jüngere Prinzen führte, wieder zum Vorschein kamen und nun den Lutheranern auf dieselbe Art begegneten. Der neunjährige Erbprinz bekam calvinische Hofmeister, die ihm statt des sorgfältig eingelehrten lutherischen Katechismus den calvinischen mit Güte oder Gewalt in die Seele zu prägen die Verpflichtung hatten; die lutherischen Theologen und Prediger wurden weggeschafft und mit Calvinisten ersetzt, und da dies dem Hasse der Calvinisten noch kein Genüge that, so hefteten sie an die Zimmer des Administrators lateinische Verse an, in wel-

chen sie auffoderten, **mit Mord und Hinrichtung aller Art wider die Lutheraner zu wüthen**[1].

19.

In **Waldau's** Kirchengeschichte der evangelisch-reformirten Gemeinde zu Nürnberg findet sich: „**Schech's**, Pastor in der Vorstadt Wöhrd, Bedenken, ob Evangelisch-Lutherische bei den Leichen reformirter Personen mit gutem Gewissen das Lied: Nun laßt uns den Leib begraben ꝛc. singen können." Darin kommen folgende Stellen vor: „Erstlich wird der Gesang: Nun laßt uns den Leib begraben ꝛc. bei der Leichenbestattung einer reformirten Person wider unser besser Wissen und Gewissen gesungen. Sintemal wir ja wissen, daß eine solche Person in unterschiedlichen Glaubensartikeln, als von der Gnadenwahl und heiligen Abendmahl nicht recht und wahrhaftig mit uns einstimmet. **Wie können wir denn einer solchen Person** in und mit diesem Gesang **das öffentliche Zeugniß des wahren, seligmachenden Glaubens, des seligen Endes und dermaleins der fröhlichen Auferstehung am jüngsten Tage geben?**" Angeführt wird hiezu: „Herr **Conr. Schlüsselburgius** schreibt in seinen vier und zwanzig theologischen Fragen also: Bedenke doch, mein frommer Christ, wenn hie bei uns ein Papist oder Calvinist mit unseren

1) O Casimire potens, servos expelle Lutheri,
Ense, vota, ponto, funibus, igne neca!

christlichen Gesängen sollte zur Erde bestattet werden, würde ihm alsdann nicht wissentlich wider unser Gewissen ein lügenhaftes und falsch Zeugniß gegeben? Sintemal er ja nicht können selig absterben, vielweniger dermaleins fröhlich zum ewigen Leben aufstehen, welches aber unsere lutherische Gesänge ihm nachzeugen und nachsingen." — Als ein weiterer Grund wird folgender angegeben: „Es ist auch wider unser hiesiges Normalbuch; dasselbe lehret, von den Calvinisten dieses zu halten: daß, weilen sie irrige Leute, die da aus lauter Muthwillen nicht bekennen wollen, daß im heiligen Abendmahl der Leib und das Blut Christi sei, allein darum, daß sie es mit ihrer blinden Vernunft nicht begreifen können, wie es zugehe, so sollt ihr euch mit allem Fleiß hüten, daß ihr ihnen nicht gleich werdet ꝛc. Denn solche Leute sind gewiß nicht Christen. — Sind die Calvinisten keine Christen, wie kann man denn nach ihrem Absterben ihnen ein öffentlich Zeugniß geben, daß sie christlich gelebt, christlich gestorben, und deßwegen leuchten werden wie die Sonne?" Hierauf schlägt der Herr Pastor vor: „bei der Sepultur einer reformirten Person statt des Liedes: Nun laßt uns den Leib begraben ꝛc. den Hymnum zu singen: „Gott der Vater wohn' uns bei und laß uns nicht verderben!" ꝛc.

20.

So viel genügte wohl schon, um zu beweisen, was unterrichteten Personen und gelehrten Männern gegenüber billig gar keines Beweises bedürfte, daß von dem, was

wir heutzutage Toleranz, Duldsamkeit, Freisinnigkeit, Humanität nennen, im alten, ächten Protestantismus nicht eine Spur gewesen, daß solche Ideen und Principien durchaus keine Geltung gehabt, vielmehr so theoretisch, als praktisch die ganz entgegengesetzten geherrscht haben und, was ihnen zuwider lief, von den hier herrschenden Autoritäten, Celebritäten und Gewalthabern entschieden verworfen worden ist. Aber es gibt das bis jetzt Vorgebrachte doch noch keinen vollständigen Begriff von der überschwänglichen Barbarei jener Zeiten und Zustände, deren sich die Menschheit, deren sich namentlich jener in seinen Folgen so furchtbare Abfall von der alten Mutterkirche und seine noch immer für ihn in die Schranken tretenden Anhänger und Lobredner bei Gott nicht zu rühmen haben, die ihnen nur ewig zur Schmach und Schande gereichen können und werden, so daß man lieber so klug sein und das tiefste Schweigen beobachten, als die Vertreter des Katholicismus zwingen sollte, darauf zurückzukommen und das Publikum mit so extremen Ausartungen und Befleckungen des menschlichen Wesens und Thuns zu behelligen. Indem wir nun daran gehen, unserer Darstellung noch einige ergänzende Züge hinzuzufügen, sind wir bloß um die Auswahl verlegen, so reichhaltig und massenhaft ist das sich hiebei zudrängende und selbst auszüglich schwer zu bewältigende Material. Es können überall nur charakteristische Einzelheiten und Beispiele vorgeführt und dann dem Leser überlassen werden, daraus

einen ungefähren Schluß auf das unaussprechlich schreckliche und gräuliche Ganze zu machen.

21.

So gestatte man noch Einiges über den Geist, der in den Vorträgen altprotestantischer Prediger wehte und über die Wirkung zu sagen, die diese furchtbaren Menschen auf ihrer Zuhörer zu machen pflegen. „Ich sahe sie," sagt Erasmus, „aus ihren Predigten mit wilden Gesichtszügen, mit drohenden Blicken, wie Leute herausgehen, die man so eben blutdürstige Reden hatte hören lassen. Auch sah man dies evangelische Volk stets in Bereitschaft stehen, zu den Waffen zu greifen und eben so zu Schlachten, als zu Disputationen gerüstet [1])." Von dem Prediger Opitius sagt der Reichshofrath Eder, daß er die Leute „so sehr gegeneinander erhitzt und verbittert und so unsinnig gemacht, wann und so oft sie von seiner Predigt gegangen, daß sie Lust gehabt, die Päpstlichen, die er jederzeit als Abgötter verdammt und dem Teufel übergeben, mit blutigen Händen zu zerreißen." Die Zahl der Zuhörer dieses eifrigen Protestanten und Flacianers, der als solcher nicht nur den Papst und seine Anhänger verdammte, sondern auch jeden, der in der menschlichen Natur einen Ueberrest guter Anlagen fand und auf Tugend und Gerechtigkeit drang, belief sich zuweilen auf 8000 und drüber aus allen

---

1) Alzog, S. 723.

Volksklassen, die er durch den Donner seiner Rede mit seinem Fanatismus zu erfüllen beflissen war [1]).

22.

Indem K. A. Menzel die Schläge, die man in Sachsen auf den Calvinismus führte und die damit verbundenen Pöbelhetzereien und Tumulte beschreibt, sagt er [2]): „So groß war die Wuth des für das Lutherthum fanatisirten Pöbels, daß, als in Dresden der vormalige Hofprediger Schütz, welcher unter der Regierung August's als Mitschuldiger des Wittenbergischen Krypto-Calvinismus abgesetzt und zum beständigen Hausarrest verurtheilt worden war, mit Tode abging, am Tage der Beerdigung sich ein großer Volkshaufe am Hause versammelte, die Fenster einwarf und mit großem Geschrei verlangte, die Leiche solle unter den Galgen begraben werden, so daß es nur mit Mühe gelang, dieselbe auf einem Karren nach dem Kirchhofe zu schaffen, und die wenigen Begleiter, welche ihr hatten folgen wollen, sich durch die Flucht retten mußten. Einem Musiker der churfürstlichen Kapelle, welcher im Leben calvinischen Lehrsätzen zugethan gewesen sein sollte und ohne Zuspruch eines lutherischen Geistlichen gestorben war, wurde das ehrliche Begräbniß verweigert, und als die Leiche des Abends in aller Stille von vier Tagelöhnern nach der Begräbnißstätte getragen ward, fielen

1) Menzel, Geschichte der Deutschen von der Reformation bis zur Bundesacte V. S. 69 f.

2) Geschichte der Deutschen u. s. w. V. S. 192 ff.

die Fleischer- und Schmiedeknechte über die Träger her, schlugen den Sarg auf und übten an dem Körper des Calvinisten ihre rechtgläubige Wuth. Das Aergste aber begab sich zu Leipzig. Am 14. Mai 1593 entstand bei einem Abendessen, welches von zur Messe anwesenden Schweizern ihrem Landsmanne, dem Professor Huber aus Wittenberg zu Ehren in der Herberge eines gewissen Weinhausen gegeben ward, zwischen Huber und dem ehemaligen Wittenbergischen Professor Johann Major, über einen theologisch-literarischen Gegenstand ein Zank, bei welchem Johann Major heftige Schimpfreden und einer seiner Freunde, Johann Müller, sogar die Drohung ausstieß, dem Huber das Messer in den Leib zu stoßen. Huber verließ sogleich die Gesellschaft und klagte am folgenden Tage beim Rathe über die ihm zugefügte Beleidigung, erhielt aber keinen genügenden Bescheid. Die Sache wurde alsbald allgemeines Stadtgespräch. Im Laufe der nächsten Tage fand man auf den Märkten und in den Collegien Zettel ausgestreut und angeschlagen, des Inhalts: „Wer ein recht lutherisches Herz habe, solle des Abends um acht Uhr auf dem Markte erscheinen, und das Haus des Calvinisten Weinhausen stürmen helfen; kein gut lutherischer Bürger werde sich dawider brauchen lassen.“ Hierauf versammelte sich am Abende des 19. Mai der Pöbel vor dem Hause und trieb großen Unfug, dem die wenigen Schaarwächter nicht steuern konnten, und der am folgenden Morgen, einem

Sonntage, als zur Kirche geläutet wurde, in förmliche Erstürmung und Plünderung überging. Da dasselbe mit vielen Weinvorräthen, reichen Hausgeräthen und großen Kunstschätzen versehen war — unter den letztern befand sich ein kostbares Gemälde von Dürer, die Passion vorstellend, welches gleich allen übrigen in Stücken gehauen ward — da auch mehrere fremde Kaufleute ihre Waarenlager in den Gewölben hatten, und das gleiche Schicksal erfuhren, so wurden die Plünderer durch Raub und Wein immer erhitzter auf ihre Beute. Gegen Mittag erhielten sie durch mehr Volk, welches aus den Vorstädten und vom Lande herbeiströmte, Verstärkung. Der Rath rief nun die Bürgerschaft auf das Rathhaus, und forderte sie auf, zur Steuer dieses Unfugs die Waffen zu ergreifen, erhielt aber zur Antwort: „Sie wollten durchaus keine Calvinisten schützen helfen; vielmehr müsse der Rath dieselben noch vor Sonnenuntergang aus der Stadt schaffen, alsdann würden sie thun, was guten Bürgern gebühre.“ Vergebens bat der Rath, ihm zur Ausführung dieses harten Verlangens zuerst sechs, dann drei Tage Aufschub zu gestatten; die lutherischen Eiferer erwiederten, da ehemals der Superintendent Selneccer und der Diaconus Heß bei Sonnenschein hätten fortgehen müssen, so sollten die Calvinisten nicht gnädiger gehalten werden. Er mußte also der Bürgerschaft willfahren und derselben ein Verzeichniß der ihm bekannten Calvinisten anfertigen lassen. Fünf Rathsherrn, fünf Doctoren der Rechte, ein Arzt,

fünf Magister und zwölf andere Bürger wurden auf dasselbe gesetzt und angewiesen, die Stadt noch bei Sonnenschein zu verlassen, weil ihnen am Abende kein Schutz mehr gewährt werden könne. Alle diese, insofern sie nicht schon früher entflohen waren, wurden mit Hohn und Spott aus der Stadt gebracht. Nun erst schritt die bewaffnete Bürgerschaft zur Verjagung des plündernden Pöbels. Es war hohe Zeit, denn schon hatte sich derselbe nach anderen Theilen der Stadt verbreitet und vor mehreren Häusern, deren Besitzer von den Aufrührern durch eine Spottmusik mit geraubten Kesseln und Pfannen als Calvinisten bezeichnet worden waren, sein Werk fortzusetzen begonnen. Da aber Ernst gebraucht ward, lief er bald aus einander. Am folgenden Tage kam der Administrator von Torgau herbei, erließ ein scharfes Mandat, und sicherte die Erhaltung der öffentlichen Ruhe durch fünfzig Schützen zur Verstärkung auf der Pleißenburg und durch den Befehl, an den ergriffenen Tumultuanten schleunige Justiz zu handhaben. Mehrere der als Calvinisten vertriebenen Einwohner kehrten hierauf in die Stadt zurück; andere zogen es vor, nicht wieder zu kommen, da zwar die Wuth des Pöbels gegen die Calvinisten durch die vollzogene Strafe gezügelt, die Erbitterung aber eher vermehrt als vermindert war. Einem des Calvinismus verdächtigen Doctor Roth wurde sein vor dem Thore gelegenes Haus und Vorwerk angezündet, und das Löschen des Feuers verhindert."

23.

Der schon bejahrte Geistliche Leonhard Krenzheim, Superintendent des Fürstenthumes Liegnitz und ein sehr gelehrter und geachteter Mann, wurde als heimlicher Anhänger calvinischer Lehren verdächtiget und 1593 vier Tage lang scharf examinirt, darauf seiner Würden und Aemter entsetzt und aus dem Orte verbannt, wo er fast vierzig Jahre lang gelebt und gewirkt hatte. Die sächsischen Theologen Mamphrasius und Hunnius klagten ihn nicht nur des Calvinismus, sondern auch des Papismus an, indem er geständig sei, an papistische Gelehrte Briefe geschrieben zu haben, und sie nicht Papisten, sondern Katholische nenne[1], wie er auch die Jesuiten die Herren des Ordens Jesu zu nennen pflege, so sie doch des leidigen Teufels Orden verwandt und ihre Versammlung des Satans Schule sei. „Der wackere Mann hatte seine elende Zeit so satt, daß sein Lebensbeschreiber, Valerius Herberger, versichert, er habe nie einen Menschen bei gesundem Leibe so sehr nach dem Tode seufzen hören[2].“ — Beim Sturze des sächsischen Kanzlers Crell, den man zehn Jahre lang mit der unwürdigsten Härte behandelte und dann als heimlichen Calvinisten zu Dresden enthauptete, wurde auch der Stadtpfarrer Gun-

1) Man durfte also die Katholiken nicht einmal mit diesem Namen nennen, ohne sich Verdacht, Anklage und Verderben zuzuziehen.

2) K. A. Menzel V. S. 260 ff.



dermann zu Leipzig verhaftet und nach der Pleißenburg abgeführt, wo er fünf Monate saß, bis die Sorge um seine zurückgelassene schwangere Gattin ihn dahin brachte, ein ihm vorgelegtes Bekenntniß schwerer Verschuldung durch Einführung calvinischer Lehren zu unterschreiben und einen Revers auszustellen, daß er bei Wiederholung seiner Lehren der Obrigkeit mit Leib und Leben verfallen sein wolle. Unter dieser Bedingung sollte ihm gestattet sein, als Amtsentsetzter in der Stille zu leben. Als er um diesen Preis seine Freiheit erkauft, erfuhr er, daß seine Gattin aus Kummer über sein Mißgeschick in einem Angstanfalle ihrem Leben ein Ende gemacht, worüber der Unglückliche in Wahnsinn verfiel, — welche traurige Geschichte ein orthodoxer Lutheraner[1]) auf folgende Art erzählt. Nach seiner Meinung hatte Gundermann keine Ursache, sich zu beklagen, sondern der hohen Obrigkeit für gnädigen Straferlaß dankbar zu sein;" denn an nothdürftigem Unterhalt hat es ihm nicht gefehlt, außer daß er sich wegen des traurigen Todes seiner Eheliebsten so betrübt hat, daß er erstlich in eine Raserei verfallen, nachher aber sich wieder erholet und sein Leben elendiglich zugebracht hat."

24.

Luther hatte im Gegensatz zu dem werkthätigen Katholicismus den Werken den Krieg gemacht und das aller-

---

1) Kiesling's fortgesetzte historia motuum. S. 144.

einseitigste Gewicht auf den Glauben gelegt, durch welchen man allein vor Gott gerecht und selig werde. Schon das war verkehrt genug und trug die von ihm selbst beklagten bösen Früchte, worüber bereits ausführlich Arnold und andere, besonders katholische Schriftsteller, gehandelt. Man gab aber dem Unsinn eine noch auffallendere Fassung und Ausdrucksform. Der Theologe Amsdorf behauptete: die guten Werke seien in Hinsicht der Seligkeit des Menschen nicht nur unnütz, sondern sogar schädlich und Verderben bringend. Der darüber erschrockene Melanchthon schrieb damals: „die Nachwelt werde sich wundern, daß dieses Jahrhundert so gar rasend gewesen, da solch ein Unsinn darin nicht nur gelehrt worden sei, sondern sogar Beifall und Anhang gefunden;" was man aber mit kaum geringerem Rechte auch von den Lehren eines Luther und Calvin sagen konnte. Dabei hat der genannte Amsdorf, wie Arnold sagt, „durchgehends in seinen Schriften ein recht wildes, ungezähmtes Gemüth bewiesen." Seine Schriften enthalten Nichts als Streitigkeiten und Scheltwörter. Im Jahre 1559 gab er ein Buch heraus, welches den Titel führte: „Daß die propositio: Gute Werke sind schädlich zur Seligkeit, eine recht christliche Proposition sei." Wer sage, dieselben seien nöthig zur Seligkeit, der sei, behauptete er, „ein Pelagianer, Mameluk, verläugneter Christ und zweifältiger Papist." Flacius und seine Anhänger lehrten: die Erbsünde sei des Men-

schen Wesen oder Substanz, und nicht bloß als Accidenz zu betrachten, da der Mensch gar nichts Anderes sei, als sie; wie denn schon Luther geäußert habe, daß der Mensch eine massa perditionis, daß er nicht bloß ein Sünder, sondern die Sünde selbst und dessen ganze Natur und Person Nichts als Sünde sei. Darüber entstand ein Zank und Kampf, mit welchem die Prediger in ihrer wüthigen Streit- und Skandalsucht auch das Volk bekannt machten, so daß, wie der alte Arnold sagt, die Bauern in den Schenken einander vor Allem fragten: Bist du ein Substänzer oder ein Accidenzer? und, wenn einer nicht denselben Namen wie der andere führen wollte, einander die Krüge nach den Köpfen warfen. „So gar bestialisch," setzt er hinzu, „bezeigten sich die unevangelischen Leute [1]." Unter Synergismus verstand man die Ansicht, daß nächst der göttlichen Gnade auch der zustimmende Wille des Menschen zu seiner Bekehrung mitwirke, entgegen der lutherischen Lehre, daß Gott allein Alles wirke. Für jenen erhob sich Viktorin Striegel in Jena und mußte es, besonders auf Veranlassung des Flacius, mit dreißigjährigem Kerker büßen; gegen die Gleichgesinnten brach eine schreckliche Verfolgung los. Flacius wurde aber 1562 ebenfalls vertrieben und starb im Elende. Dr. Andreä schrieb von ihm nach seinem Absterben: „Ich zweifle nicht, daß er nun mit allen Teu-

---

1) Kirchen- und Ketzerhistorie II. S. 367.

feln fressen muß, wenn sie nur zu Hause sind und nicht seine Gesellen Spangenberg und die übrigen begleiten." In Betreff der Abendmahlslehre standen sich Lutheraner und Philippisten entgegen, letztere so genannt von Philipp Melanchthon, der sich zur calvinischen Auffassung neigte. Wigand und Heßhusius, die heftigsten Vertheidiger der lutherischen Lehre, wurden 1573 aus Jena vertrieben. Gegen die Wittenberger Philippisten erhob sich ein allgemeiner Aufstand; viele wurden eingekerkert und allgemeine Gebete zur Ausrottung calvinischer Ketzerei in Sachsen angestellt. Selbst eine Denkmünze verherrlichte die Feier des Sieges Christi über Teufel und Vernunft. Auch der Arzt Peucer schmachtete im Kerker; Mehrere starben darin. Zu Wittenberg standen beim Katheder zwei Gypsbilder, Luther und Melanchton vorstellend; das des Letzteren soll einst der Theologe Hutter bei einer seiner antiphilippischen Vorträge aus Zorn ergriffen und zur Erde geworfen haben [1]). Als Georg Calixt, Professor zu Helmstädt, einige mildere Grundsätze aufzustellen wagte, wie z. B. daß man frommen Katholiken, die ohne ihre Schuld in Irrthum seien, die ewige Seligkeit nicht absprechen könne, entstand der synkretistische Streit. Die Gegner schrieen und lärmten der lutherischen Christenheit vor, Calixt wolle nicht nur Papisten und Calvi-

1) Arnold II. S. 390.

nisten, sondern auch Socinianer und Arminianer, ja selbst Juden und Türken zu ihren Brüdern machen. Nach Calixt's 1656 erfolgten Tode flammte der Streit von Neuem gegen seinen Sohn auf. Gegen diesen gerieth namentlich der Theologe Strauch in solchen Eifer, daß er behauptete, derselbe sei ärger, als der Teufel selbst, und die Namen Esel, Schmeißfliege, Schnarchhans, Rattenkönig, der von dem Ungeziefer der Aegypter übrig, waren die höflichsten, die er diesem Gegner gab. — In Königsberg zeichnete sich Professor Mislenta und sein Anhang durch Intoleranz und Verfolgungssucht aus. In den Jahren 1644 und 1646 waren dorthin zwei Schüler des Georg Calixt, Namens Dreier und Latermann gekommen. Gegen den Letzteren erhob sich Mislenta mit der Beschuldigung grober und gefährlicher Ketzereien, wie z. B. der Ansicht, daß alle Menschen, wenn sie den Willen dazu hätten, mit dem Beistande Gottes und dem gehörigen Gebrauche der Gnadenmittel sich bessern könnten. Mit Mislenta vereinigte sich gegen Dreier und Latermann, denen sich nur Dr. Behme zur Seite stellte, die ganze übrige Königsberger Geistlichkeit. Bis 1653 wurde gelärmt, ohne daß man sich zu Athem kommen ließ. Als sie 1650 den Dr. Behme zu Tode geschimpft hatten, bestand der wüthige Mislenta mit der ganzen Geistlichkeit darauf, daß der Mann nicht wie ein anderer Christ und nicht neben andern Christen beerdigt werden dürfe, welches Verfahren sie in einer Schrift als

ächt theologisch vertheidigten, und Dreier und Latermann drohten, daß auch sie als schändliche Mameluken, als Verfälscher der reinen Lehre, als Stifter einer neuen samaritanisch-babelischen, hermaphroditischen Sekte, als Verräther der theuer beschworenen Augsburgischen Confession, ja als Verräther Gottes und ihres Diensteides, gewiß einmal nicht christlich-ehrlich, sondern wie das Vieh verscharrt werden sollten. Ein Gegenstand des Hasses und der Verfolgung für Mislenta war besonders auch Movius. Der Mann, bei dem dieser wohnte, wurde wegen solcher Beherbergung einer heterodoxen Person von Mislenta verwarnt und bedroht, kehrte sich aber nicht daran, sondern ließ den Movius unbelästigt und unvertrieben. „Da fing Dr. Mislenta," wie Hartknoch in seiner preußischen Kirchenhistorie erzählt, „auf der Kanzel dawider zu predigen an, und war des Scheltens auf die Schwenkfelder und diejenigen, so sie beherbergten und mit ihnen umgingen, kein Ende. Es ward auch öfters dieses mit großem Eifer eingebläuet, wenn jemand litte als ein Ketzer, mit dem solle man kein Mitleid haben." Mislenta nannte den Movius die giftige Teufelsbosheit selbst und eine stinkende Kothlache.

25.

In der durch eine bittere Feindschaft des alten patrizischen Rathes und der gemeinen Bürgerschaft fortwährend in sich selbst entzweiten Stadt Braunschweig errang im Jahr 1601 die letztere unter der Führung eines angesehenen,

in Wissenschaften und Geschäften wohlerfahrenen, wohlmeinenden und gottesfürchtigen Bürgers, Henning Brabant, die Oberhand, wozu die lutherische Geistlichkeit, die mit den Patriziern in Spannung gestanden, die Hand geboten, bald aber Anlaß zur Unzufriedenheit erhielt, da die Bürgerhauptleute ihr noch weniger Rücksicht, als die früheren Machthaber erwiesen. Als nun die Bürgerhauptleute einen Bürger, der drei zum Tode verurtheilte Kirchendiebe hatte befreien helfen und deßhalb selbst sterben sollte, aus den Händen seiner Ankläger und Richter erlöste, und Brabant zur Rechtfertigung ihrer Handlungsweise ein Rechtsgutachten aus Marburg einholte, wurde er und die übrigen Bürgerhauptleute im September des Jahres 1603 von der aufgebrachten Geistlichkeit förmlich in Bann gethan, von Abendmahl, Kindtaufen u. s. w. ausgeschlossen. „Vergebens protestirten die Gebannten gegen das form- und ordnungslose Verfahren, dessen Willkühr alles übertraf, was vormals von Mißbräuchen der geistlichen Gewalt gehört worden war; sie konnten nichts erlangen, als daß die Frage, ob der Bann fortdauern solle, im Wege Rechtens und zwar von einem geistlichen Gericht, entschieden werden solle. Während hierüber ein halbes Jahr lang hin- und hergestritten wurde, verbreitete sich im Mai plötzlich das Gerücht, Brabant sei auf dem Aegidien-Kirchhofe so sehr von einem Raben verfolgt worden, daß er sich dessen kaum habe erwehren können. Eben dieser Rabe besuche ihn im eigenen Hause,

und das Gesinde beklage sich über diese verdächtigen Besuche. Ein Grobschmied versicherte, er habe selbst gesehen, wie Brabant von dem Raben verfolgt worden sei. Bei dem damaligen Standpunkte der deutschen Cultur drohte solch ein Gerücht demjenigen, gegen den es ausgebracht ward, an Leib und Leben Gefahr; denn daß ein Rabe, der einen Excommunicirten besuchte, Niemand anders als der Teufel sei, verstand sich von selbst, und auf bloße Gerüchte und schwankende Anzeigen eine halsbrechende Thatsache für völlig ausgemacht zu halten, war herrschende Gewohnheit, welche alljährlich in mehreren hundert Hexen-Executionen ihre Wirkungen an den Tag legte. Brabant hielt es daher für nöthig, unter dem Titel: Rabentand, eine Verantwortung auf die wider ihn ausgebrachte Lüge drucken zu lassen, und auch einer seiner Freunde gab eine Vertheidigungsschrift für ihn heraus. Seine geistlichen Gegner ließen sich aber dadurch von dem einmal eingeschlagenen Wege nicht abbringen, und fügten dem ersten Gerüchte bald das zweite hinzu: ein blödsinniger Schmiedeknecht habe am Katharinenkirchhofe dem Pastor Hildebrand über die Mauer zugerufen, Brabant werde um Johannis im Hagen-Galgen gehenkt, und Hildebrand ihm die Leichenrede halten.

Unter Verfolgungen und Anfeindungen dieser Art war der Sommer vergangen, als ein verhafteter Bürger, der den Bürgermeister zu mißhandeln versucht hatte, auf der Folter unter den fürchterlichsten Martern auf Brabant

und seine Gesellen bekannte. Die hiedurch angeregte Wuth der Gegenpartei zwang Brabant zur Flucht, von welcher er jedoch, nachdem er beim Sprunge von der Stadtmauer ein Bein zerbrochen, in die Stadt zurückgebracht ward. Nach begonnenem Verhöre wurde Brabant dreimal, jedesmal mehrere Stunden lang, selbst an seinem zerbrochenen Beine, gefoltert, und auf der Leiter dermaßen ausgespannt, daß ein Arm aus dem Gelenke riß. Der Rath hatte kleine Keile machen lassen, um sie ihm unter die Nägel treiben zu lassen, aber der Scharfrichtersknecht lehnte die ihm zugedachte Arbeit ab, sagend, er müsse seine Seligkeit bedenken. Brabant, um der Marter zu entgehen, erklärte endlich, er wolle zu allem, was man ihn fragen würde, Ja sagen, worauf ihm das Bekenntniß der Aufruhrstiftung, der Stadtverrätherei und eines mit dem Teufel gemachten Bundes abgenommen ward. Nicht besser ging es seinen Unglücksgefährten. Als Zacharias Drüsemann, ein Kämmerer, mit ausgestreckten Armen in der Folter hing, entfernten sich die Richtsherren, um in einem oberen Zimmer ein Nachtessen mit Wein und Confekt zu sich zu nehmen. Er bat den Nachrichter um der Wunden Jesu willen, ihn nur einen Augenblick herunter zu lassen und die Fußschrauben nur ein wenig zu lüften; dieser betheuerte aber, er dürfe solches nicht eher thun, als bis die Rathsherren zurückgekommen sein und es befohlen haben würden. Als diese nun völlig trunken nach einer Stunde wieder zurückkehrten,

war Drüsemann, in den Rollen hängend, gestorben.

Brabant's, dessen stärkere Natur diesen Qualen widerstanden, harrte das schrecklichere Loos, nach dem Urtheilsspruche damaliger Justiz sterben zu müssen. Am 16. September hielt der Pastor Wagner zu Sanct Katharina eine Predigt über die Geschichte der Steinigung Achans, in welcher er zeigte, wie eine christliche Obrigkeit sich gegen öffentliche Verbrecher und Uebelthäter zu verhalten habe, und wie gottselige Christen solchen Strafen zusehen und sie sich christlich zu Gemüthe führen sollten. Tags darauf wurde auf einer in der Mitte des Hagenmarktes errichteten Bühne dem Eimker (der auf Brabant bekannt hatte) der Kopf abgeschlagen; dann Brabant im bedauernswürdigsten Zustande herbeigetragen, zuerst zweier Finger der rechten Hand beraubt, dann mit glühenden Zangen an den Armen und an der Brust gerissen, hierauf ganz entkleidet auf einen Schlachttisch gelegt und schamlos verstümmelt, ihm dann die Brust langsam mit einem hölzernen Hammer zerschlagen, der Leib aufgeritzt, das Herz mit dem Eingeweide ausgerissen, und dem Sterbenden um das Gesicht geschlagen. Damit der Unglückliche dem vollen Gefühl dieser scheußlichen Marter nicht durch Ohnmacht und Bewußtlosigkeit entgehe, ward ihm Kraftwasser vorgehalten, und damit die Standhaftigkeit, mit der er litt und bis zum letzten Hauche seine Unschuld betheuerte, nicht gegen seine Richter zeuge,

wurde von den Geistlichen, welche neben ihm standen, sein Ausspruch beim Zerreißen seiner Brust: „Das heißt: streite für dein Vaterland," in die Worte verkehrt: „Das heißt: setze dich wider deine Obrigkeit und verachte dein liebes Vaterland," und darüber gepredigt!! Der Körper des hingerichteten Brabant wurde, in fünf Theile zerstückt, an den fünf Stadtthoren aufgehängt. Am folgenden Tage nahm man einen in den Unruhen getödteten Anhänger Brabant's aus dem Grabe, hielt über die Leiche Gericht und flocht sie auf's Rad. Am Michaelsfest übernahm die Geistlichkeit die Rechtfertigung der noch fortdauernden Hinrichtungen, und am 9. December wurde in allen Kirchen ein feierlicher Lob- und Dankgottesdienst gehalten [1])."

Es thut mir leid, meinen Lesern Scenen vorführen zu müssen, die es ein Glück wäre, auf ewig vergessen zu können. Noch aber dürfen diese Dinge nicht in's Meer der Vergessenheit sinken; noch muß man jenen allzu dreisten und unwahrhaften Lobrednern der Reformation und des Protestantismus, die in dem Grade, als sie dies sind, die katholische Kirche schmähen, in solchen Beispielen die barbarische Natur und Entwicklung des durch Luther bewirkten Abfalls vor Augen halten. Man wird gestehen,

1) Vergl. Strombeck, Henning Brabant und seine Zeitgenossen. Braunschweig 1829. Menzel a. a. O. V. S. 229 ff. Alzog a. a. O. S. 810.



daß die Menschheit nicht tiefer sinken konnte. Man trieb die Grausamkeit auf einen Gipfel, wo sie ganz einem mexicanischen Opfercultus ähnlich ward [1]), nur daß sie durch die noch übrigens dazu kommende Weise des Verfahrens und Benehmens diese altamerikanische Barbarei bei Weitem überbot.

26.

Gründliche und gerechte Geschichtsforscher haben es selbst unter den protestantischen Geistlichen und Kirchenhistorikern stets anerkannt, daß sich die Katholiken milder, friedlicher, menschlicher, duldsamer, als die Protestanten erwiesen haben. So sagt der schon öfters angeführte preußische Consistorial- und Schulrath Menzel in seiner neueren Geschichte der Deutschen V. S. 63.: „Es verdient Bemerkung, daß zwei katholische Kaiser, Ferdinand I. und Maximilian II., den Protestanten Krato nicht bloß als Leibarzt gebraucht, sondern ihn auch ihres Vertrauens in anderen, als in dergleichen Beziehungen gewürdigt und seinem religiösen Zuspruche Aufmerksamkeit geschenkt. Zu diesem Grade von Unbefangenheit hätte sich damals kein protestantischer Fürst erhoben.“ Ebendaselbst S. 244. heißt es: „Nirgend

1) Daß die Lutheraner den von ihnen zuwege gebrachten Hinrichtungen sogar auch die ausdrückliche Bedeutung eines Menschenopfercultus gaben, ist bei Arnold II. S. 400 zu lesen. Vom Kanzler Crell sagte man, man wolle ihn „Gott aufopfern.“

unter protestantischer Herrschaft wurde den Katholiken Duldung erwiesen, während in den Erbstaaten des Kaisers, in Oesterreich, in Böhmen und in den böhmischen Nebenländern die Protestanten bürgerliche und kirchliche Rechte genossen.“ Und in der Vorrede zu diesem V. Bande: „Das Concil zu Trident hat sich gegen Andersdenkende billiger und gemäßigter benommen, als die Synoden zu Klosterberge und Dortrecht; und wenn gewählt werden müßte, würden Kenner der Zeiten es vorziehen, von den Gregoren und Innocenzen, als von einem Heßhuß, Wigand, Andreä, Selneccer, Hutter, Hunnius, Mamphrasius und anderen theologischen Demagogen und orthodoxen Gewaltmännern des 16. und 17. Jahrhunderts beherrscht zu werden. Die Inquisitionsprozesse des sächsischen Kanzlers Nicolaus Crell, des Braunschweigischen Bürgerhauptmanns Henning Brabant und des liegnitzischen Fürstenthums-Superintendenten Leonhard Krenzheim werden für diese Meinung die Belege an die Hand geben.“ Auch das wird zugestanden, daß die Katholiken, namentlich die verschrieenen Jesuiten, die Freisinnigeren waren, und daß die protestantischen Theologen mit ihrem unsinnigen und absurden Gezänke denselben zum Gelächter dienten. So sagt Menzel a. a. O. S. 99: „Die Polemik der Lutheraner des 16. und 17. Jahrhunderts gegen die Jesuiten ist nicht selten wider solche Ansichten der Letzteren gerichtet, die, nach dem heutigen Standpunkte der Theologie in der

protestantischen Kirche für freisinnig gelten." Die Flacianische Lehre, daß die Erbsünde die Substanz der menschlichen Natur sei, wurde sogar auf die Leiber der Gestorbenen ausgedehnt und behauptet, auch die Leichname der frommen Christen führen fort, die substanzielle Erbsünde zu sein, und Gesetz, Sünde und Zorn Gottes bleibe in ihnen bis zum jüngsten Tag. „Da diese Lehre," sagt Menzel ebendaselbst S. 82 f., „unter den Flacianern selbst Widerspruch fand, so erhob sich im Schooße dieser Partei, zum Aerger der Evangelischen und zum Gelächter der Jesuiten, ein wüthender Streit über das Verhältniß der verwesenden und verwesten Leichname zur Rechtfertigung und Seligkeit, wobei man von der einen Seite die Scheltnamen: Leichnamspreiser, Antinomer, Epikurer rc., von der anderen die Titel: Knochenschänder, Cadaveristen, Poltergeister rc. hörte. Ohne Zweifel haben diesem unsinnigen Zanke die Bekehrungsversuche der Jesuiten einen Theil ihrer Erfolge verdankt[1]."

27.

Arnold in seiner Kirchen- und Ketzergeschichte II. B. XVI. handelt von dem Zustande der Prediger nach der Reformation und entwirft dabei ein schauderhaftes Gemälde von Verderbniß und Gesunkenheit in jeder Be-

1) Vergl. Raupach's „erläutertes evangelisches Oesterreich" III. S. 47. 104.

ziehung. Ich hebe bloß Einiges von dem aus, was am Rande mit den Worten: „Rachgier und Blutdürstigkeit“ und „Schlägereien und Mordthaten“ angezeigt ist. „Als Anno 1562 durch Pontanum und Stöffelium dreißig Prediger aus dem Gothaischen vertrieben wurden, fluchten und wünschten Jene diesen alles Uebel an, wie es die Schriften ausweisen. Als Anno 1562 in Magdeburg ein redlicher Prediger, Bartholomäus Strehle, wegen großen Unrechts den Rath und einige Prediger daselbst öffentlich in den Bann that, wurde ein Pastor, Otto Ohmes, so rasend, daß er öffentlich in der Kirche das Brodmesser herauszog, nach der Kanzel lief und den Strehle erstechen und herabstürzen wollte. Matthäus Welfel, Pfarrer in Siebeln zu Freyberg, hieb seinem eigenen Schwiegersohn und Schulmeister mit einem Spitzhammer in den Kopf, daß er stracks todt blieb. Georg Wüst, ein Feldprediger, erstach 1597 einen armen, alten Bauersmann auf der Straße aus lauter Muthwillen, weil er ihm nicht aus dem Wege fahren wollte. So lautet auch die Erzählung seltsam, die man in einer Chronika findet: „„Anno 1594 ist zu Einbeck der ehrwürdige und wohlgelahrte Herr Jost Egel, Pastor zu Wentze, mit einem Buben zu Unfall kommen, und hat denselben mit einer Barte gehauen, daß er des Todes sein mußte““ u. s. w. Arnold bemerkt zuletzt, daß es unmöglich sei, alle solche von „evangelosen Pfaffen“, wie er sich ausdrückt, begangene Gräuel zu referiren. Die Verwilderung

muß in der That ganz unbeschreiblich gewesen sein, und wie muß es überhaupt ausgesehen haben, wenn bei den Geistlichen und Volkslehrern selbst solche Sitten herrschten und solche Thaten geschahen!

Schlägt man in dem genannten Werke hinten im Register den Artikel: „Lutheraner" auf, so findet man unter diesem Namen folgende charmante Angaben und Prädikate verzeichnet: „Sind im Grunde verdorben" — „Ihr Verfall ist allgemein und durchgängig" — „Ihr ärgerliches Leben" — „Ihr Hochmuth und babelische Verwirrung" — „Der Meisten äußerste Bosheit" — „Sind ärger als Papisten" — „Aerger als Heiden" — „Sicherheit und Frechheit" — „Epicuräismus" — „Blindheit" — „Neid" — „Feindschaft wider die Reformirten" — „Menschensatzungen" — „Verfolgung Anderer" — „Aeußerster Verderb" — „Untreue gegen einander selbst" — „Grausamkeit gegen einander" u. dergl. mehr. Unter dem Titel: „Reformirte" steht: „Feindschaft wider die Lutheraner" — „Verfall und Verderbniß" — „Spaltungen unter einander" — „Verfolgungen wider die Anderen" — „Zanksucht" — „Heuchelei" — „Sicherheit, Nachlässigkeit, Blindheit" — „Gottlosigkeit der Meisten" u. s. w. Und dies Geschichtswerk ist kein katholisches; es ist das Produkt eines protestantischen Geistlichen, der über den Katholicismus die beschränkten Ansichten seiner Kirche theilt und durchaus nicht geneigt, ihn zu vertheidigen oder nur irgendwie zu schonen, ist; den aber solche Erschei-

nungen, wie die erwähnten, überall empören, wo er sie finden mag, und der sie überall mit gleichem Unwillen und Schmerze rügt.

28.

Die Reformation trat revolutionär wider Rom's geistliche Herrschaft auf; darum wird sie als eine aus dem Streben nach Freiheit überhaupt hervorgegangene durchaus liberale Erscheinung betrachtet. In Wahrheit aber ward durch dieselbe nur der Absolutismus und Despotismus begünstigt. Die Bauern meinten freilich, dem Sinn und Princip dieses kühnen Unternehmens entspreche auch ihre Befreiung von dem Joche, das sie speciell belaste. Da kamen sie aber bei dem scheinbaren Volksmann und Freiheitshelden Luther übel an. Er hielt es mit denen, welche die Gewalt in ihren Händen hatten, und wußte wohl warum; er foderte die Fürsten auf, gegen die rebellischen Bauern keine Geduld und Barmherzigkeit weiter zu üben, dieselben vielmehr, von denen jeder mit Leib und Seele verloren und ewig des Teufels sei, wie tolle Hunde todtzuschlagen — „als ob," sagt ein katholischer Schriftsteller, „ein irregeleiteter und offenbar durch Luther selbst irregeführter Pöbel gar kein Mitleid verdiene [1])." Melanchthon stellte wiederholt den Grundsatz auf: „Es wäre von Nöthen, daß ein solch wild ungezogenes Volk, wie die Deut-

1) Alzog a. a. O. S. 724.

schen seien, noch weniger Freiheiten habe, als es hat." Die Rechtsansprüche der Bauern beseitigte er durch den Satz: „Was die Obrigkeit thue, daran thue sie recht; wenn sie Gemeindegüter und Waldungen einziehe, so habe sich Niemand dagegen zu setzen; wenn sie den Kirchen den Zehnten nehme und Anderen gebe, so müßten sich die Deutschen eben so gut darein finden, wie die Juden sich von den Römern die Tempelgüter nehmen lassen mußten" u. s. w. In Rücksicht auf solche Thatsachen sagt Bensen in seiner Geschichte des Bauernkrieges: „Während die alte, katholische Kirche die Unterdrückungen der einzelnen geistlichen oder weltlichen Fürsten, wenigstens der Lehre nach, niemals gebilligt, sondern die Rechte des Menschen und des Volkes, selbst den Kaisern gegenüber, kräftig und meist siegreich vertheidigt hat, haben sich die evangelischen Reformatoren den Vorwurf zugezogen, zuerst unter den Germanen den Knechtssinn und die Gewaltherrschaft förmlich gepredigt und gelehrt zu haben."

29.

Während der Papst die Ehescheidung Heinrich VIII. nicht billigen wollte und darüber England verlor, waren die Reformatoren jedem noch so anstößigen Gelüsten und Verlangen zu Dienst. Der Landgraf Philipp von Hessen wollte zu der Gemahlin, die er bereits hatte,

noch eine zweite, und da er im Falle des Widerspruchs mit einem Rücktritte vom Protestantismus drohte, so gestattete man ihm die Bigamie, um, wie es in dem von Luther, Melanchthon, Bucer und fünf hessischen Theologen ausgestellten Documente heißt, so für das Heil seines Leibes, als seiner Seele zu sorgen und Gottes Ehre dadurch zu befördern — ein schamloser Mißbrauch religiöser Begriffe und Ausdrücke; denn es ist kein Zweifel, daß man bloß aus Furcht und Politik so entschieden und gesprochen hat. Dr. Joh. Scherr, ein moderner, dem Katholicismus feindlicher Schriftsteller, rühmt „die heilsame Wiederbelebung des deutschen Familienkreises, welche die reformatorische Bewegung mit sich gebracht;“ sagt jedoch: „Das ganze 17. Jahrhundert strotzt von abschreckenden Beweisen, daß diese Wiederbelebung den unsittlichen Tendenzen des alamodischen Wesens nicht Stand zu halten vermochte. Die protestantischen Kreise hatten in Betreff sittlicher Lebensführung vor den katholischen bald Nichts mehr voraus, im Gegentheil! Eine große Mitschuld an den Ausschreitungen fürstlicher Herren und Damen trugen die protestantischen Hoftheologen, deren servile Nachsicht mitunter bis zum Unglaublichen ging. Hatte doch schon 1534 der wackere Sebastian Frank Veranlassung gehabt, in der Vorrede zu seinem Weltbuch zu sagen: „„Sonst im Papstthum ist man viel freier gewesen, auch die Laster der Fürsten und Herren zu rügen;

jetzt muß Alles gehofiret sein oder es ist aufrührisch; Gott erbarms!"" Zu dem Satze, daß das Lutherthum so recht eine Schule des theologischen Knechtsinnes gewesen, hat Biedermann[1]) recht erbauliche Belege gesammelt[2])." Scherr gesteht also im Widerspruche mit seinen Lobpreisungen der Reformation, daß der Protestantismus der einreißenden Sittenlosigkeit schwächeren Widerstand geleistet, als die katholische Kirche, und beschuldigt ihn des Servilismus und des Knechtsinnes. — Gegen den englischen Tyrannen, der die Reformation in seine eigenen Hände nahm, benahm man sich in seinem Lande über alle Maßen unterwürfig und schmeichlerisch. Alle Rechtslehrer stimmten in die vom Papste nicht zugelassene Ehescheidung [illegible] In Beziehung auf die vom König festgesetzten Glaubens- und Cultusnormen erklärte das Parlament: „Die Einrichtungen desselben hätten nicht nur Gesetzeskraft, sondern das Ansehen der Offenbarung selbst und er könne vermöge seiner königlichen Gewalt alle Handlungen der Menschen, ja selbst ihre innersten Gedanken und Empfindungen beherrschen." Ein Sprecher des Parlaments beantwortete eine Rede des Königs, die er nach der Hinrichtung der Anna Boleyn und der gleich am Tage darauf vollzogenen Vermählung mit Johanna Sey-

1) Deutschland im 16. Jahrhundert II. Abth. I. S. 9.

2) Scherr, Geschichte der deutschen Frauen. Leipz. 1860. S. 340.

mour in Beziehung auf seine ehelichen Angelegenheiten hielt, mit einer Lobpreisung der wundervollen Gaben desselben und verglich ihn in Hinsicht seiner Gerechtigkeit und Weisheit mit Salomon, in Betreff seiner Stärke mit Simson, und, was seine Schönheit belange, mit Absalon.

30.

Auch die Juden haben keine Ursache, die Reformatoren des sechszehnten Jahrhunderts und ihr nichts weniger, als humanes und freisinniges Werk zu preisen. Luther forderte auf, ihre Synagogen zu verbrennen, sie der Erde gleich zu machen und keinen Stein davon übrig zu lassen, auch ihre Häuser zu zerstören und sie nur, etwa wie die Zigeuner, in Ställen wohnen zu lassen, ihnen ferner auch ihre Gebetbücher und talmudistischen Schriften zu nehmen und ihren Rabbinern das Lehren bei Leib und Leben zu verbieten, ihnen Handel und Wandel zu wehren, alles Geleite zu entziehen, und alle Baarschaft, Kleinodien u. s. w. zu nehmen. „Dergleichen Vorschläge," setzt der alte wohldenkende Arnold [1]) hinzu, „sind jeder Zeit nur zu oft an den Juden verübt worden; wie denn Churfürst Johann Friedrich 1541 sie alle aus dem Lande verbannt, und im Falle des Bleibens ihr Leib und Gut vogelfrei gemacht, was andere Regenten mehr gethan." Von Ulrich von Hutten sagt ein Katholik: „Dieser

1) Kirchen- und Ketzerhistorie II. S. 419.

sogenannte Vertheidiger der Freiheit und Humanität beschrieb mit der raffinirtesten Grausamkeit eines Henkers die Todesstrafe, die er an dem getauften Juden Pfefferkorn vollzogen wissen wollte [1])."

31.

Die Reformatoren haben sich um die Humanität und Aufklärung auch das Verdienst erworben, daß durch ihren finsteren Aberglauben, der überall Nichts als Teufelsspuck und Teufelswerk sah, der Hexenprozeß zu seiner äußersten Schrecklichkeit angefeuert wurde. Derselbe stieg erst nach der Reformation auf seine fürchterlichste Höhe und wurde von den Protestanten am mordgierigsten und hartnäckigsten betrieben. „Im Protestantismus," sagt der protestantische Kirchenrath Horst [2]), „faßte man den Zauberglauben und Hexenproceß noch schärfer auf, als in der katholischen Kirche. Selbst in dem erschrecklichen hiesigen (Lindheimer) Hexenprozeß war der Domherr von Rosenbach zuletzt die Zuflucht der armen Hexen, indeß von Oynhausen das „„verfluchte Hexengeschmeiß"" ohne Gnade und Barmherzigkeit ausgerottet wissen wollte." Der antikatholische Dr. Joh. Scherr [3]) bemerkt: „Die Reformation milderte den Glauben an Hexerei und Hexen nicht, löschte auch keineswegs die Hexenbrände, im Gegentheil" u. s. w. Der katholische Alzog [4]) sagt: „Bei so energischem Festhalten

1) Alzog a. a. O. S. 713.
2) Dämonomagie II. S. 128.
3) Geschichte der deutschen Frauen. Leipzig 1860. S. 370.
4) Kirchengeschichte S. 928.

an der lutherischen Orthodoxie darf es kaum befremden, wenn auch Luther's Teufelskämpfe und Glaube an Hexereien in den Köpfen der Theologen unverkümmert fortlebten. Während katholische Priester, besonders Friedrich Spee, gegen die Unvernunft und Unmenschlichkeit der Hexenprozesse sich mit Erfolg erhoben, behauptete der 1666 mit Tod abgegangene Benedict Carpzov in Leipzig, den man den Gesetzgeber Sachsens nannte, daß nicht allein Zauberei, sondern auch die Läugnung der Wirklichkeit teuflischer Bündnisse schwer bestraft werden müßten, und J. H. Pott, ein berühmter Universitätslehrer zu Jena, ließ daselbst 1689 eine darauf bezügliche Schrift de nefando Lamiarum cum diabolo coïtu drucken. Um einen Blick auf England zu thun, so will ich nur das Eine bemerken, daß zur Zeit Elisabeth's der große Hexenprozeß zu Warbois vorfiel, zu dessen Andenken noch um die Mitte des vorigen Jahrhunderts — wenn sich die Sache nicht noch weiter hinaus erstreckt — zu Huntington eine jährliche Hexenprozeßpredigt gehalten werden mußte [1]).

32.

Es gibt kein erschreckenderes Gespenst für die Vorstellung eines gewöhnlichen Protestanten, als der Name „Jesuit." Es heißt so bekanntlich eine Gattung von schwarzen, dämonischen Ungeheuern, die der unterste Grund der Hölle ausgespieen, und bei deren Erwähnung

1) Horst, Dämonomagie II. S. 454.

man sich schlechterdings nichts Unschuldiges, Ehrliches, Gutes und Menschliches denken kann. Gleichwohl ist zu sagen, daß zwei Jesuiten, Adam Tanner und Friedrich Spee den Ruhm haben, in dem finstern, mordsüchtigen Zeitalter, wo der Hexenprozeß auf seiner Höhe stand, heller gedacht und Menschlichkeit empfohlen zu haben. Der edle Charakter und das große Verdienst des Letzteren ist anerkannt und über jeden Widerspruch erhaben. Man wird sich davon, wenn keine andere Quelle zur Hand, selbst durch das Nachschlagen dieses ehrwürdigen Namens in einem Conversations-Lexikon überzeugen können. Der protestantische Kirchenrath Horst[1]) sagt: „Edle Menschlichkeit und eine seltene muthvolle Weisheit zeigte unter solchen Umständen der Jesuit Spee, als er, unter Allen der Erste, die deutschen Regenten, Obrigkeiten, Richter und Beichtväter aus dem Schlafe zu wecken und sie aus seiner eigenen Erfahrung über die Unvernunft und Grausamkeit jener peinlichen Gerichte zu belehren suchte. Man darf seine 1631 erschienene cautio criminalis nur durchblättern, um ihn hochachten und lieben zu lernen. Der wackere Menschenfreund starb einige Jahre nach der Herausgabe seines Buches, mitten unter den Stürmen des dreißigjährigen Krieges, und wir würden kaum seinen Namen wissen, hätte uns nicht der treffliche Churfürst Johann Philipp von Mainz Spee's Andenken erhalten. Diesem hatte er sich als Verfasser

1) Dämonomagie I. S. 203.

genannt, und gesagt, das graue Haar, das er schon im blühenden Alter trug, verdanke er den Hexen, die er zum Scheiterhaufen begleitet habe und dem tiefen, sein Leben verzehrenden Kummer über die Bekenntnisse, die ihm von ihnen gemacht worden seien.“ Das Brockhausische Conversationslexikon, das ebenfalls keine katholische Tendenz hat, rühmt von ihm: er habe sich durch sein erwähntes Werk um die ganze Menschheit verdient gemacht. „Mit der ganzen Gewalt der Religion und der Wahrheit erhob er sich gegen den Glauben an Hexen und Hexenwerk, der durch ihn gebrochen wurde im katholischen Deutschland, wie er später gestürzt wurde durch Thomasius in den übrigen Gauen Deutschlands.“ Er starb 1635 zu Trier in Folge der Anstrengungen, die seine Kraft aufrieben, als er sich während der Belagerung dieser Stadt durch die Kaiserlichen der Pflege der Kranken und Verwundeten unterzogen hatte. Er ist auch sehr rühmlich als Dichter bekannt. Sein Buch: „Trutz-Nachtigall“ ist eine Sammlung geistlicher Gedichte, „aus welchen eine tiefe, fromme Empfindung in einer Sprache spricht, wie sie damals in Deutschland nicht zu finden war. Er wendete, unabhängig von Opitz, richtigere metrische Gesetze an, als alle seine Vorgänger; sonst aber bildet er gegen die meisten seiner Zeitgenossen dadurch einen Gegensatz, daß er, fern von aller Gelehrsamkeit, nur sein unmittelbares Gefühl dichterisch, oft im ächten Volkston, ausspricht.“ Zieht den Hut ab vor diesem Jesuiten! Er

verdiente, wenn nicht mehr, doch wohl nicht weniger, als Schiller, von ganz Deutschland, ja von der ganzen Welt gefeiert zu werden. Er wird einer solchen Ehre nicht theilhaft werden; denn, wie edel, wie ehrwürdig, wie liebenswürdig, wie begabt, wie verdienstvoll er auch sein mochte — er war Katholik, er war Jesuit, und man kann seinen Namen nicht zum Zwecke protestantischer, deutschkatholischer und demokratischer Demonstrationen ausbeuten.

33.

Was ist menschliche Meinung, was ist Ehre und Schande, was zuweilen selbst die scheinbar ausgemachteste, von Niemand bezweifelte historische Thatsache! Bei dem Namen des angeblichen Wütherichs und Mordbrenners Tilly geht uns ein Schauer durch's Gebein. Ich erinnere mich, wie ich einmal vor vielen Jahren zu München sein Standbild sah und voll Abscheu und Indignation einige Verse schrieb, die, glaube ich, folgendermaßen begannen:

„Zu München hab' ich den Tilly geschaut,
Geschüttelt hat's mich, es hat mir gegraut" ꝛc.

Und gerade dieser Tilly war ein Muster und Wunder von Gerechtigkeit, Ordnungsliebe, Toleranz, Enthaltsamkeit, Reinheit der Sitten und des Charakters in jener wilden, fürchterlichen Zeit, so wie es nun, urkundlichen Quellen und Zeugnissen gemäß, eingesehen und zugestanden zu werden begonnen hat.

Ein norddeutscher Historiker, Otto Klopp, hat in Westermann's deutschen Monatsheften, September 1859, eine urkundlich begründete Charakteristik des verrufenen Feldherrn gegeben, wo uns ein ganz anderes Bild, als das von sonstiger protestantischer Geschichtschreibung entworfene und eingeprägte entgegentritt. Schon in seiner „Geschichte Ostfrieslands," Hannover 1856, hat Klopp mit den Akten in der Hand das Urtheil gefällt: „daß Tilly in dem lutherischen Oldenburg so friedlich verfuhr, als in Oesterreich und Bayern, und auf Zucht und Ordnung hielt, so weit es nach der Weise jener Zeit möglich war." Seine Nachforschungen in anderen Gegenden führten ihn zu denselben Ergebnissen. Weder Tilly noch seine Officiere schrieben die Contributionen unmittelbar aus; man wandte sich an die gesetzlichen Landesbehörden. „Von allen Heerführern des grauenvollen Krieges," sagt Klopp, „hat er allein den Grundsatz befolgt, mit den Unterthanen der besetzten Länder nur durch die legalen Obrigkeiten zu verhandeln. Und darum ist es ihm allein möglich gewesen, eine solche Mannszucht zu halten, wie diejenige, welche man in Oldenburg und Ostfriesland an ihm rühmte." Seine Briefe an den Rath der Stadt Emden sind „ernst, wohlmeinend, ganz ohne confessionelles Gepräge, aber national deutsch gesinnt, voll dringender Mahnung an die Rückkehr zur Treue gegen Kaiser und Reich; von Uebermuth, Gewalt, irgend welcher Bedrohung mit Grausamkeiten keine Spur." Seine schützende Vor-

sorge erstreckte sich nicht nur über Land und Habe; er erscheint noch edler und bewundernswürdiger in Folge der rücksichtsvollen Schonung, die er dem religiösen Bekenntnisse so in Feindes-, wie in Freundesland widerfahren ließ. Nirgends kann ihm ein Akt der Verfolgung und Vertreibung protestantischer Prediger, eine Behinderung in der Verwaltung ihres Amtes und Gottesdienstes nachgewiesen werden, wohl aber das Gegentheil, der nachdrückliche Schutz, den er solchen Geistlichen „wider allen Betrug und Bedrang," wie er selbst sich ausdrückt, angedeihen ließ. In der Proklamation, welche er im Jahre 1626 bei seinem Einrücken in das Gebiet des Herzogs Christian von Lüneburg-Celle erließ, versichert der Feldherr der Liga: „es solle Alles so angestellt werden, daß es S. F. Gnaden und den Unterthanen erträglich, daß sie bei ihren Häusern und Gütern verbleiben u. s. w., daß die Kirchen, Pastoren, Schuldiener, Küster und andere geistliche Personen, wie denn auch die Vögte, mit keinem Kriegsvolk belegt und zusammt den Mühlen unbenommen bleiben, zuvörderst aber der Gottesdienst und was mit Besuchung der Kranken, Taufen der Kinder und sonst anhängig, unbehindert verrichtet werde." Die Beobachtung dieses Befehls wird bei Vermeidung der Leibes- und Lebensstrafe eingeschärft: „Alles getreulich und ohne Gefährde." Klopp macht auf die geflissentliche, fast ängstliche Aufzählung aller geistlichen Personen

aufmerksam; er sagt: „In dieser Achtung vor jedem religiösen Bekenntnisse, so weit auch dasselbe von dem seinigen ablag, ist dieser Mann eine merkwürdige Erscheinung in seiner Zeit.“ Commissäre, die Herzog Christian von Celle an Tilly sandte, meldeten, wie gastlich sie aufgenommen und bewirthet wurden, während er selbst getreu die Fasten hielt, und wie er sie beim Abschied bis zum Wagen begleitete. Es wurde seine Uneigennützigkeit, Unbestechlichkeit, Einfachheit, Zucht gegen die Frauen, Liebe zu den Kindern und Freundlichkeit gegen Jedermann gerühmt; man findet sprechende Beweise von Vertrauen, das man in sein Wort und seine Disciplin gesetzt; er war damals besser gekannt und angeschrieben, als jetzt, wo ihn gegnerische Schilderungen um seinen guten Ruf gebracht. Aber Magdeburg? — Die neueste Geschichtforschung hört auf, ihn einer Zerstörung anzuklagen, die durchaus nicht in seinem Interesse lag und die er selbst in einem Briefe ungemein beklagt. Klopp bemerkt, daß die Brandlegung nur von einem Solchen ausgehen konnte, der mehr Vortheil, als Schaden davon hatte, wenn die Stadt in Asche lag. Er schließt seine Abhandlung mit dem Satze: „So wie eine genauere Besichtigung erweist, daß ein vielgeschmähter Mann dort rechtschaffen, mild und duldsam war, wo die irre geleitete Nachwelt ihn für habgierig, grausam und fanatisch hält; so mag die geschichtliche Forschung vielleicht auch erweisen können, daß andere Personen, welche eine auch in dieser Beziehung irre gelei-

tete Nachwelt für groß, gut und edel hält, in Wahrheit nicht diese Eigenschaften besaßen, sondern andere[1]."

34.

Man sollte denken, daß sich protestantischerseits zum Mindesten das rein Biblische und Evangelische, das unzweifelhaft Christliche, von Christus selbst unmittelbar Angeregte und Begründete, das einleuchtend Gute und Löbliche überhaupt, so wie das allgemein Nützliche und Nöthige, das sich bei den Katholiken fand und von ihnen ausging, einer billigen Anerkennung und vernünftigen Benutzung zu erfreuen gehabt hätte. Weit gefehlt! Die Geschichte meldet uns das verwundersamste und verächtlichste Gegentheil. Das Schönste, Beste, Edelste, Nütz-

1) Vergl. über diese Gegenstände: Alzog, Kirchengeschichte, Mainz 1855. S. 872. Mailath, Geschichte des österreich. Kaiserstaates Bd. III. S. 241 ff. K. A. Menzel, neuere Geschichte der Deutschen. Bd. VII. S. 303 ff. 337 ff. Heising, Magdeburg nicht durch Tilly zerstört und Gustav Adolph in Deutschland. Berlin 1846. Histor. polit. Blätter Bd. III. S. 43 ff. Bd. XI. S. 257—268. Bd. XIV. S. 296—308. 703 ff. Bd. LXIV. Heft X. S. 849. f. 359. Selbst das parteiische Conversationslexikon, das sich das liguistische Ungeheuer durchaus nicht nehmen lassen will, gibt, nach einer grauenhaften Schilderung desselben, folgende Züge an: „Ueberaus nüchtern und enthaltsam, haßte er Aufwand und äußere Ehrenbezeigungen, nahm nie vom Kaiser baares Geld und hinterließ daher bei seinem Tode nur wenig Vermögen; ja er wies sogar die Belohnung mit dem Fürstenthume Kalenberg uneigennützig zurück."

rendste, dem Christenthum und Evangelium Eigenste und Rühmlichste, so wie das in Wissenschaft und Leben Zweckmäßigste und Erforderlichste ward verworfen und angefeindet, wenn es katholisch war oder von Katholiken kam; aus demselben Grunde merzte man selbst ächt biblische Namen und Titel aus. So wurde in Schweden die vom Könige am grünen Donnerstage vorgenommene evangelische Fußwaschung der Armen von der lutherischen Geistlichkeit als ein abgöttischer und papistischer Gebrauch verpönt; die Armen, an denen der Ritus vollzogen war, wurden — es ist kaum zu glauben! — mit dem Banne belegt und weiterer Almosen für unfähig erklärt [1]). — Die Protestanten weigerten sich auch, den verbesserten Kalender Gregor's XIII. anzunehmen. Da der Papst der Antichrist sei und sich mit diesem Kalender in ihre Kirchen einschleichen wolle, so sei die Verwerfung desselben eine Gewissenspflicht. So die Theologen, dem gemäß auch der Churfürst August von Sachsen die Annahme verweigerte. „Man wollte lieber," sagt Wolfgang Menzel, „eine irrige Zeitrechnung haben, als etwas vom Papste annehmen." Diese Consequenz dauerte in Deutschland bis 1777, in England bis 1752, in Schweden bis 1753. Die fehlerhafte Berechnung des alten julianischen Kalenders betrug 1582 volle zehn Tage; die Frühlingsnachtgleiche fiel auf den 11. März. — Wiewohl der Name Bischof biblisch ist, so war er den Bibeltheologen doch anstößig, weil er bei

1) Alzog a. a. O. S. 776.

den Katholiken gebräuchlich; sie verwandelten ihn in den geschmacklosen und monstrosen Titel „Superattendent, Superintendent, Generalsuperintendent."

35.

Chr. G. v. Murr, ein Nürnberger Adeliger und Gelehrter des vorigen Jahrhunderts, schätzte die Jesuiten, erkannte unparteiisch ihre Verdienste an und gab unter Anderem auch wissenschaftlich werthvolle Werke derselben heraus. Das gereichte den Protestanten und Aufklärern in Deutschland zu großem Anstoß und Aergerniß — wie kann ein Jesuit Verdienste haben, wie kann man etwas allgemein Interessantes und Ersprießliches von ihm erfahren und lernen wollen, wie sich z. B. in die unbekannten Sprachen wilder Indianer von ihm einweihen lassen! Lieber muß dergleichen in ewige Nacht und Vergessenheit begraben sein. Es läutete namentlich der bekannte Nicolai, ein großer Feind und Verfolger dieses Ordens, Sturm gegen Murr. Dieser äußert sich darüber in seiner Vorrede zu den „Reisen einiger Missionarien der Gesellschaft Jesu in Amerika," Nürnberg 1785, und sagt hiebei: „Herr Nicolai mag immerhin in seiner allgemeinen deutschen Bibliothek, in Recensionen, Briefen und Pasquillen meine Billigkeitsliebe lästern; er mag mich einen eigensinnigen, eigennützigen, ja selbst bestochenen Vertheidiger der Jesuiten nennen; ich kann dazu lachen. Der Unschuldige hat keine Ursache, sich zu rechtfertigen, so lange der Verläumder Nichts beweisen kann. Meine Rei=

gung zur Vertheidigung gelehrter Jesuiten gründet sich auf die Kenntniß der meisten Schriften, die für und wider den Orden geschrieben wurden, auf die Sammlungen, die ich davon auf meinen Reisen machte, und auf Thatsachen. Ich lasse alles Andere an seinen Ort gestellt sein; mache mir es aber zu einem angenehmen Zeitvertreibe, nützliche Kenntnisse ruhmvoller Jesuiten zum Drucke zu befördern."

Hier war nun wirklich einmal ausnahmsweise ein Protestant bemüht, Gerechtigkeit zu üben und sich tolerant gegen Andersgläubige zu benehmen. Er ließ dabei noch überdies alles Dogmatische bei Seite und wollte nur verdienstvolle Arbeiten und wissenschaftliche Aufzeichnungen wohlunterrichteter, durch besondere Kenntnisse ausgezeichneter Katholiken zum Gemeingute der gebildeten Welt machen. Selbst das schon war eine Sünde, ein Verrath an der guten Sache des Protestantismus und der sogenannten Aufklärung, die man damit identificirte, ein Verbrechen, das der treffliche Mann selbst durch Gefährdung seines guten Namens zu büßen hatte, um dessen willen er von Denen angeklagt und verdächtiget wurde, die sich zu Vertretern und Verfechtern des angeblichen protestantischen Toleranz- und Humanitätsprincips aufgeworfen hatten.

36.

Zuletzt noch einen Blick auf die neuesten Zeiten und meine eigenen Erfahrungen! Wie frei man in Wort und Schrift der protestantischen Theologie gegenüber ist, hat mich die Confiscation meiner gegen sie gerichteten Schrif-

ten gelehrt. In den gegen mich erschienenen Schriften, die natürlich nicht unterdrückt wurden, kamen ganz allerliebste Sachen vor. So verkündete der Pfarrer Wild in seiner Schrift von den göttlichen Strafgerichten S. 39.: „Von falscher Barmherzigkeit werden wir befreit werden," und S. 157. las man die Klage, daß die Weichlichkeit der Zeit Gott in ein Buttermännchen umgewandelt habe, das lauter Liebe sei. Der bibelgelehrte Theolog dachte nicht daran, daß schon der Apostel Johannes ein solcher Weichling gewesen, der Gott als identisch mit Liebe gesetzt, und daß der Apostel Paulus die Tugend der Liebe über alle andern erhöht. Mit welch unmenschlicher und unversöhnlicher Härte man sich gegen Diejenigen beträgt, die aus der protestantischen Kirche austreten und zum Katholicismus übergehen, habe ich in meiner Conversionsschrift S. 63 f. berührt, und welch ein Geist der Unduldsamkeit in den Durlacher Verhandlungen, wo die Toleranz als Grundzug des Protestantismus prangt, zum Ausspruche gekommen, ist oben in gegenwärtiger Schrift gezeigt. Eine merkwürdige Thatsache entnehme ich dem Sonntagsblatt von Uhlich vom 20. Februar 1859. S. 32. In einem Dorfe bei Zwolle in Holland hat der protestantische Pöbel ein Haus, worin sich eine Hebamme mit einem zur katholischen Taufe bestimmten Kinde befand, mit Steinwürfen bombardirt, wobei das Kind von einem Steine getroffen und getödtet wurde. Welch ein Geschrei

würde man protestantischerseits erheben, wenn im umgekehrten Falle das katholische Volk ein Haus mit Steinen angegriffen und ein zur protestantischen Taufe bestimmtes Kind zu Tode geworfen hätte? Welche Folgerungen würde man aus einer solchen Thatsache ziehen, dergleichen meines Wissens noch niemals vorgekommen ist? Man würde sie ganz sicher als einen augenscheinlichen Beweis betrachten und geltend machen, in welchem Grade der Katholicismus das Volk fanatisire und zu gewaltthätiger Unduldsamkeit aufreize. Mit demselben Rechte könnte man auf den Grund solcher Erscheinungen hin auch katholischerseits den Protestantismus anklagen. Aus London melden Zeitungsblätter Folgendes: In einem der City-Kirchspiele führte man einige kirchliche Ceremonien ein, die gegen die puritanische Einfachheit des anglicanischen Cultus verstießen. Namentlich gab ein Altar mit Leuchterschmuck Anstoß und Aergerniß. Deßhalb wurde der Pastor als Puseyit angefeindet, und mußte sich jeden Sonntag irgend einen Hohn und Schimpf gefallen lassen. Am 29. Januar kam es sogar zu Gewaltthätigkeiten. Gegen 3000 Menschen, darunter 1000 junge Bursche der niedrigsten Sorte, hatten alle Plätze besetzt. Der Prediger konnte schwer zum Worte kommen, höhnische Zurufe unterbrachen den Gottesdienst, und kaum war dieser beendigt, so wurde der erwähnte Altar nebst Leuchterschmuck mit Gebetbüchern und Betstuhlschemeln bombardirt und zu Schanden gearbeitet. Der Tumult war abscheulich;

man besorgte, daß der Pöbel die Kirche in Brand stecken werde. Da schritt man polizeilich ein und die Tumultuanten verließen das Schlachtfeld, doch wohl nur, wie hinzugesetzt wird, um an einem der nächsten Sonntage den Skandal von Neuem zu beginnen [1]). Man sieht auch hier, daß jener altprotestantische Fanatismus noch nicht überwunden und ausgestorben ist und nur auf Gelegenheiten harrt, um wieder so gewaltthätig und gräuelhaft hervorzubrechen, als in früheren Zeiten der Brauch gewesen. Von besonderem Interesse ist, zu bemerken, wie die realitäts- und kunstfeindliche Subjektivität und Unsinnlichkeit, auf welche man im Protestantismus den ästhetisch entfalteten Cultus der alten Kirche zurückgeführt, vom Volke festgehalten und vertheidigt wird. Diese Abstraktion ist das für die Unbildung Faßlichste, während sie zugleich eben so abstrakt und geistlos dem anderen Extreme, einer rohen, zügellosen, der Schönheit, des Maßes und der Innerlichkeit und Tiefe des Gemüthes beraubten Sinnlichkeit huldiget. Der Standpunkt der Bildung, dem dieser Pöbel fremd, ist der der concreten Einheit dieser Gegensätze, des Geistigen und Sinnlichen, des Inneren und Aeußeren; auf diesem steht der katholische Cultus, und das ist der Grund, weßhalb er der Rohheit so mißfällig ist und so anstößig erscheint.

1) Frankf. Journal vom 1. Februar 1860.

37.

Ich habe mich dieser Darstellung nicht als einseitiger Parteimensch, nur um den einen Theil im reinsten Glanze leuchten zu lassen, den andern aber in den schwärzesten Schatten zu stellen, unterzogen. Ich weiß, was von beiden Seiten vorgebracht und geltend gemacht werden kann, und bin mir wohl bewußt, daß sich überall, wo Menschen handeln, Menschliches offenbart, daß die Leidenschaften überall ihre beklagenswerthe Rolle spielen, und daß die Fehler einer Partei keineswegs beseitigt sind, wenn man aufzeigt, wie die entgegenstehende sich der nehmlichen, ja noch größerer schuldig gemacht. Nicht zu dulden aber ist es, wenn eine solche hochmüthig und unredlich nur die andere beschuldigt und heruntersetzt, von eigenen Mängeln und Sünden nicht das Geringste wissen will und eine sowohl principielle, als thatsächliche Reinheit von Makeln, die doch von Anfang an bis auf die Gegenwart herab so grell bei ihr hervortreten und sich so untrennbar mit ihr verbunden zeigen, für sich in Anspruch nimmt. Eine solche Keckheit und Arroganz muß beschämt und gezüchtigt werden — und das ist es, was wir hier ungern, doch der Pflicht und dem Berufe gemäß, den wir zu haben glauben, und durch die erwähnten Thatsachen gewiß in vollem Maße berechtigt, zu thun unternommen.

Zusatz,

das Sendschreiben der Herren Häusser, Schenkel und Zittel an Herrn Hofrath Dr. Zell betreffend.

Horch, sie tönet Stoß auf Stoß,
Die Posaune Jericho's.
Die Herrn Häusser, Schenkel, Zittel
Schlagen sich so stark in's Mittel.
Diese Drei sind Roms Ruin.
Ja, sie fällt, sie stürzt dahin,
Diese fremde Tyrannei;
Und von Neuem frank und frei
Mit dem Schergen, mit dem Büttel,
Herrscht die deutsche Policei.

1.

Die drei genannten Herren haben ihrem katholischen Gegner, Herrn geh. Hofrath Zell auf dessen „Beleuchtung" der Durlacher Verhandlungen in einem „Sendschreiben" geantwortet, das den Titel führt: „Das Badische Concordat und die Conferenz in Durlach." Heidelberg 1860. Ich erhielt diese Broschüre, die man in protestantischen Blättern als einen glänzenden Sieg über den zu Boden geschlagenen Feind ausposaunte, erst, nachdem Vorstehendes vollständig aufgesetzt und abgeschlossen war. Ich habe keinen Grund darin gefunden, an Dem, was ich geschrieben, auch nur ein Wort zu ändern; ich sah mich bloß veranlaßt, noch einige Bemerkungen hinzuzufügen, wie sie hier anhangsweise folgen mögen.

2.

Es ist in dem genannten Sendschreiben Manches erörtert, was ich, den mir vorgesetzten Zwecken gemäß, unberührt lassen kann und muß; namentlich habe ich keinen Beruf, und würde sich auch gar nicht schicken, Herrn Dr. Zell zu vertreten, der für sich selbst einzustehen hat. Ich habe noch überdies folgendes Bekenntniß abzulegen. Wenn Herr Prof. Häusser behauptet,

der moderne Staat, dessen Natur und Bestimmung ist, Alles in Allem zu sein, Alles durch seine Mittel auszurichten und keine von ihm nicht völlig aufgehobene oder absorbirte Autorität und Macht gelten und gewähren zu lassen, sei eine Frucht der Reformation, ein wesentlich protestantisches Gewächs, das bei voller Geltung katholischer Principien nicht denkbar ist und nie hätte aufkommen können, so hat er meines Erachtens vollkommen Recht, und ich habe kein Interesse, ihm hierin zu widersprechen. Dieser die Kirche auffressende Staatsabsolutismus ist der Abgott Herrn Prof. Häusser's, für den er schwärmt bis zum Delirium; der meine kann es nicht sein, da meine Anschauung durchaus katholisch ist. Ich kann es dem genannten Herrn wohl gestatten, der Reformation das Verdienst zuzuschreiben, diese ihm so sehr am Herzen liegende Gesellschaftsform begründet zu haben und deßhalb um so stolzer auf seinen confessionellen Standpunkt zu sein. Mir erscheint diese That als eine Schuld, als ein Verrath am Heiligen und Göttlichen, als eine unheilvolle Aufopferung und Hingabe desselben an eine für sich weihelose und darum auch haltlose weltliche Aeußerlichkeit und Zufälligkeit. Ein recht vollkommenes Bild dieses die bischöfliche und päpstliche Autorität und Macht an sich reißenden Staatsabsolutismus stellt uns England unter Heinrich VIII. dar; und wenn dergleichen auch in katholischen Ländern und bei katholischen Herrschern zum Vorschein kam, so lag das in der mit und durch die Reformation

überhaupt eingetretenen, das Weltliche auf Kosten des Geistlichen stärkenden und erhebenden Wendung der Dinge, in welche auch die katholischen Kreise hineingerissen wurden. „Die Thatsache," sagt Herr Prof. Häusser S. 11. des Sendschreibens, „läßt sich, glaube ich, nicht ableugnen, daß der Reformation das Verdienst oder die Schuld zuzurechnen ist, die Staatsgewalt zuerst von der Kirche emancipirt und dem Staate selbst eine höhere Stellung und Sendung zugewiesen zu haben, als die mittelalterige Kirche ihm jemals eingeräumt hat. Und diese Wirkung war so durchgreifend, daß auch Staaten katholischen Bekenntnisses davon berührt wurden und zwar lange bevor Ludwig XIV., die Revolution und Bonaparte — nach Ihrer Theorie die Gründer des heutigen Staatswesens — in der Welt waren." Bei den Fürsten war diese ihrem particulären und individuellen Interesse so ungemein günstige Wendung der Dinge sogar der Reiz, den Reformation und Protestantismus für sie hatte, und der Beweggrund, ihr beizutreten oder sie selbst zu veranstalten. Man zog die Kirchengüter ein, man übte die bischöfliche und päpstliche Macht und Gewalt aus; man gab dem Lande beliebig diese oder jene Religion; wer sich irgendwie unfügsam zeigte, ward abgesetzt, vertrieben, geköpft, verbrannt; wollte man von einer Frau geschieden sein, weil man in ein schönes Hoffräulein verliebt war, wollte man eine Gemahlin, um ihrer los zu sein, auf's Schaffot bringen, oder wollte man mehr als eine Frau auf einmal

haben, so mußten die Rechtsgelehrten und Theologen diese Gelüsten und Forderungen gut heißen und für recht erklären — o es war eine prächtige Zeit für fürstliche Zwingherrn, Neronen, Blaubärte und Wollüstlinge! Jetzt freilich sind die Staatsregenten weiser und klüger geworden; sie sehen ein, daß dieser Absolutismus den Staat und sie selbst mit an den Rand des Unterganges führt, daß er die ganze Societät und Civilisation gefährdet, daß Europa auf diesem Wege einer allgemeinen politischen und socialen Auflösung entgegengeht — darum lenken sie wieder auf einen anderen ein. Nein, verehrtester Herr Professor Häusser, der Staat kann nicht Alles durch seine Mittel bewirken; die politischen, policeilichen, juristischen, technischen, gewerblichen, merkantilischen Aeußerlichkeiten thun's nicht allein; auch nicht eine oberflächliche Schulbildung und eine alles tieferen Gehaltes entbehrende, sich im rohesten Materialismus verlierende Wissenschaft; eine vom Staate absorbirte, um ihre Freiheit und Selbstständigkeit, ihre eigenthümliche Weihe und Würde gebrachte Kirche erweist sich ebenfalls höchst ungenügend. Krankt und wankt der Staat, droht er an seinen eigenen Widersprüchen zu Grunde zu gehen, so kann sie ihn nicht aufrecht halten; sie selbst vielmehr muß durch ihn gestützt werden, um nicht sofort einen offenbaren Bankerott zu machen; sie ist ohne ihn Nichts und lebt einzig und allein von seiner Gnade, erhält sich nur nothdürftig als dessen einverleibtes Glied und Organ, und ist

insbesondere gerade jetzt, dem eigenen Geständniß der Durlacher Redner nach, im Begriff, auch den letzten Boden im Volke zu verlieren. Daher kann ihr der „moderne Staat,“ den sie durch ihre Selbstaufgebung geschaffen hat, auch keine Achtung erweisen, kein Vertrauen schenken; er sucht sich wieder zu entmodernisiren, d. h. er gibt lieber die zu seinem eigenen Verderben ausschlagende allzu große Machtvollkommenheit wieder auf und sucht sich auf Etwas zu stützen, was auch wirklich Etwas ist. Das ist der Grund seiner so hart angeklagten „Concordatspolitik,“ die ihr ihm nicht verleiden werdet, indem ihr ihm an's Herz legt, sich Nichts zu vergeben und eine Selbstständigkeit zu wahren, die ihn so handgreiflich nur seinem Untergange entgegenführt.

3.

Herr Zell hatte gesagt: „Die Rechte der protestantischen Confession werden von dem Inhalte der Convention gar nicht berührt.“ Darauf entgegnet Herr Kirchenrath Dr. Schenkel: „Es soll uns Protestanten gar nicht berühren, wenn die Staatsgewalt die katholische Kirche als eine ihr ebenbürtige, außerstaatliche Macht betrachtet, wenn sie mit ihr, wie mit einer souverainen Größe, verhandelt und Verträge schließt, während sie die protestantische Kirche als ihr lediglich untergeordnet[1]) ansieht u. s. w.

---

1) So auch im Original unterstrichen.

Es macht sich hier wieder, wie schon in den „Verhandlungen," der Neid gegen die großartige Stellung der katholischen Kirche, und der Aerger über die eigene Unterordnung bemerkbar, die doch durch die Reformation selbst eingeführt wurde und durch welche der von diesen Herren so hoch gepriesene „moderne Staat" entstanden ist. Es tritt auf's Neue auch die wunderliche Foderung hervor, daß die Staatsregierung die katholische Kirche nicht als das, was sie ist, als eine von ihr unabhängige, selbstständige Einrichtung und Macht anerkennen und behandeln solle, warum? — Weil es den Protestanten die eigene Dependenz und Unfreiheit zu schmerzlichem Bewußtsein bringt. Der Knecht will es seinem Herrn verbieten, mit einem Freien, als solchem, zu verhandeln, weil ihn das in ärgerlicher Weise an seine damit allerdings empfindlich contrastirende Knechtschaft erinnert.

4.

Ich habe die Schilderung berührt, welche Herr Stadtpfarrer Dr. Zittel in seiner Conferenzrede S. 23 f. von der jämmerlichen Lage seiner Kirche, der weltlichen Macht gegenüber, gemacht, wie er erklärt hat, „unser Kirchenrath ist eine untergeordnete Staatsbehörde, mit dem der Großherzog keinen Vertrag abschließen kann, der keine Bedingungen zu stellen, sondern zu gehorchen hat. Wenn derselbe zu den Anträgen der Staatsregierung Nein sagen wollte, so kann der Großherzog morgen einen andern an seine Stelle setzen, der Ja sagt. Die Generalsynode ist keine

Behörde, kann Nichts beschließen, nur Bitten an den Landesfürsten richten, Zusammentritt und Dauer derselben hängt von diesem ab" u. s. w. Nun weiß ich nicht, ob ich recht sehe, ob mich nicht ein neckischer Traum täuscht, wenn ich in dem Sendschreiben S. 35. die Behauptung des nehmlichen Herrn Stadtpfarrers Dr. Zittel lese, daß die protestantische Kirche in Baden den Großherzog nicht als ihr kirchliches Oberhaupt betrachte, sondern den Herrn Christum als ihren alleinigen Herrn verehre. Wenn sich die Sache so verhält, was wimmert und winselt ihr denn so? Dann seid ihr ja göttlich frei und Niemanden unterthan, als euerem himmlischen König und Herrn, d. h. am Ende, euch selbst; seid also unendlich freier, als die Katholiken, welche einen sichtbaren Stellvertreter Christi im Papste zu verehren haben, und als dieser selbst, der mit den weltlichen Mächten doch wenigstens allerlei Verträge abzuschließen hat, an die er dann auch gebunden ist.

5.

„Die protestantische Kirche," sagt Herr Kirchenrath Dr. Schenkel, „verwirft allen bloß sinnebetäubenden Pomp und es liegt nicht in ihrem Charakter, ihre Reize" — hat sie deren? — „verlockend auszubreiten. Sie dringt auf den Kern, die Wahrheit selbst und verschmäht den Schein." Er setzt hinzu: „Ich bin weit entfernt, der katholischen Kirche hiemit einen Vorwurf machen zu wollen, wenn sie es liebt, mit ihrer Erscheinung möglichst hervorzutreten." Dieser Zusatz ist ein offenbarer Widerspruch

und eine pure Heuchelei. Diese boshaften Polemiker stoßen unaufhörlich mit den giftigsten Dolchen in die Brust der Gegnerin und wollen dann doch so unschuldig, wie neugeborene Kinder, sein. Was aber die ausdrücklich erhobene Beschuldigung eines sinnebetäubenden Pompes, einer verlockenden Ausbreitung von Reizen und einer, nicht auf den Kern, die Wahrheit, sondern auf den Schein gerichteten Darstellung betrifft, so ist Folgendes zu sagen.

Es tritt in dieser Art von Polemik fortwährend jener kunst- und poesiefeindliche Spiritualismus, jener platte, geistlose, nüchterne Rationalismus und Subjektivismus hervor, der sich von Anfang im Protestantismus geltend gemacht und den Cultus auf die traurige Kahlheit und Oede zurückgeführt hat, die Schiller in den „Göttern Griechenlands" vom ästhetischen Standpunkt aus so nachdrücklich rügt:

„Wohin tret' ich? Diese traur'ge Stille,
Kündet sie mir meinen Schöpfer an?" ꝛc.

Den rauhen, herben, stürmischen, über die wahren Bildungsprincipien so ganz bewußtlosen Seelen der Reformatoren war es noch allenfalls zu verzeihen, wenn sie gegen die ästhetische Seite des katholischen Cultus Krieg führten und darin in ihrer oppositionellen Feindseligkeit nur eitles Gepränge, Heidenthum und Götzendienst sahen. Wenn sich aber jetzt noch, nachdem wir bereits unsere klassische Periode gehabt, und nachdem sich der Dichter,

dessen Andenken wir erst kürzlich mit so überschwänglicher Begeisterung und verschwenderischer Pracht gefeiert haben, so deutlich zu Gunsten des katholischen Cultus und zum Nachtheile des protestantischen ausgesprochen hat, wenn sich da noch die Theologen in Deutschland auf eine so barbarische Weise äußern, wie nun wieder angeführter Maßen Herr Kirchenrath Dr. Schenkel thut, so ist es eine Schmach für sie und die allgemeine deutsche Bildung, die dann wenigstens diesem Clerus sehr fremd geblieben sein muß. Wenn der katholische Cultus in bloßem, sinnlosem Gepränge bestünde, so wären Vorwürfe jener Art allerdings am Ort; wer ihn aber näher kennt und versteht, der weiß, wie sinnig und bedeutsam hier Alles ist. Es findet sich hier unendlich mehr Wesen, Gedanke, „Kern,“ als in euerem ausgehöhlten und verkommenen Cultus und Kirchenthum. Wollt ihr aber den sinnlichen Ausdruck der Ideen und Gefühle verdammen, wollt ihr jeden Reiz, jede Pracht für eine verwerfliche Anlockung und Betäubung der Sinne erklären, so müßt ihr, den consequenteren Quäkern gleich, streng und schonungslos auch die dürftigen Reste tilgen, die sich davon in eueren Kirchen und Gottesdiensten finden. Um die spiritualistische und subjectivistische Abstraktion und Negation, die sich in euerer Polemik kundgibt, vollständig durchzuführen, wird es auch nöthig sein, die Kunst überhaupt, Poesie, Musik, Malerei, Plastik, Alles, was die Sinne anspricht und sich durch die Sinne der Seele empfiehlt, jede Art von äußerer Schönheit,

Würde, Herrlichkeit und Heiterkeit als unwürdig und verführerisch im schlimmen Sinne des Wortes zu bezeichnen und aus dem Leben der Menschheit zu verbannen. Namentlich könnt ihr die Musik nicht gelten lassen, denn sie ist im höchsten Grade mystisch und zauberhaft, die eigentlich romantische Kunst, die ganz im Gefühle wurzelt und zum Gefühle spricht; und doch laßt ihr diese Kunst noch immer eine so wesentliche Rolle selbst in eueren wenigstens mit Orgelspiel und Gesang verbundenen Gottesdiensten spielen! Mit Recht macht Schiller geltend, daß diese Abstraktion auch mit der Idee des schaffenden Gottes im größten Widerspruche stehe; denn wie viel sinnliche Schönheit und Pracht entfaltet dieser Gott in der Natur! Euere Angriffe auf den katholischen Cultus sind, so betrachtet, sogar eine recht arge und unverzeihliche Blasphemie und Gotteslästerung. Hätte Gott Nichts gewollt, als das Wesen, den Kern, die abstrakte Wahrheit, den reinen Gedanken ohne dessen Kundgebung in weltlicher und natürlicher Erscheinung, Anschaulichkeit und Lebendigkeit, so hätte er diese sichtbare Welt unerschaffen gelassen und keine Natur, keinen Kosmos — das Wort bedeutet Schmuck, Zierde, — hervorgebracht.

Für die außerkirchlichen Dinge hat man einen ganz anderen Maßstab. Alles, was groß, merkwürdig, verdienstvoll erscheint, auch nur hochgeboren, vornehm, herrschend und mächtig ist, darf man mit aller nur beliebigen und ersinnlichen Feierlichkeit und Festlichkeit beehren. Da

werden Triumphbogen, Glockengeläute, Kanonendonner, Aufzüge, symbolische Darstellungen, Transparente, Illuminationen, Festmahle, Blumenschmuck, Kränze, Statuen u.s.w. in der Ordnung gefunden und rühmend in den Zeitungen beschrieben. Was ist im vorigen Jahre nicht Alles zur Verherrlichung Schiller's geschehen! Da sprach Niemand von „sinnebetäubendem Pompe, Ausbreitung verlockender Reize, Verdunkelung der Wahrheit, Vertauschung des Wesens und Kerns mit dem Scheine" und dergleichen. Man wußte auch, was man wollte, und verlor es bei all dem Aufwande glänzender und pomphafter Aeußerlichkeit nicht aus dem Sinn; vielmehr wurde gerade durch diese sinnenfällige Behandlung die Sache selbst den Stumpfesten, Ideelosesten zum Bewußtsein gebracht. Zur Feier der Gottheit aber und zur Erweckung frommer Gefühle und Stimmungen darf Nichts der Art geschehen, außer was noch in verkümmerter und verstümmelter Weise im protestantischen Gottesdienst übrig, wiewohl dem Princip gemäß auch dies für unstatthaft gelten müßte. Wenn der Katholicismus, dem es noch wahrhaft um Gott zu thun ist und der deßhalb auch alle zu dessen Ehre und zur Erhebung der Menschen zu ihm dienlichen Mittel anzuwenden liebt, sich derartige Manifestationen und Darstellungen erlaubt, so wird er mit herabsetzendem und verdächtigendem Tadel und Vorwurf überhäuft. Man hat eben immer und überall ein doppeltes Maß und Gewicht, wiewohl

dies „dem Herrn ein Gräuel ist.“ So eben liest man von den Huldigungen, die einem der Conferenzredner und Sendschreiber, mit denen wir es zu thun haben, in Heidelberg zu Theile werden. Die Studenten brachten ihm einen solennen Fackelzug. In dem Museum soll ihm ein großartiges Festmahl veranstaltet werden; der Gesangverein und die Bürgerschaft Heidelbergs werden ihm ein Ständchen mit Fackeln bringen. Warum thut da der Herr Kirchenrath Dr. Schenkel keinen Einspruch? Warum macht er seinen erhabenen Spiritualismus und Rationalismus nicht auch hier geltend, wo sogar gegessen und getrunken wird, und ein in der eigentlichsten Wortbedeutung „sinnebetäubender“ Taumel mittelst berauschender Getränke in Aussicht steht? Wenn solche Aeußerlichkeiten für unwürdig und niedrig zu achten, wenn sie nicht geeignet sind, etwas Edles, Hohes, Großes wahrhaft zu ehren und zu feiern, warum nicht auch in einem solchen Fall? Ich fürchte jedoch, daß der Herr Kirchenrath selbst es nicht verschmäht, von solchen Gelegenheiten zu profitiren, und bin überzeugt, daß er selbst dergleichen mit Fackelzügen und Festmahlen verbundene Huldigungen mit größtem Vergnügen annehmen und gar nichts Anstößiges und Entwürdigendes darin finden würde, während er so nachdrücklich rügend seine Stimme erhebt, wenn man weit nüchterner und gemessener, übrigens aber doch so festlich als möglich, Gott und Christum zu verehren beflissen ist,

wie es einem christlichen Theologen und wahrhaft frommen Manne doch wahrlich nicht mißfallen sollte [1].

---

1) Etwas später, als dies geschrieben war, meldeten die Zeitungen aus Heidelberg unter dem 12. Februar das stattgefundene große Festessen. „Heute fand in dem großen Saale des Museums das Festmahl statt, welches die Bürgerschaft Herrn Prof. Häusser zu Ehren gab. Eine Reihe begeisterter und begeisternder Trinksprüche hob und würzte dieses großartige Fest“ u. s. w. Wie viel üppig und reizend zubereitete Thierleichen und Nebengerichte werden da verschlungen, welch eine Masse feurigen und schäumenden Weines hinuntergeschwemmt worden sein; wie mag es da zuletzt in manchem Magen und Kopfe ausgesehen haben! Eben so liest man zur Zeit von den ähnlich beschaffenen Todtenfeiern für „Vater Arndt,“ wo man „den Manen des Verstorbenen die vollen Gläser weihte.“ Mit so obligaten Sinnengenüssen und Hirnbetäubungen werden diese protestantischen und modernen Heiligenculte und Apotheosen durchweg begangen. Bei den verklagten katholischen Festen fällt das Alles weg; da werden die Sinne nur ästhetisch angeregt, da finden nur geistige, religiöse, poetische Trunkenheiten und Ekstasen statt; übrigens ist Alles nüchtern und ohne sinnliche Extravaganz; namentlich in Beziehung auf Messe und Eucharistie ist die strengste Enthaltsamkeit von Mitternacht an vorgeschrieben. Dennoch soll hier Nichts als unwürdiger, geistumnebelnder Sinnenrausch, dort, in der häretischen Sphäre, nur die erhabenste, ungetrübteste Rationalität und Spiritualität walten und zu Hause sein. Der kirchliche Cultus ist in letzterer allerdings trocken, reizlos und langweilig genug; der protestantische Herrgott wird so armselig als möglich abgespeist; für den ist Alles gut genug.

6.

Es ist namentlich das Frohnleichnamsfest, welches Herrn Kirchenrath Dr. Schenkel Convulsionen macht. Er gibt dies erstlich in seiner Conferenzrede und dann wieder auf's Neue im Sendschreiben zu erkennen. Der von ihm angegebene Grund ist zunächst der, weil dieses Fest „die Verherrlichung eines Dogmas" sei, „welches dem ernsten, gläubigen Protestanten ein Aergerniß ist." Ich habe diese wahrhaft intolerante Aeußerung schon oben berührt. Ich mache hier noch darauf aufmerksam, welch' abscheuliche Herabsetzung des katholischen Dogma's in dem Worte „ernst" enthalten ist. Das Dogma und seine Verherrlichung soll im Gegensatze hiezu als des Ernstes bar, somit als eine bloße Fabelei und Gaukelei, ein priesterliches Possenspiel und Gaukelwerk, ein frivoler Scherz und Spott, den man sich mit Religion und Volk erlaubt, bezeichnet werden 1). Die reale Gegenwart

---

Aber der eigentliche Cultus der abgefallenen Christenheit, der, bei dem ihre Seele ist, besteht aus jenen prunkvollen, tafelfreudigen, bacchantischen Feierlichkeiten, jenen schwelgerischen und taumelhaften Festmahlen und Trinkgelagen, bei welchen man sich den Magen überbürdet und materiell benebelt und berauscht, was dann in den Zeitungsblättern mit höchstem Lobe erzählt und beschrieben zu werden pflegt.

1) Im Frankfurter Dialekt nennt man eine solche Mystification einen „Uz," und so hörte ich auch wirklich allhier die Messe und anderen katholischen Cultus nennen.

des Göttlichen ist es, die in jenem Feste gefeiert wird, und die den protestantischen Theologen so gewaltig in Harnisch bringt. Welche Hohlheit und Seichtigkeit, welche Blasphemie und welch ein Frevel am Göttlichen und Heiligen! Die dem katholischen Cultus zu Grunde liegende Idee wenigstens sollte bei sinnigen Menschen Achtung und Schonung zu verdienen scheinen. Aber diese Menschen haben Gott, um ihn los zu werden, aus der Welt hinaus und in seinen Himmel zurückgetrieben, wo er doch der ganzen christlichen Anschauung nach nicht hat bleiben wollen, von wo er vielmehr als menschgewordener herabgestiegen ist, um uns in anschaulicher Wahrheit und Wirklichkeit unmittelbar nahe zu sein; ja sich uns substanziell fortwährend mitzutheilen und so uns nicht nur geistig, sondern auch leiblich mit ihm auf's Innigste zu vereinigen. Die katholische Feier ist jedenfalls eine reine Consequenz aus ur- und ächtchristlichen Principien, Anschauungen, Lehren und Thatsachen, wie sie im Evangelium vorliegen [1]). Aber

---

1) Vergl. Ev. Joh. 6, 56—59.: „Mein Fleisch ist in Wahrheit eine Speise und mein Blut ist in Wahrheit ein Trank. Wer mein Fleisch isset und mein Blut trinket, der bleibt in mir und ich in ihm. Gleichwie mich der lebendige Vater gesandt hat und ich durch den Vater lebe, so wird auch der, welcher mich isset, durch mich leben. Dies ist das Brod, das vom Himmel herabgekommen ist, nicht wie das Manna, das euere Väter gegessen haben und gestorben sind. Wer dieses Brod isset, der wird leben in Ewigkeit.“ Dieses Evangelium befindet sich unter

8*

Gott in so lebendiger Wahrheit und Wirklichkeit anzuschauen und zu verehren, das ist euch „evangelischen“ Christen eine Pfaffenlüge, ein Gräuel und Götzendienst. Ei, so macht doch lieber das ganze Christenthum dazu! Der Herr Kirchenrath gibt aber noch einen zweiten Grund seines Aergers und Zornes an. Es ist vor Zeiten einmal im

---

den Vorträgen des Frohnleichnamsfestes. Wenn man diese Worte Christi nicht gewaltsam verdreht und verflacht, so steht man in der That mitten im Katholicismus drin. Ja, es ist entsetzlich: Christus selbst war sehr katholisch. Und deßhalb erregte er auch schon zu seiner Zeit so großen Anstoß. Einen so ungeheueren göttlichen Realismus und Sensualismus, wie er ihn aussprach, zu fassen und zu ertragen, war der gemeine Menschenverstand, der schlechte, einseitige, dünkelhafte Spiritualismus und Rationalismus niemals fähig. „Viele von seinen Jüngern sprachen: das ist eine harte Rede, wer kann sie hören? Von dem an traten viele seiner Jünger zurück und wandelten nicht mehr mit ihm.“ Sehet da, die Reformation und den Protestantismus, wie sie sich bereits unter den Jüngern Jesu geregt und geoffenbart haben! „Jesus sprach zu den Zwölfen: Wollet ihr auch weggehen? Da sprach Petrus: Herr, zu wem sollen wir gehen? Du hast Worte des ewigen Lebens. Und wir haben geglaubt und erkannt, daß du der Heilige Gottes bist.“ Sehet da, die katholische Kirche, mit Petrus an der Spitze, die den vom Heiland gelehrten sacramentalen Realismus und Sensualismus nicht hochmüthig verwirft, sondern demüthig annimmt und unerschütterlich festhält gegen den Dünkel und Abfall der Geistlosen und Unverständigen, wie sie zu allen Zeiten ihre oppositionelle Rolle spielen.

Kampfe mit dem Protestantismus die Ansicht geäußert worden, daß das in Rede stehende Fest und seine Wirkung auf Theilnehmende und Zuschauende zum Mittel diene, die Ketzerei zu beschämen und zu brechen. Darauf sollte man sich billigerweise darum nicht berufen, weil bei dem Feste selbst und den daselbst üblichen Gebeten und Gesängen Nichts der Art verlautet, da von den das Fest des gegenwärtigen Gottes in frommer Rührung und Andacht begehenden Gläubigen wohl schwerlich einer solche Gedanken hegt, und dasselbe nicht um der Protestanten willen eingesetzt ist, indem es schon lange vor der Reformation, im dreizehnten Jahrhunderte entstanden ist und der heil. Thomas von Aquino, der noch keine Ahnung von der großen Kirchenspaltung des sechszehnten Jahrhunderts hatte, das Officium dazu verfertigt hat[1]). Allerdings gab es schon damals mehrere Secten, welche den kirchlichen Realismus und Objectivismus verwarfen, und die wirkliche, substanzielle Gegenwart Christi im Altarsacramente läugneten; und diesen gegenüber hatte das Fest schon damals die Stellung und Bedeutung einer conservativen Manifestation und Selbstbejahung. Allein das kann doch unmöglich dem Vorwurfe einer unziemlichen und unduldsamen Bekämpfung und Beleidigung Andersdenkender unterliegen.

1) Er soll dafür vom Papste eine silberne Taube zum Geschenk erhalten haben. Mit einer Taube am Ohre wurde er auch abgebildet. Luther behauptete, das sei ein junger Teufel gewesen, der ihm seine Inspirationen in's Ohr geblasen.



Wie gut, wenn nie mit anderen Waffen, als denen einer feierlichen, ästhetisch gehobenen und so die Gegner glänzend, aber friedlich überbietenden Gottesverehrung gefochten worden wäre! Und so scheint mir auch die in gegenwärtiger Streitsache herbeigezogene und so intolerant befundene Aeußerung, daß das Frohnleichnamsfest geeignet sei, zu einer siegreichen Beschämung und Negation der Häresie zu dienen, ganz richtig und keinem Tadel unterworfen zu sein. Die alte Kirche zeigt durch diese Feier, wie sehr es ihr an Gott, d. h. an dem wirklich und lebendig daseienden und gegenwärtigen, nicht von Welt und Erde freventlich hinweggetriebenen und in sein Jenseits traurig hineingebannten Gotte, gelegen ist; sie wendet alle ihr zu Gebote stehenden Mittel auf, um dieses Dasein, diese Gegenwart zu ehren und ihren Gläubigen zu möglichst lebhaftem Bewußtsein zu bringen, was um so ziemlicher und sinnvoller ist, da Gott hier in seiner allerrührendsten Selbstentäußerung und Herablassung, der zu einer so geringfügigen, unscheinbaren, demüthigen Gestalt angeschaut wird und daher menschlicherseits, mit dankbarer Umkehrung der Sache, mittelst der ansehnlichsten Festlichkeit und möglichsten Pracht und Zierde zu feiern ist. Wenn sich nun der Katholicismus hiedurch unendlich frömmer, gläubiger, gottinniger, gottehrender und zugleich unendlich geistvoller, poetischer, speculativer, erkenntnißreicher, tiefblickender zeigt, als die häretische Gottentfremdung, Nüchternheit und Geistesarmuth, wer darf's verdammen? Ein solcher Wetteifer in der Gottes-

verehrung, wenn er übrigens Niemanden etwas in den Weg legt und zu Leide thut, ist löblich und erlaubt, auch wenn er mit vollem Bewußtsein veranstaltet und ausgeführt werden sollte, und darf durch eine gewaltthätig eingreifende Staatsgewalt nicht verpönt und verhindert werden; denn sonst dürfte es auch nicht gestattet sein, sondern müßte als eine nicht weniger intolerante Ungebühr bezeichnet und behandelt werden, wenn der Gute den Bösen, der Sittenreine den Lasterhaften, der Fleißige den Trägen, der Wissende den Ignoranten, der Kluge den Narren, der Intelligente den Geistesschwächling, der Talentvolle den Unbegabten u. s. f. beschämt und in Schatten stellt.

7.

Herr Kirchenrath Dr. Schenkel schließt sein Schreiben an Herrn Dr. Zell mit den Worten des „deutschen Gottesmannes und Glaubenshelden" Luther sehr kräftig und glänzend also:

„Der Fürst dieser Welt,
Wie sauer er sich stellt,
Thut er uns doch Nichts,
Das macht, er ist gericht —
Ein Wörtlein kann ihn fällen[1]."

Hiebei stiegen mir folgende Gedanken auf.

Luther hatte Geist, er war Dichter, er machte Verse. Dies kam ihm und seiner Sache sehr wohl zu Statten, aber es war keineswegs der Natur dieser Sache gemäß, die so

1) Diese Zeile eben so im Originaldruck hervorgehoben.

negativ, nüchtern und dürftig war, welche gegen alles das, was entgegengesetzter Art im feindlichen Lager zu finden, einen so barbarischen Krieg führte und noch bis auf diese Stunde führt. Erklärt sich nicht Herr Kirchenrath Dr. Schenkel eben erst wieder mit so großem spirituellen Dünkel und Hochmuth gegen alles ästhetisch Reizende und Anlockende? Und gehört dazu nicht auch Versmaß, Reim, Wohlklang und effectvolle rhetorische Ausdrucksweise? Wie kann dieser das spirituelle Princip des Protestantismus so einseitig und ausschließlich hervorhebende Theologe solche Mittel zu Hülfe nehmen, um seinen Gedanken und Gesinnungen einen desto größeren Nachdruck zu geben und seinen Gegner desto wirksamer niederzuschlagen? —

Was den Gedankeninhalt der citirten Verse betrifft, so spricht sich darin die dem Reformator und seinen Anhängern geläufige Ansicht aus, daß Katholicismus und Papstthum das Reich des Teufels und des Antichristes auf Erden sei, daß sich somit alle Gläubigen dieser Kirche in den Banden des höllischen Dämons befänden. Und diese altlutherische Rohheit und Grobheit wirft der moderne Theologe, der dadurch beweist, daß er noch ganz auf demselben Standpunkte der Unbildung und der Unverträglichkeit steht, wie jene Kirchenzertrümmerer des sechszehnten Jahrhunderts, noch jetzt im neunzehnten Jahrhunderte dem Katholicismus an den Kopf! Es wird dem Letzteren zum Vorwurfe gemacht, daß er die Protestanten für Abgefallene und Häretiker ansieht; es wird dies als die ihm principiell eigene

Intoleranz bezeichnet, durch welche er sich von dem, seinem Wesen nach so harmlosen, duldsamen, kein Wässerchen trübenden Protestantismus unterscheide. Dieser aber, sowohl der der Gegenwart, wie der der Vergangenheit, erklärt die Gläubigen der alten Kirche für etwas unendlich Schlimmeres, für Unchristen, Antichristen, Götzendiener, Teufelsdiener. Auffallend ist ferner im Zusammenhange dieser Verhandlungen und Schilderungen die dreiste Wiederholung jener lutherischen Großsprecherei, wonach die alte Kirche, als „Fürst dieser Welt," gerichtet ist, und mit einem Hauch des Mundes umgestürzt, mit einem „Wörtlein" gefällt werden kann. Gott, wie viele tausend und aber tausend Wörtlein und Worte sind von Luther und Anderen seit Luther bis zu den Durlacher Conferenzrednern und Heidelberger Sendschreibern herab in diesem Streite gesprochen und geschrieben worden, ohne daß dadurch die alte Kirche zu Grunde gegangen ist! Auch Kriege sind deßhalb geführt worden, und sie ist noch immer da. Wollt ihr über ihre wunderbare Haltbarkeit das vollgültige Zeugniß eines gründlichen und unparteiischen Historikers hören, so leset, was Macaulay über die katholische Kirche geschrieben hat! Nein, meine Herren, so leicht ist mit dieser großen Erscheinung nicht fertig zu werden. Ihr selbst bezeuget das durch euere Reden und Schriften auffallend und ausdrücklich genug. Ihr verrathet und gesteht ganz offen euere Furcht, die bange Furcht vor dem überwiegenden Einflusse und gefährlichen Eindringen des

katholischen Princips, die euch bewogen hat, diese Reden zu halten und diese Schriften in die Welt zu senden. „Das ganze deutsche Vaterland," sagte Herr Kirchenrath Dr. Schenkel in seiner Conferenzrede, „ist mit einem Netze von katholischen Vereinen durchzogen, selbst in Berlin, dem Mittelpunkte der protestantischen Intelligenz, sind katholische Missionen geschäftig." Und ferner: „Das römisch-katholische Princip hat, weil es an sich selbst glaubt, noch einmal den Versuch zu erneueter Weltherrschaft machen können, und die protestantische Kirche scheint weit mehr beflissen, sich an katholische Ueberlieferungen anzuklammern, als auf protestantische Ueberzeugungen zu vertrauen," u. s. w. So also sieht es, euerer eigenen Schilderung und Klage gemäß, noch jetzt nach dreihundert Jahren aus! Und schon vor dreihundert Jahren haben sich so bedenkliche Symptome gezeigt, daß gleich Luther selbst in die größte Besorgniß gerieth und daß ihm die Ahnung aufstieg, es könne wieder einmal einen Umschlag zu Gunsten des Papstthumes geben. „Ich fürchte mich," sagte er, „vor unserer Undankbarkeit und Verachtung des Wortes; die möchten dem Papst wieder in den Sattel helfen [1])." Auch ist erwiesen, daß Luther, wenn auch ein muthiger Mann, doch kein so großer „Glaubensheld" war, als man vorgibt. Ich habe schon in meiner Conversionsschrift S. 175 ff. mehrere seiner Geständnisse und Klagen über seinen Glaubensman-

---

1) Tischreden, herausgeg. von Irmischer I. S. 320.

gel und seine Unsicherheit in Betreff der von ihm vertretenen Sache angeführt. Bei seinem öffentlichen Auftreten äußerte er sich allerdings sehr glaubensstark; aber zu Dr. Jonas sagte er: „er könne seine Sätze nicht so stark glauben, als er davon predigen, reden und schreiben könne und wie andere Leute wohl von ihm dächten, daß er so stark glaube." Er wurde durch solche Aeußerungen sogar seinem vierjährigen Kinde anstößig. Einmal sagte er: „Ich gedenke bisweilen: Ich weiß schier nicht, woran ich bin, ob ich recht predige, oder nicht." Und ein anderes Mal: „Ich lasse die Gedanken nimmermehr fahren, nämlich, daß ich wünsche und wollte, ich hätte diese Sache niemals angefangen. Item: Ich möchte lieber todt sein, als die Verachtung Gottes Wortes und seiner treuen Diener sehen." Es ging so heillos im Lutherthum zu, daß der Urheber desselben der Welt kein Decennium ferneren Bestehens mehr zutraute. „Der Menschen Bosheit ist bei uns in so kurzer Zeit dermaßen gewachsen und hochgestiegen, daß ich glaube, die Welt werde nicht mehr über fünf oder sechs Jahre bestehen können [1]." Und wenn nicht noch andere Kräfte und Anstalten in der Welt wären, als das Lutherthum, die protestantische Kirche und der mit ihr geborene „moderne Staat" des Herrn Professor Häusser in Heidelberg, so wäre auch gewiß in der kür-

1) Tischreden II. S. 26. 429. 206.

zesten Zeit die ganze sittliche Welt zu Grunde gegangen. Welche wahrhafte Reformation und Regeneration die katholische Kirche in sich veranstaltete und durchsetzte, und wie sie sich dadurch wieder in sich selbst sowohl, als nach außen stärkte, mag man bei Macaulay lesen, auf dessen gewichtvolle Darstellung man nicht oft genug verweisen kann. Die katholische Kirche kann immer einmal einen Stoß, eine Erschütterung, einen Abfall ertragen; sie hat Etwas in sich und über sich, was sie allen bisherigen Erfahrungen nach nie untergehen läßt. Selbst bei drohender Auflösung in sich selbst tritt immer wieder Hülfe und Rettung ein; es werden ihr immer neue, den Zeiten und Umständen entsprechende Kräfte zugeführt, oder in ihr selbst erweckt. Es muß der Vorsehung viel an ihrer Erhaltung gelegen sein; sie muß ein der Menschheit unentbehrliches, in Beziehung auf das Ziel, dem die Geschichte derselben zugelenkt wird, absolut nothwendiges Moment ausmachen. In diesem Glauben ist es, daß auch ich derselben die geringen Vermögenheiten meines Geistes und Wesens zugewendet habe, bescheiden und demüthig ihr und Gott gegenüber, das Uebrige aber rücksichtslos als das betrachtend und bezeichnend, was es nach meiner Einsicht wirklich ist.

II.

Der Volksfreund für das mittlere Deutschland und das Papstthum.

Was diese wollen, es liegt am Tage;
Wolf oder Hirte — das ist die Frage.
Der Wolf, das ist ein grimmig Thier;
Den frommen Hirten lob' ich mir.

1.

Am 8. Januar laufenden Jahres wurde dem mittleren Deutschland folgende Belehrung des für dasselbe denkenden und schreibenden „Volksfreundes“ über die ehemalige, selbst für damals fragliche, jetzt in jedem Falle antiquirte und weggefallene, weil in ganz andere, tüchtigere Hände übergegangene Mission des Papstthumes zu Theil.

„Es gab eine Zeit, wo das Papstthum die Sendung hatte oder zu haben glaubte, den Mächtigen der Erde gegenüber zu treten, ihre Leidenschaften, ihre Herrschsucht, ihre Willkühr zu zügeln und sie in den Wildnissen der Jahrhunderte vor ihrem Richterstuhl zur Verantwortung zu ziehen. Wenn das das einzige Mittel war, jene Leidenschaften unter menschliches Recht und unter menschliche Ordnung zu beugen, so ist es jetzt wenigstens nicht mehr nothwendig, noch von Wirkung; diese Sendung des Papstes ist abgethan, nicht als wenn die Leidenschaften aus der menschlichen Brust gewichen wären, sondern weil die Völker selbst diese Mission übernommen haben[1].“

---

1) Die letzteren Worte sind so auch im Originaldruck unterstrichen.

Also die Völker haben die Mission übernommen, die Leidenschaften der Herrschenden zu bändigen. Hier ist erstlich der Ausdruck: „übernommen" bedenklich, da er etwas Eigenmächtiges, Willkührliches zu erkennen gibt, das hier nicht am Orte zu sein scheint. Missionen erhält, empfängt man; aber der Verfasser konnte nicht wohl sagen: „Die Völker haben die Mission, die Sendung, den Beruf erhalten oder empfangen, der früher dem Papstthum übertragen war." Woher sollten die Völker einen solchen haben? Sie werfen sich revoltirend dazu auf — aber haben sie auch die großen, erhabenen Eigenschaften, die dazu gehören? Die Leidenschaften, Begierden, Uebergriffe der Mächtigen sollen einer Zucht und Zügelung unterworfen werden. Da fragt es sich nun: Sind die Völker, welche diese Zuchtmeister der Mächtigen abgeben sollen, selbst ohne Begierde, Leidenschaft, Lust zu Uebergriffen? Gewiß nicht. Es wird ja ausdrücklich zugegeben, daß die Leidenschaften aus der menschlichen Brust keineswegs gewichen seien; sie gähren und walten also auch wohl noch in dem Theile der Menschheit, der hier unter den „Völkern" verstanden wird, was ohne Zweifel die mittlere und untere Schichte der Gesellschaft im Gegensatze zu den Herrschenden und ihren Umgebungen und Organen, oder gar nur die untere, das sogenannte Proletariat, die arbeitende und unvermögende Classe, die Masse der Ungebildeten und Unzufriedenen mit ihren demokratischen Chefs, Agitatoren und Gewaltmännern im Gegensatze der Regierenden, Besitzen-

den, Gebildeten und ruhig Bethätigten sein soll. Es ist bekannt, daß gerade in diesem Theile der civilisirten Menschheit die fürchterlichsten und unbändigsten Affekte, Leidenschaften und Gelüste wohnen, und daß Nichts so gefährlich ist, als die Entfesselung dieser durch Staatsordnungen und Staatsgewalten nur mühsam und unsicher niedergehaltenen Wildheit, Brutalität und Bestialität [1]).

---

1) „Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten;
Wenn sich die Völker selbst befrei'n,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeih'n.

Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreißend seine Kette,
Zur Eigenhülfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt
Und, nur geweiht zu Friedensklängen,
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freiheit und Gleichheit hört man schallen;
Der ruhige Bürger greift zur Wehr;
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher.
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz;
Noch zuckend, mit des Panthers Zähnen
Zerreißen sie des Feindes Herz.

Wer nun soll diese bändigen? Oder sollen sie nicht gebändigt werden? Ihr, die ihr sie zu euerem Zwecke braucht, die ihr unaufhörlich nur stachelt und hetzt und alles Mögliche thut, um das Volk zu fanatisiren und ihm den letzten Rest der Menschlichkeit, den es noch besitzen mag, aus der Brust zu reißen, ihr könnt derselben keinen Zügel anlegen wollen, und wolltet ihr es, so vermöchtet ihr es nicht; dann fielet ihr selbst zum Opfer und die Revolution ginge schonungslos über euch selbst hinweg.

Nichts Heiliges ist mehr, es lösen
Sich alle Bande frommer Scheu;
Der Gute räumt den Platz dem Bösen,
Und alle Laster walten frei.
Gefährlich ist's, den Leu zu wecken,
Verderblich ist des Tigers Zahn;
Jedoch der schrecklichste der Schrecken,
Das ist der Mensch in seinem Wahn."

Diese Verse sind zwar sehr bekannt, können aber nicht oft genug wiederholt und an's Herz gelegt werden, und da es klassische Worte sind und von dem hochgefeierten, ja vergötterten Schiller herrühren, so wird es keine autoritätsvolleren geben können. Aber es geht hier freilich, wie Dr. Braunfels in einem am Schillerfeste zu Frankfurt vorgetragenen Gedichte gesagt:

„Ihr macht's mit Schiller, wie mit Gott;
So weit es euch paßt, erweist ihr ihm Ehren;
Doch sonst fragt keiner nach seinen Lehren."

Das sind nun die Anschauungen und Doktrinen, die in diesen oppositionellen Erzeugnissen der Tagespresse aufgetischt werden; eine solche Logik und Ueberlegung dessen, was Tag für Tag hingeworfen und in die Welt gestreut wird, entfaltet sich hier. Doch da kommt mir noch ein Gedanke. Diese Leute sind so unbesinnlich und intelligenzlos dennoch nicht. Sie wissen, was sie wollen. Da alles Universelle, Allgemeine aus seiner vagen Unbestimmtheit heraustreten und sich in individueller Repräsentation darstellen und concentriren muß, so sind es vielleicht nicht nur so überhaupt „die Völker," welche die in Rede stehende Mission übernommen haben; es ist am Ende ein bevorzugtes, volksfreundliches Individuum, das sich derselben im Namen der Völker unterzogen hat und sie unter günstigen Umständen in Vollzug zu setzen gedenkt. Es ist am Ende „der Volksfreund für's mittlere Deutschland" selbst, welcher den Beruf in sich spürt, eine noch ausgedehntere und großartigere Rolle zu spielen und an die Stelle des die fürstlichen Leidenschaften zügelnden Papstes zu treten. Ob wir denn doch nicht füglicher bei unserem alten, ehrwürdigen Pontifex bleiben, sollte er auch in diesem Augenblicke in noch so bedrängter Lage sein? Gott kann ihn einmal wieder stärken und groß werden lassen. Wenn aber „der Volksfreund für das mittlere Deutschland" seiner Mission nicht gewachsen sein sollte, so sind die Aussichten nicht so gut; denn mit dem Gotte, der schützen und schirmen und aus tiefster Noth und Gefahr

wunderbar wieder erheben kann, scheint der besagte Volksfreund in keiner speciellen Beziehung zu stehen.

2.

In Nr. 22. des „Volksfreundes" vom 19. Februar d. J. steht ein Aufsatz, wo von dem Kampfe der „Civilisation mit der Theokratie" die Rede. „Die edelsten Geister aller Nationen, die besten Fürsten haben ihn geführt; und wahr ist es, sie sind in diesem Kampfe meist alle unterlegen, weil sie sich noch nicht auf die Massen zu stützen vermochten, weil sie von diesen nicht verstanden, weil sie von ihnen im Stiche gelassen wurden. Doch nun ist es anders. Nun sind die Massen da und nur die zweckentsprechenden Führer fehlen ihnen noch zur Zeit. Aber diese werden sich finden, und dann liegt euer Gebäude in Trümmern." Hier bestätigt sich das, was in vorstehendem Paragraphen gesagt worden ist. Es handelt sich bloß um die „zweckentsprechenden Führer der Massen" und diese „werden sich finden," d. h. sie sind eigentlich schon da und ein solcher ist ohne Zweifel der Verfasser des Artikels selbst. Sie harren nur der ausbrechenden Revolution, um hervorzutreten und sich an die Spitze zu stellen. Aber wie? War denn nicht vorher von den „edelsten Geistern aller Nationen," war denn nicht von den Fürsten die Rede, denen die Massen fehlten, um in ihrem Kampfe gegen die Theokratie glücklich zu sein? Diese fallen mit den „zweckentsprechenden Massenführern" doch schwerlich in Eins

zusammen. Den Fürsten drohen die Massen und ihre Führer eben so den Untergang, wie dem Papste. **Und wahrhaft edle Geister können mit den Massen keinen Bund schließen**, denn sie sind geistige Aristokraten, die den allerschärfsten Gegensatz zu Pöbel und Pöbelherrschaft bilden, die von der Menge und Masse stets nur zu leiden hatten und ewig zu leiden haben werden. Fragt einmal bei eueren Klassikern an, wie diese sich über die bezüglichen Gegenstände äußern!

„**Zerschlagen** kann die Menge,
Da ist sie respektabel;
Urtheilen gelingt ihr miserabel."

„Große gingen zu Grunde; doch wer beschützte die Menge
Gegen die Menge? Da war Menge der Menge Tyrann."

„Viele Köche versalzen den Brei;
Bewahr' uns Gott vor vielen Dienern!
Wir aber sind, Gott steh' uns bei,
Ein Lazareth von Medicinern."

„Wer ist ein unbrauchbarer Mann?
Wer nicht gehorchen und nicht befehlen kann."

„Wegen der **Majorität** haben wir ganz eigene Gedanken. Wir lassen sie freilich gelten im nothwendigen Weltlauf; im höheren Sinne aber haben wir nicht viel Zutrauen zu ihr."

Das sind Aussprüche von **Göthe**. Den freilich habt ihr in den Bann gethan, der gilt euch als Aristokrat und

Fürstenknecht. Aber Schiller ist doch populär; dem habt ihr ja erst kürzlich so große und allgemeine Ehren angethan. Hören wir, was dieser sagt:

„Majestas populi."

„Majestät der Menschennatur! Dich soll ich bei'm Haufen
Suchen? Bei Wenigen nur, hast du von jeher gewohnt.
Einzelne Wenige zählen, die Uebrigen alle sind blinde
Nieten; ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer nur ein."

Bei der verkündeten neuen Bewegung und Umwälzung der Dinge werden also nicht nur die Fürsten, es werden auch die edlen Geister wegfallen. Weder die einen, noch die anderen können für „zweckentsprechende Massenführer" gelten. Dazu gehören Leute, die selbst die allernächste Verwandtschaft mit dem Pöbel haben und ihn nur etwa durch Schlauheit und bewußte Schlechtigkeit übertreffen. Es qualificirt sich dazu offenbar am besten die so eben von Vogt in seiner Broschüre: „Mein Prozeß gegen die allgemeine Zeitung" geschilderte „Schwefelbande." Diese aber ist entlarvt. Sie opfert mit absoluter Ruchlosigkeit so Freund, wie Feind. Sie schmeichelt dem Proletariat und verkündet seine Diktatur, sie lebt von ihm, und steht zugleich im Bunde mit Reaktion und Staatspolicei. Vor solchen Führern werden sich wohl am Ende selbst die allmählig aufgeklärten und gewitzigten Massen hüten.

III.

Die allgemeine Kirchenzeitung und die Schillerfeier.

Unliebenswürdig in allen Stücken,
Niemals vergessend ihre Tücken,
Stets nur bedacht, sich selbst zu krönen
Mit jeder Ehre lichter Pracht
Und uns zu schelten, uns zu höhnen,
Zu stoßen uns in Schmach und Nacht —
So steh'n sie, diese Gegner, da
Und rufen ihr Victoria.
Wir sollen engelgut und rein,
Wir sollen sanfte Lämmer sein,
Uns beugen ihren Diademen,
Uns jedem Uebermuth bequemen,
Uns ducken nur und uns nur schämen.

Wiewohl die im vorigen Jahre begangene Schillerfeier dazu benützt wurde, dem Protestantismus einen Triumph zu bereiten und den Katholicismus dagegen auf eine empfindliche Weise in Schatten zu stellen, so haben die der letzteren Confession Angehörigen doch großentheils ebenfalls Theil genommen und dem vaterländischen Dichter und allgemein bedeutsamen Genius friedlich und freundlich gehuldiget. Selbst kirchliche Würdenträger betheiligten sich und gaben dadurch ihren weisen und verständigen Sinn und ihre tolerante und humane Gesinnung kund. Statt dies nun in gebührender Weise anzuerkennen, wendet man die Sache so, daß sie den Protestanten nur wieder zu einer eitlen, hochmüthigen Selbstbefriedigung, den Katholiken aber zur Demüthigung und Kränkung gereiche. Sie hätten damit, sagt das oben erwähnte theologische Blatt, dem Geiste des Protestantismus eine, wenn auch unbewußte, Huldigung dargebracht[1]).

1) Allgemeine Kirchenzeitung. Darmstadt 1860. Nr. 1. Die Stelle lautet im Zusammenhang also: „Ganz besonders erfreulich war auch die Thatsache, daß nicht allein in protestantischen Landschaften, sondern auch in katholischen Theilen des deutschen



Abscheulich! Wer stört hier die Eintracht, das gegenseitige Ertragen und Behagen, von dem man verlangt, daß es vorhanden sei, und dessen Mangel immer nur dem, wie man behauptet, so lieblosen und feindseligen Wesen und Treiben der Katholiken und sogenannten Ultramontanen Schuld gegeben wird? Wie kann der Katholik, der, so lang er hienieden wallt, doch immer auch ein Mensch ist und bleibt, eine harmlos freundliche und heitere Stimmung gegen euch haben und bewahren, wenn ihr ihm bei jeder Gelegenheit eine Wunde beizubringen und einen Fuß-

Vaterlandes der hundertjährige Geburtstag Schiller's mit lebhafter Theilnahme gefeiert wurde. Ja, es mag leicht der Fall gewesen sein, daß eine oder die andere protestantische Landschaft, z. B. Mecklenburg, gegen manchen katholischen Landstrich Deutschlands in diesem Stücke zurückstand. Und dieser Umstand hat nicht bloß die Bedeutung, daß das nationale Einheitsgefühl selbst die confessionelle Sonderung überwog, daß der protestantische Dichter und Denker von dem katholischen Deutschland so gut wie von dem evangelischen als Beförderer seiner Bildung anerkannt und hochgeschätzt wird. Denn darüber kann doch kaum ein vernünftiger Zweifel aufkommen, daß ein Schiller, Göthe, Lessing und Andere nicht bloß zufällig Protestanten gewesen, vielmehr wesentlich im Grunde des Protestantismus wurzeln. Daß aber solche Heroen deutscher Nationalliteratur, daß namentlich Schiller vom ganzen Volke, ohne Unterschied der Confession mit Ehre und Dank als Vermittler höherer Bildung anerkannt worden, das ist zugleich eine, wenn auch unbewußt, doch thatsächlich dem Geiste des Protestantismus dargebrachte Huldigung."

tritt zu versetzen sucht, und wenn er selbst durch die gutmüthigste und liebenswürdigste Näherung einer solchen Behandlung nicht zu entgehen vermag? — Was Schiller und Göthe betrifft, auf die ihr den Katholiken gegenüber so stolz seid, so befindet ihr euch überdies in einem großen Irrthume. Ich habe die merkwürdige Hinneigung zum Katholicismus, die diese Männer gezeigt, den ausdrücklich kund gethanen Vorzug, den sie ihm vor dem Protestantismus gegeben, und die schönen und geistvollen Darstellungen, womit sie ihn geehrt, schon mehrmals in meinen Schriften berührt [1]). Es läßt sich nachweisen, daß diese Genien ihrer innersten und eigensten Denkart und Anschauung nach weit mehr der alten, ächten, poetischen Mutterkirche, als dem Alles zersplitternden, verflachenden und vernüchternden Abfall von ihr und Gegensatz zu ihr angehört haben, mochte ihnen derselbe als starrer Orthodoxismus oder als dumpfer Pietismus und Separatismus, oder als aushöhlender, alles dem gemeinen Verstande Unfaßliche befriegender Rationalismus entgegentreten. Wie denn überhaupt kein wahrer Dichter in so undichterischen Elementen wahrhaft wurzeln und sich heimisch fühlen kann, ob er auch äußerlich in sie hineingestellt ist und sein Leben lang darin stehen bleibt. Wie war es Göthe'n in Italien so wohl, und wie unerträglich war es ihm nach seiner Rückkehr, sich wieder in einem Lande und einer Umgebung

1) So in der Vorrede zum Marienbüchlein, in der „dreifachen Krone Roms" und in der Conversionsschrift S. 118—136.

zu sehen, der seiner Seele so fremd! Und wie anerkennend und sehnsüchtig sind dorthin Schiller's Blicke gerichtet:

„Prächtiger, als wir in unserem Norden,
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einz'ge Rom.
Ihn umgibt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und, ein zweiter Himmel in den Himmel,
Steigt Sankt Peter's wunderbarer Dom."

Das sind keine Töne, wie sie eueren particulären und exclusiven Denkarten und Absichten entsprechen. Nein, diese Männer waren keine Protestanten und Patrioten in euerem beschränkten, kleinlichen, vorurtheilsvollen, parteiblinden, tendenziösen Sinn und Geist; man könnte sie im Gegentheil für sehr ultramontan gestimmt und gesinnt erklären, sofern sie weit mehr ultra montes, jenseits der Berge, im Lande der Schönheit und Kunst, als in ihrem rauhen, nordischen Vaterlande, wo sich ihnen auch in nationaler Beziehung so wenig Erfreuliches und Erhebendes bot, zu Hause waren. Selbst die Festredner am Schillerfeste haben dies nicht unbemerkt gelassen. „Während," sagte ein solcher, „die Poesie alter und ausländischer Dichter von den stolzen Wogen des in ihnen lebenden Patriotismus getragen wurde, entbehren gerade unsere größten Poeten des eigentlichen Nationalgefühles, weil sie in einer Zeit lebten, wo Deutschland nichts Anderes war, als ein zerfallender Bau aus dem Mittelalter, ein seltsames Vielerlei ohne Zusammenhang, geschieden durch die widersprechend-

sten Interessen, unter Obhut eines ohnmächtigen Kaisers, dem diese Stellung nur dazu diente, seine Hausmacht zu fördern[1])." Ein anderer solcher Redner sprach von Göthe's

---

1) So Prof. Dr. Mayer in einer zu Mannheim gehaltenen Rede, s. „Erinnerung an die Secularfeier des Geburtstages Schiller's." Mannheim 1859. S. 74. Fragen wir nach der Ursache der Zerstückelung, Gesunkenheit, Schwäche und Ohnmacht des vor Zeiten so großartig dastehenden Volkes und Landes, so antwortet die Geschichte: Die Reformation, die confessionelle Zwietracht und Zerreißung, die mit dem Auftreten des Protestantismus in Deutschland begann, der fürchterliche Krieg, der daraus entstand, und der damit verknüpfte politische Zerfall hat uns von jener Höhe herabgestürzt und zu einem Gegenstande der Geringschätzung aller Nationen und unserer selbst gemacht. Neulich hat Gustav Freytag: „Bilder aus der deutschen Vergangenheit," Leipzig 1859, und Theodor König ein Buch des Titels: „Luther und seine Zeit," Leipz. 1860, herausgegeben. Beide dem protestantischen Princip huldigende Schriftsteller stimmen darin überein, „daß die entfernten Folgen von Luther's Wirken den anfänglichen Segen in Fluch verwandelt, da es alle die Fehden und Wirren, den schmalkaldischen und zuletzt den dreißigjährigen Krieg herbeiführte, der Deutschland zum Tummelplatze fremder Söldlinge machte, Volkskraft und Bürgersinn brach und die Cultur um mehr als ein Jahrhundert zurückdrängte." Gleichwohl, wie ein katholischer Kritiker bemerkt, soll jene Reformation wesentlich ein Werk der Befreiung von Fremdherrschaft gewesen sein und alle ihre materiellen Nachtheile durch die errungene Freiheit weit überwogen werden! Luther selbst bekannte: „Hätte ich in der Erste, da ich

„Wiedergeburt im Lande seiner Sehnsucht Italien, der wir Iphigenia, Tasso, Egmont danken.“ Wie jammervoll, wenn es auf eine im Sinne des patriotischen Particularismus und des damit identificirten Protestantismus deutsche Nationalliteratur ankommt! Selbst ein Theil der hochgeschätztesten Werke unserer klassischen Periode ist diesen Eingeständnissen gemäß recht eigentlich und wörtlich-genau ultramontan, wurzelt keineswegs in dem diesseitigen, vaterländischen Boden und Volksthume, sondern in dem jenseitigen italienischen Fremdlande, seiner schöneren Natur und Menschheit und der daselbst noch in ihren Resten und Ruinen fortdauernden und fortwirkenden großartigeren Geschichte und geschmackvolleren menschlichen Schöpferkraft! Göthe kam sich der schönen Römerin gegenüber als „Barbar“ vor — er zeigte eben dadurch, daß er keiner war. Ihr, wenn ihr euch der angeblich römischen Barbarei gegenüber in euerem protestantisch-deutschem Dünkel und Hochmuth bläht und euch einbildet, auf dem Gipfel der geistigen und ästhetischen Bevorzugung

---

anfing zu schreiben, gewußt, was ich jetzt erfahre, so wäre ich nimmermehr so kühn gewesen, den Papst und alle Mönche anzugreifen und zu erzürnen.“ Was würde er erst späterhin gesagt haben, da die ganze schauderhafte Entwicklung der Sache vor Augen lag! Vergl. die citirten Schriften: Freytag I. S. 129 u. 201. König IV. S. 463. Katholische Literaturzeitung, Wien 1860, Nr. 1. S. 5.

zu stehen, beweiset, daß ihr vielmehr die wahrhaften Barbaren seid. Um noch einen dritten, den deutschen Klassikern zugezählten und ebenfalls protestantischen Poeten zu nennen, so war Graf Platèn dermaßen „von seinem Vaterlande satt," wie er sich selbst ausdrückt, daß er sich ganz über die Berge hinaus in die jenseitige Region flüchtete, dort lebte und starb und dort begraben liegt. „In Italien," schrieb er vor seiner Abreise an Schwab, „gedenke ich mein Leben zu beschließen, und wenn ich mich dahin betteln müßte; denn nur dort hoffe ich meine Kunst zur Vollkommenheit zu bringen." Ich will die gallbittern Verse nicht abschreiben, die sich in Beziehung auf Deutschland in seinen Sonetten finden; sie sind das Vorwurfs- und Verachtungsvollste, was je ein Dichter über sein Vaterland gesagt. Im „romantischen Oedipus" heißt es von dem „Poeten," womit Platen sich selbst bezeichnet:

„— — — — — — — Er wandelt im Garten Europa's,
Der schadlos ihn für manchen Verlust, für manches verkannte
Gedicht hält.
In dem Pinienhain, in den Buchten des Meers,
Geht gern er allein, und wofern kein Ohr
Ihm mehr zuhorcht jenseits des Gebirgs,
Dann spornt zum Gesang zwar kein Beifall
Der Befreundeten ihn,
Doch Fülle des eigenen Wohllauts."

Mit der auch ihm eingeprägten confessionellen Antipathie gegen den Katholicismus erfüllt, wie mancher feind-



liche Ausfall zeigt, konnte er sich doch nicht der Rührung entziehen, die der dort einheimische, mit Volk und Land so innig verwachsene Cultus erweckt, wie z. B. „das Kreuz am Meere“ beweist.

„Einsam steht es am Strand, doch Nachts bei'm Ave Maria
Nahen des Orts Jungfrau'n, küssen das Kreuz im Gebet.“

Unter der Aufschrift: „Dom von Treviso“ liest man:

„Welch ein Genuß, in der schönen, unsterblichen Halle zu wandeln,
Die dein zierlicher Geist, hoher Lombardi, gedacht!“

und so Vieles. So also sieht es mit den aus dem Schooße des deutschen Protestantismus hervorgegangenen poetischen Genien, so mit ihrem Protestantismus und so mit ihrer Deutschheit aus. Man sage nicht, sie hätten dort in Italien doch mehr dem alten Heidenthume, als dem katholischen Christenthume gehuldiget! Letzteres hat das antike Kunstprincip in sich aufgenommen, die größten und anerkanntesten Künstler der Christenheit waren Katholiken und Italiener; wie einst die Kunst hellenisch war, so ist sie jetzt katholisch, und welch ein tiefes, wesentliches, für Beide ehrenvolles Band überhaupt das alte Hellas und Rom in Beziehung auf seine welthistorische Bestimmung und Culturblüthe mit Papstthum und Katholicismus verbindet, habe ich schon in früheren Schriften [1])

---

1) So namentlich in der „dreifachen Krone Roms.“ Münster 1859.



zu zeigen gesucht. Indem sich nun die genannten Dichter in dies poetische Geistes- und Lebenselement versenkten, worin sich in zweierlei großen Weltperioden und auf zweierlei Weise durch ganze Jahrtausende hin so viel Großes, Schönes und Herrliches entfaltete; indem sie alle die Denkmale einer untergegangenen und einer noch bestehenden Welt, Religion und Kunst vor Augen hatten und bewundernd anschauten, konnten sie sich nicht mit strenger Scheidung nur an das eine dieser Momente halten und das andere durchweg nur mit dem exclusiven Hasse und Widerwillen einer einseitigen Denkart betrachten; sie tauchten ihre Seele, ob sie wollten oder nicht, auch in das der katholischen Romantik ein. Daß unsere Classicität, wie die „Allgemeine Kirchenzeitung" behauptet, nicht bloß zufälliger Weise so speciell protestantischen Ursprunges sei, sondern wesentlich im Grunde dieser Confession wurzele, hat gleichwohl eine gewisse Wahrheit, die aber keineswegs geeignet ist, den Protestantismus und das durch ihn bestimmte und von ihm beseelte Deutschthum zu glorificiren. Jenes glänzende Phänomen ist nämlich eine durch äußerste Verkommenheit und dringendes Bedürfniß hervorgerufene energische Reaktion des poetischen Geistes und guten Geschmackes gegen die grenzenlose Nüchternheit, Dürre, Philisterei und Geschmacklosigkeit, in welche das protestantische Deutschland versunken war. Es verhält sich damit in ähnlicher Weise, wie mit den vegetarianischen Vereinen in England und Nordamerika, die sich des Fleischessens ent-

halten und nur vegetabilische Nahrung zu sich nehmen und von denen man ebenfalls behaupten könnte, daß sie recht eigentlich in dem bezüglichen Volksthume, seinen Sitten und Liebhabereien begründet seien, da nämlich gerade die englische Raçe eine so vorzugsweise Fleisch liebende und Fleisch consumirende ist, und es hier am meisten Noth thut, einer so bedenklichen Neigung und Ernährungsweise zu steuern. Um ein anderes Beispiel zu geben, so trat der biblisch-prophetische und christliche Universalismus eben so aus seinem extremen Gegentheile, aus dem hochmüthigen, verstockten Particularismus des Judenthums hervor. Jerusalem steiniget und tödtet die Gottgesandten; das jüdische Volk ist widerspenstiger und feindseliger gegen das allgemeine Licht und Heil, als alle übrigen Völkerschaften; und gerade hier verkündet ein Jesaias seine wundervollen Orakelsprüche, gerade hier wird das Licht und der Trost aller Welt, der Heiland, geboren. O ihr wisset, ihr ahnet nicht, wie ihr mit euerer Eitelkeit und Ruhmredigkeit euch selber schlaget! — Und wenn ihr behauptet, die Katholiken hätten euch mit ihrer Theilnahme an der Schillerfeier eine, wenn auch unbewußte, doch thatsächliche Concession höchst schmeichelhafter Art gemacht, so seid ihr auch in dieser Rücksicht in einem großen Irrthume befangen. Die Sache verhält sich umgekehrt: ihr habt durch jene Apotheose, ohne es zu ahnen, einem specifisch katholischen Principe gehuldigt. Man wirft dem Katholicismus seine Heiligenverehrung als eine unziemliche Menschenver-

götterung und als einen Raub an Gottes ausschließlicher Herrlichkeit und Majestät vor. Dies dürft ihr nun wenigstens im Namen desjenigen Protestantismus, der seine großen Männer in der Art vergöttert, wie im November 1859 geschehen, inskünftige nicht mehr thun; ihr müßt den katholischen Heiligencult, wenn ihr ihm auch nicht als Gläubige beitretet, doch principiell achten und gelten lassen, weil ihr principiell dasselbe thut. Die Katholiken haben ihre Heiligen, ihr habt die eurigen; insofern ist die Differenz vollkommen ausgeglichen. Um tiefer zu gehen, so ist zu sagen, daß es dem Menschen eben nicht genügen will und kann, das Höhere, Göttliche, Ewige, Heilige in der Gestalt des abstrakt Einen und Einsamen zu fassen und zu verehren, wie der strenge, starre Monotheismus des Judenthums und des Islams thut [1]; daß ihm die Kluft, die durch diese abstrakte Anschauung zwischen Gott und Mensch, Himmel und Erde, Jenseits und Diesseits entsteht, zu unerträglich ist, um sie nicht irgendwie ausgefüllt sehen zu wollen, und sie in wahrer oder falscher Weise wirklich auszufüllen; daß ihm Vermittlungen nöthig, in welchen das Göttliche zum Menschlichen herabgestiegen und das Menschliche zum Göttlichen emporgerückt erscheint; daß die Verknüpfung beider Sphären und Naturen eine fortwährende, präsente, sich stets

1) Vergl. Schiller's „Götter Griechenlands“ und unsere in nächstfolgender Abhandlung darüber gemachten Bemerkungen.

lebendig erneuernde sein muß; daß der wahre Gott nicht derjenige ist, der seine Kraft, Macht und Herrlichkeit neidisch und eifersüchtig so ganz nur für sich behält, sondern der, welcher sie auf Alles ergießt und in ihren Strahlen Alles leuchten läßt, was dazu befähigt sein mag; daß der katholische Heiligencult all diesen Sätzen auf das Vollkommenste entspricht und daß man ihn nicht wegnehmen kann, ohne in das kirchliche System eine empfindliche Lücke zu reißen; daß ihr, diesen Cult scheltend und antipathisch von euch weisend, das Bedürfniß eines solchen doch ebenfalls in euch habt und gelegentlich durch analoge Verehrungen, Begeisterungen, Andachten und Feierlichkeiten zu erkennen gebt, und daß ihr dasselbe namentlich durch euere überschwängliche Schillerfeier an den Tag gelegt habt. In Mannheim hat man sich dabei der Verse bedient:

„Das ist der Tag des Herrn!
Anbetend knie' ich hier.
O süßes Grau'n, geheimes Weh'n,
Als knieten Viele ungeseh'n
Und beteten mit mir."

Man kann den protestantischen Heiligendienst, in dem man sich hier so enthusiastisch und andachtsvoll hineinstürzte, nicht weiter treiben und nicht förmlicher, unverholener, ausdrücklicher kund geben, als es hier geschehen ist. Es ist gerade so, wie mit der katholischen Reliquienverehrung, die gegnerischerseits auch nur getadelt, verachtet und bespöttelt wird, und die doch einem so allgemein

hervortretenden Charakterzug des menschlichen Fühlens und Thuns entspricht, indem es nicht leicht einen Menschen gibt, der nicht irgend ein Andenken, eine Reliquie von Abwesenden oder Verstorbenen bewahrt und daran als an einem ihm werthen, theueren, ja heiligen Gegenstande hängt [1]). Auf irgend eine Weise, in irgend einem Sinne sind wir alle Heiligen- und Reliquienverehrer, **sind wir alle katholisch**, sei es nun mit oder gegen unseren Willen, zugeständlich oder nicht, bewußt oder unbewußt, in ächter

1) Ein intelligenter und geistvoller Prediger bemerkt: „Wir wissen Alle, daß es dem menschlichen Herzen angeboren ist, Denjenigen, welche es im Leben geehrt und geliebt, auch nach ihrem Tode noch in ihren Ueberresten Ehre und Liebe zu erweisen. So thun Kinder mit ihren Eltern, Freunde mit ihren Freunden, ganze Städte und Völker mit ihren Helden und Wohlthätern. Und nicht nur die Leiber, selbst die Kleider, die Geräthe, die Waffen der Abgeschiedenen, Alles, was mit ihnen in Berührung stand, wird für theuer und ehrwürdig gehalten. So war es zu allen Zeiten, so bei allen Nationen, und es war und ist dies nicht etwa ein Irrthum oder Vorurtheil falscher Religionen, sondern ein Gebot der Natur, das Gott Allen in's Herz geschrieben, und das durch keinen menschlichen Irrthum ausgetilgt werden kann. Diese leiblichen Ueberreste stellen uns die Person, der sie angehören, auf das Lebhafteste vor Augen, lebendiger, als jedes Wort, Zeichen oder Bild vermöchte; denn sie sind mehr als Bild und Zeichen, sie sind ein Stück des Abgeschiedenen selbst. Darum überträgt man alle Verehrung und alle Zärtlichkeit, die man dem Lebenden nicht mehr erweisen kann, auf sie" u. s. w.

oder falscher Manier. Denn das Katholische ist nicht so absonderlicher Natur, als es den Anschein hat; es beruht auf dem unvertilgbaren Grunde des allgemein Menschlichen, Natürlichen und Nothwendigen, dessen Offenbarung und Entwicklung im menschlichen Geschlechte nie fehlen kann; es ist in Wahrheit, was es etymologisch bedeutet, das Universale, Allgemeine, Allumfassende, und kann daher auch nicht antiquirt, abgethan, despotisch unterdrückt und auf einen bedeutungslosen Rest reducirt oder mit einem demokratisch-revolutionären Hurrah und Halloh über den Haufen gestürzt werden, wie die über die innere, tiefe Natur desselben so völlig verblendeten und unwissenden Gegner wähnen.

In der badischen Landeszeitung vom 16. November 1859 und dann auch in anderen Blättern, wie in der Frankfurter Didaskalia, stand eine hübsche Geschichte, die viel Anklang und Beifall gefunden hat. Ein armes, katholisches Bäuerchen kam am Tage der großen Schillerfeier nach Karlsruhe und wollte Kienholz verkaufen, um seiner alten kranken Frau einige nahrhafte Lebensmittel verschaffen zu können. Er merkte, daß ein Fest gefeiert wurde; er rief sein Kienholz aus; aber Niemand achtete darauf. Er kam auf den Marktplatz; da fiel in sein weinendes Auge die auf hoher, blumenbekränzter Säule prangende Schillerbüste; er meinte, es sei ein Heiliger und betete zu ihm. Einige Zöglinge der polytechnischen Schule bemerkten den armen, traurigen Mann, fragten

ihn aus und machten sich einen liebenswürdigen Spaß mit ihm, indem sie ihn zu Ehren des großen Dichters, zu dem er seine Andacht verrichtet, trefflich bewirtheten, ihm sein Kienholz, das zum Anzünden der Fackeln des Festzuges benützt wurde, mit theuerem Gelde bezahlten und auch einige Erquickungen für seine kranke Frau mitgaben. Einer der Studenten soll zu dem Bauer gesagt haben: „Dein Vertrauen zu dem Manne dort oben soll nicht zu Schanden werden; denn ich sage dir, wer dem vertraut, und so gläubig zu ihm aufschaut, wie du so eben gethan, der soll heute nicht Hunger leiden und dessen Kummer soll von ihm genommen werden."

Recht brav und — recht katholisch, wiewohl die Geschichte einen oppositionellen Beigeschmack hat und nicht dem Katholicismus zu Ehren verfaßt und veröffentlicht ist. Es ist sogar von dem „Wunder" die Rede, das hier Schiller gethan. So vergnügt ist man darüber, daß man nun auch gewissermaßen einen Heiligen hat, dem man sogar, zu um so größerer Uebereinstimmung mit dem katholischen Cultus und Glauben, eine Art von Mirakel unterschieben kann. Sollte darin keine diesem Cultus und Glauben, „wenn auch unbewußt, doch thatsächlich" gemachte Concession zu erkennen sein? Zu ächten Wundern werdet ihr es auf diesem Wege freilich nicht bringen; an die glaubt ihr nicht, und die werden, so nöthig sie auch den Unglücklichen unter euch sein sollten, euere Heiligen nicht thun.

Man ist bei Gelegenheit der Schillerfeier auch auf Luther zurückgegangen; man hat ihn zu einem Heros, ja Heiland der Menschheit gemacht, hat ihn „das Licht der Welt" genannt und es bedeutsam gefunden, daß er an demselben Monatstage wie Schiller geboren worden ist [1]). Nun war aber Luther jenes große, herrliche, die alten Finsternisse siegend vertreibende „Weltlicht" doch wohl dadurch, daß er „den papistischen Aberglauben und Götzendienst" stürzte. Wie sonderbar, daß man ihn nun selbst zu einem solchen Götzen macht — was übrigens nichts Neues ist, denn schon der alte Protestantismus hat ihn als einen „Apostel und Evangelisten der Christenheit" gefeiert, der dazu „von der heiligen Dreifaltigkeit selber" bestellt worden sei; man hat gesagt, er sei „ein Prophet und deutscher Apostel, der dritte und letzte Elias, der Wagen Israels und seine Reiter, Gottes herzlieber Engel, ein Mann nach dem Wünsche Gottes, ein Megalander und Theander, ein Großmann und Gottesmann" u. s. w. gewesen; man hat ihn in ganzen Büchern mit biblischen Persönlichkeiten, wie Moses, Elias, Johannes, Paulus u. s. w. verglichen. „Man hat," sagt Arnold, „auch kein Bedenken getragen, ihn wider die sonst gemeine Praxis der Lutheraner, nach seinem Tode heilig, den

1) „Zur Erinnerung an die Säcularfeier des Schillerschen Geburtstages," Mannheim 1859. S. 68. „Tischreden bei'm Festmahle im Wolfseck zu Frankfurt a. M." u. s. w. Rede des Pfarrers Kalb.



heiligen Mann, den göttlichen Luther zu nennen, wie von Anderen auch dem Melanchthon sanctitas et integritas, Heiligkeit und Lauterkeit beigelegt wird." Er führt an, wie man gesagt habe: „Wer von dem göttlichen Luther gelobt worden, der bleibe wohl von Gott und Menschen gelobt." Das Wunderlichste ist Folgendes: „Man weiß noch wohl," sagt der genannte Kirchenhistoriker, „was für Abgötterei noch vor kurzer Zeit mit Luther's Haus und anderen solchen Dingen getrieben worden ist, bis es Gott zu einem besonderen Zeugniß seines Mißfallens hat verbrennen lassen. Man hat sonderlich von der Säule darinnen viel tausend Splitter abgeschnitten, die für Zahnweh und andere Gebrechen helfen sollten[1])." Auf eine so merkwürdige Weise hat sich der Abfall vom katholischen Cultus gerächt, daß man mit lächerlichem Widerspruche und schmählichem Unbedachte gleich in Beziehung auf den Urheber dieses Abfalles wieder in katholische Betrachtungs- und Vrehaltungsweisen verfiel und einen Mann, der, wie groß und außerordentlich auch seine Eigenschaften erscheinen mögen, doch gewiß kein Heiliger war, und, selbst mit protestantischem Maßstabe gemessen, in mancher Hinsicht höchst tadelhaft erscheinen muß, mit wahnsinniger Ueberschätzung bis zu den Sternen erhob und mit allen nur möglichen Glorien schmückte, ja eine so übel angebrachte

1) Arnolds Kirchen- und Ketzergeschichte, Frankfurt a. M. 1699. II. S. 47. 48.



und hier in der That nur abergläubisch zu nennende Reliquienverehrung selbst mit den Gegenständen seiner ehemaligen Wohnung trieb.

Schließlich erlaube ich mir, euch einen Rath zu geben, auf die Gefahr hin, daß ihr ihn verächtlich von euch stoßet und bei eueren gewohnten Begriffen, Phrasen und Einbildungen beharrt. Gebt euch nicht allzu eitlen und hochmüthigen Gedanken hin; wähnet nicht, so ganz allein und ausschließlich alle Weisheit und Klugheit der Welt zu besitzen; sprechet nicht wie jener Pharisäer im Evangelium: „Ich danke dir Gott, daß ich nicht bin, wie da mein Nachbar, der unaufgeklärte, abergläubische, geistig geknechtete, schmählich verdummte Katholik;" denkt über die in Rede stehenden Gegenstände und Probleme, bevor ihr darüber definitiv urtheilt und entscheidet, ein wenig tiefer und gründlicher nach; lernt den Menschen und das, was ihm Noth thut, lernet euch selbst, euere eigenen Seelentriebe und Herzensbedürfnisse, den versteckten Sinn und Grund euerer eigenen Handlungen und Manifestationen kennen! Ihr werdet dann ganz andere Gedanken über die euch so widerwärtige Confession und Kirche bekommen; ihr werdet merken, daß der Katholik, so sehr ihr davor schaudern und so sehr ihr dagegen protestiren möget, sogar in euch selber steckt, und daß ihr daher, wie ihr euch immer stellen möget, dem Katholicismus doch nimmer entgehen könnt, und das aus dem einfachen Grunde, weil ihr Menschen seid.

Ueber Schiller's „Götter Griechenlands."

So hochpoetischer Waffe Glanz
Stört Manchen in seinem Schlummer;
Mir machen „die Götter Griechenlands“
Nicht den geringsten Kummer.

Viele, denen ihr Christenthum lieb und die keine Heiden sein wollen, stoßen sich an diesem Gedichte, in welchem der Untergang des alten hellenischen Götterglaubens und Götterdienstes beklagt, und die Herrlichkeit desselben, so wie die armselige, triste, un- und antipoetische Beschaffenheit dessen, was an seine Stelle getreten und womit sich neuere Zeiten begnügen oder begnügen sollen, mit so glänzender, effektvoller Rhetorik und so scharfer, schonungsloser Kritik geschildert wird. Oberflächlich betrachtet, mögen diese kühnen Aeußerungen allerdings ganz antichristlich zu sein und über das gesammte religiöse Glauben und Leben, welches sich auf den Trümmern jenes alten, gestürzten Heidenthums erhob, den Stab zu brechen scheinen. Sieht man näher zu, so ist es im Grunde doch nur der nüchterne, trockene, poesielose Protestantismus und Rationalismus, der mit Judenthum und Islam harmonirende Monotheismus der neueren Zeit, die unendliche Ferne, in welche derselbe das Göttliche gerückt, die aufklärende Wissenschaft und mechanistische Weltanschauung, durch welche die Natur so völlig entgeistet und entgöttert worden ist; es sind nur diese vom alten, ächten Christenthum und

Kirchenglauben häretisch abweichenden Gottes- und Weltanschauungen, was in Anklagestand versetzt und worüber ein keineswegs unverdientes Gericht gehalten wird, so daß die allgemeinen Grundideen des Christenthums, daß namentlich das katholische Glaubens- und Cultussystem so gut als unberührt bleibt, ja daß diesen sogar die größten, wenn auch versteckten und unbewußten, Zugeständnisse gemacht werden.

„Einen zu bereichern unter Allen,
Mußte diese Götterwelt vergeh'n."

Es ist hier dieselbe abstrakte Gottesidee gerügt, welche wir oben, dem katholischen Heiligendienst gegenüber, als unbefriedigend und verwerflich bezeichnet haben. Dieser eben so antikatholische, als antihellenische, ja gar nicht christlich überhaupt zu nennende, dem ganzen Sinn und Geiste dieser Religion widerstrebende Monotheismus stellt als völlig getrennte und durch eine unendliche Kluft geschiedene Existenzen und Naturen auf die eine Seite die göttliche Einheit und höchste Persönlichkeit, auf die andere die creatürliche Vielheit und Mannigfaltigkeit, welche letztere als physische Natur ihren eigenen Gesetzen folgt —

„Fühllos selbst für ihres Schöpfers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere,
Die entgötterte Natur" —

als geistig freie Menschheit aber von jener höchsten Macht und Persönlichkeit zwar beaufsichtigt und, in unaufgelöstem

Widerspruche mit ihrer freien Selbstbestimmung, draht-puppenartig gelenkt und regiert wird, übrigens aber für sich und ohne lebendige Gemeinschaft mit dem Göttlichen ist und bleibt. Ganz im Gegentheile hat im Christenthume Alles nur die totalste Aufhebung der zwischen den beiderseitigen Regionen bestehenden Trennung und Ausschließung, die leben- und liebevollste Vermittlung und Verschmelzung der diesseitigen und jenseitigen Sphäre zum Zwecke. Selbst noch die protestantische Häresie nimmt an diesem Charakter Theil, insofern sie ihrem kirchlichen Bekenntnisse nach doch an den Ideen der Trinität und Menschwerdung fest hält; es ist dem Christenthum aber schon in dieser noch immer specifisch christlichen Bestimmtheit die consequente Fortentwickelung, die stete Erneuerung und Erweiterung, die lebendige, präsente Darstellung und Aufrechthaltung seines großen Princips auf's Bedauerlichste abhanden gekommen. In vollem Maße wird diesem dagegen der Katholicismus gerecht, und das namentlich durch seinen Heiligenglauben und Heiligencult, wo sich das Göttliche mit dem Menschlichen, das Himmlische mit dem Irdischen fortwährend auf's Engste zusammenschließt, wo sich das göttlich Eine und Einfache beständig in's creatürlich Viele und Besondere entläßt und ausbreitet und sich und seine Herrschaft und Erscheinung auf Erden reich, lebensvoll und mannigfaltig macht. Dieser Vortheile entbehrt der kahle, geistlose Monotheismus und Rationalismus, den Schiller im Auge hat, bei seiner dualistischen Trennung von Gott

und Welt in dem Grade, daß es sein ganz eigenthümliches, starres, keiner Modification fähiges Wesen und Princip ist, sie zu entbehren und daß im Gegensatze hiezu eine Mythologie und ein Cultus, wie sie sich im klassischen Alterthum finden, einen in der That nicht abzuläugnenden Vorzug behaupten.

„Höhere Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn;
Großer Thaten göttliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan."

— — — — — — — — — — —

Bürger des Olymps konnt' ich erreichen;

— — — — — — — — — — —

Was ist neben dir der höchste Geist
Derer, welche Sterbliche gebaren?
Nur der Würmer erster, edelster."

Auch diese Worte widerlegt, was das katholische Christenthum betrifft, die darin Statt findende Beatification und Canonisation der Heiligen und der ihnen gewidmete Dienst.

„Freundlos, ohne Bruder, ohne Gleichen,
Keiner Göttin, keiner Ird'schen Sohn,
Herrscht ein Andrer in des Aethers Reichen,
Auf Saturnus umgestürztem Thron."

Dieser Vorstellungsweise tritt das Christenthum durch seine Lehren von der Dreieinigkeit, dem ewigen Sohne Gottes und seiner Menschwerdung in der Zeit, wo er in das Verhältniß des Sohnes zu einer dadurch so hoch

geehrten und beseligten irdischen Mutter tritt, von vorn herein charakteristisch genug entgegen; und wer insbesondere den katholischen Mariendienst und das zarte, innige Band erwägt, welches hier den göttlichen Sohn mit der geheiligten und zur Himmelskönigin erhobenen Jungfrau-Mutter verknüpft, der kann jene Dichterklage nicht für antichristlich halten, und am wenigsten auf die katholische Sphäre und Form des christlichen Glaubens und Cultus beziehen.

> „Nach der Geister schrecklichen Gesetzen
> Richtete kein heiliger Barbar,
> Dessen Augen Thränen nie benetzen,
> Zarte Wesen, die ein Weib gebar."

In der katholischen Kirche sind dem geängsteten Gewissen des Menschen so viele Mittel und Wege geboten, sich seiner Qualen und Befürchtungen zu entheben, daß man ihr dies sogar zum Vorwurfe gemacht hat, und daß ein Schiller kommen muß, um sie deßhalb zu rechtfertigen. Namentlich ist der Gott kein „heiliger Barbar," der zwischen die von ihm ausgehenden richterlichen Schrecken und dem davon bedrohten Menschen die unendlich milde, zarte, sanfte, durchaus nur liebende, erbarmende und tröstende Gestalt und Macht der dulcis virgo Maria gestellt, durch welche Alles ohne Ausnahme Hülfe und Rettung finden kann [1]. Jenes Prädikat mag dem Gotte verbleiben,

---

1) Wie diese schon im alten Heidenthume auf das Merkwürdigste vorausgeahnt und angedeutet, selbst mit einem vor-

welchen man durch den destruktivesten Abfall vom alten Glauben und Cultus der Christenheit all dieser freundlichen und liebevollen Milderungen und Umgebungen beraubt hat, und der denn freilich dem Schuldbewußten nur Furcht und Schrecken zu erregen geeignet ist. Was die Thränen betrifft, die die Augen des von dem Dichter geschilderten, allzu übermenschlichen und deßhalb hartherzigen und fühllosen Gottes nie benetzen sollen, so kann dies nicht der der neutestamentlichen Darstellung sein, der als menschgewordener nicht nur überhaupt menschlich fühlt und leidet, sondern auch insbesondere mehr als einmal Thränen vergießt [1]).

Auch mit dem Loose, das uns gegenwärtiger Lehre und Verheißung gemäß nach dem Tode werden soll, zeigt sich Schiller unzufrieden. Lieblicher und beruhigender für des Menschen Herz und Natur, und mehr seinen realistischen Neigungen und Bedürfnissen entsprechend, sei die griechische Vorstellung gewesen.

„Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elysiums Hainen wieder an.“

läufigen Cultus geehrt worden ist, darüber soll im zweiten Hefte gehandelt werden.

1) So über Lazarus Joh. 11, 35. und über Jerusalem Luc. 19, 41. Ich erinnere mich dabei einer alten Arie, die, glaube ich, so beginnt:

„Du, dessen Augen flossen,
Sobald sie Zion sah'n,
Zur Frevelthat entschlossen,
Sich seinem Falle nah'n“ u. s. w.

Aber es ist weit mehr, als das doch nur geisterhaft verschwommene Dasein und Leben eines „Schatten," worauf das Christenthum ausgeht, namentlich das apokalyptische, welches ich in meiner Conversionsschrift [1]) zur Sprache gebracht und welches zu weltlicher und irdischer Realität so wenig im Verhältniß bloßer Verneinung steht, daß es diese nämliche Realität, aber von ihren Mängeln und Uebeln befreit und auf die höchste Stufe der Entwickelung erhoben, in Aussicht stellt, wo denn auch die idealistische Schönheit und Heiterkeit der griechischen Religion und Poesie und die anticipirte Wonne des hasisischen Welt- und Naturgenusses [2]) ihre Stelle finden und da erst zu ihrem vollen, ungeschmälerten Rechte und ihrer reinen, unbedingten und unbefleckten Erscheinung und Entfaltung gelangen wird.

Alles, was Schiller vermißt und verlangt, das bietet und liefert, wenn nicht unmittelbar und in nächster Nähe, doch vermöge der von ihm eröffneten Aussichten in unendlich große, selige und vollkommene Weltzustände und Lebensformen das Christenthum — nicht zwar das deistische und rationalistisch verflachte und verarmte, auf welches sich Schiller's Vorstellungen und Vorwürfe beziehen, wohl aber das ursprünglich biblische, wohl aber das tiefsinnig, geistvoll und großartig entwickelte katholische Christen-

1) S. daselbst S. 203 ff. Vergl. S. 192. 33 f.

2) Vergl. was ich darüber in derselben Schrift S. 15 bemerkt habe.

thum. Dieses aber hatte Schiller in seiner Zeit und Umgebung so wenig vor sich, daß es den Anschein hat, als habe er bei Abfassung jenes Gedichtes gar nicht daran gedacht, oder es als unwirksam und bedeutungslos geworden und von dem, was er anklagt, völlig überwogen, nicht berücksichtigen zu müssen geglaubt.

Bei so bewandten Dingen möchte der böse Schein, der auf diesem für so un- und antichristlich gehaltenen Gedichte ruht, wohl hinlänglich verschwinden, und selbst bei den frömmsten und gläubigsten Seelen, oder vielmehr gerade bei diesen, mit welchen Schiller in seinen Grundforderungen in so hohem Maße harmonirt, während er eigentlich nur wirklich flache und falsche Welt- und Gottesanschauungen als solche bezeichnet und bekriegt, einer milderen und billigeren Auffassung und Beurtheilung weichen.

Ich habe noch zu bitten, man wolle in dem Falle, daß man einige der citirten Worte in seiner Ausgabe der Schillerischen Gedichte vergebens suchen sollte, nicht etwa an eine Fälschung glauben. Dieselben stehen in früheren Ausgaben, späterhin hat man sie unterdrückt. Schiller selbst hat eine Umarbeitung mit Weglassung besonders anstößiger Aeußerungen geliefert; doch ist dann, wie in der Leipziger Edition bei Vogel 1818, das Gedicht in seiner ersten Gestalt „für Freunde der ersten Ausgabe" ebenfalls abgedruckt worden. In den Cottaischen Ausgaben sind die bezüglichen Verse gänzlich weggelassen.

Zeugnisse für den Mariendienst,

von protestantischen Schriftstellern und Theologen ausgestellt.

Maria magistra gentium. — Maria magistra religionis et fidei. — Haec est, per quam viam vitae agnovimus, etc.

Aussprüche verschiedener kirchlicher Schriftsteller

Die seligste Jungfrau nimmt fortwährend in christlicher Heilsordnung die Stelle einer thätigen Mutter ein, indem sie den Menschen zum Leben Gottes gebiert, nachdem sie Gott zum Leben des Menschen geboren.

Nicolas.

Wenn das Reich Christi kommt, so wird dies nur die Folge der Kenntniß und der Herrschaft der seligsten Jungfrau sein

Ludwig Maria Grignon de Montfort

Ich habe schon in meiner Conversionsschrift S. 187 ff. Einiges der Art, was mir merkwürdig schien, angeführt. Hier noch Folgendes:

In den „Findlingen“ von Hoffmann v. Fallersleben, Heft II. S. 185. schreibt A. W. Schlegel unter dem 3. September 1807 an Karl v. Hardenberg: „Ihre Briefe sind mir immer erquicklich, wenn sie auch von Bekümmernissen über die traurige Lage unseres Vaterlandes und unserer Freunde reden. Ich richte mich auf an diesem schönen Beispiele des Vertrauens auf die Vorsehung und des Rückzuges in die unantastbare Burgfreiheit der Religion. Ich möchte sagen: ich beneide Sie, wenn ich nicht hoffte, ebenfalls glücklich aus allen Stürmen des Lebens in diesem Hafen anzulangen. Bei einer Wanderung durch die Schweiz, von der ich eben zurückkomme, habe ich manche Anmuthungen dieser Art erfahren, besonders zu Einsiedeln, in der Nähe des gnadenreichen Bildes, wo ich mit unaussprechlicher Rührung gleichsam eine mich rufende Stimme vernahm.“ Ein immer merkwürdiges Geständniß, wenn Schlegel diesem Rufe auch keine Folge gab.

Im „Oesterreichischen Volksfreund“ vom 8. December 1859 wird in Beziehung auf meine Conversion Folgendes bemerkt: „Der Marienkultus spielt bei den Conversionen unserer Tage keine kleine Rolle. Die verklärte Weiblichkeit Maria's nebst ihren geheimen Gnadenwirkungen hat einen mächtigen Zug. — — — — — — Der dulische und hyperdulische Cult des Katholicismus ist ein Bedürfniß des menschlichen Herzens, und jede Religion ist ohne denselben schaal und leer, so daß ihn selbst Ronge nicht übergehen konnte. Mit einer Art von Neid schauen die einsichtsvollen Gegner der katholischen Kirche auf diesen Cult herüber, und staunend haben wir das einem wahren Confiteor gleich sehende Bekenntniß gelesen, das jüngst Hengstenberg, das Haupt der orthodoxen lutherischen Partei in Preußen, bei Besprechung einer Gedichtesammlung, in welcher auch marianische Hymnen aufgenommen, abgelegt hat.“

Hengstenberg's höchst auffallende und gewichtvolle Aeußerung ist nachstehende: „Diese alten Hymnen sind Beweise, die uns die Schamröthe in's Gesicht treiben sollen; denn sie bezeugen uns die Freude und das naive Vertrauen, womit die christliche Kirche in Uebereinstimmung mit dem Evangelium ehemals die Feste Mariens begangen; sie ermahnen uns, eine Nachlässigkeit zu sühnen, welche schon lange wie ein Verbrechen auf uns lastet, und die Ehre des Herrn nicht zu trennen von der seiner Mutter, welche der

Engel „„„voll der Gnaden““ geheißen, und die von den Geschlechtern selig gepriesen werden soll. Wohlan, wollen wir nicht unter diese Geschlechter gezählt werden? Oder meinen wir uns von Jenen fern zu halten, welche Maria selig preisen?“

Hier sehen wir in der That, wie die protestantische Starrheit und Verachtung des katholischen Cultus auf eine Weise zusammenbricht, die Alles erwarten, die auf die großartigsten Folgen schließen läßt. Das ist das Wunder aller Wunder; und wer verrichtet es? — Es ist nur eine Macht und nur ein Reiz, durch den es zu geschehen vermag: der Strahl verklärter Weiblichkeit, der von Maria's so süßer, als hehrer Gestalt herniederleuchtet.

Was ist der Katholicismus?

Die göttliche Wahrheit verträgt sich nicht mit dem Lärm der Straße, ja nicht einmal mit dem Geflüster des Salons; sie verlangt eine abgelegenere Sphäre, die weit erhaben ist über all dies falsche Weltgetümmel, welches die Harmonieen des Himmels übertäubt. Sie will innige Seelen und gesammelte Geister, für welche ihr Anblick ein Trost ist und die in der Freude ihrer Betrachtung mit dem Apostel sprechen: „Herr, hier ist gut sein; hier wollen wir Hütten bauen.“

Nicolas.

Mystisch ist die Sache zwar
Und romantisch=wunderbar;
Nicht zu Haus im Weltgewühle,
Nicht geschickt, sich zu empfehlen
Selbstischem Philisterpfühle —
Leuchtend aufgeschlossen steht
Tiefen, innern, stillen Seelen
Ihre ganze Majestät.

„Der Katholicismus ist ein im Interesse der Priesterschaft schlau ersonnenes und aufrecht erhaltenes System von Lüge, Gaukelei, Bevormundung, Volksverdummung, Glaubenstyrannei und Knechtung des edlen, freien Menschengeistes. Namentlich sind die Jesuiten" — — — —

Gut, gut! Das kennen wir, das haben wir schon mit der Muttermilch eingesogen, haben es von der Wiege an Millionenmal und in allen möglichen Variationen gehört und gelesen; es wird uns fortwährend und bis zum äußersten Ueberdruß in protestantischen, demokratischen und deutschkatholischen Produkten der Tagesliteratur wiederholt; wir haben auch selbst an die dreißig Jahre lang genug Polemik getrieben und es zum Theil ärger gemacht, als alle Anderen; wir haben auch den „ewigen Juden" von E. Sue gelesen, was eine gewiß treffliche und sichere Geschichtsquelle ist. Auch wird diese Auffassung der Sache für das aufgeklärte Philisterthum, für das Journale und Romane lesende und sich daraus so gründlich unterrichtende „gebildete" Publikum, so wie für die nur die Aufwiegelung

der unteren Volksclassen und die Lockerung aller Bande bezweckende Demagogie immer die populärste, faßlichste, bequemste und zweckmäßigste sein. Für Diejenigen, die eine andere Definition zu hören und zu fassen willig und fähig sein mögen, stellen wir folgende auf.

Der Katholicismus ist ein Kuß, den der Himmel der Erde und die Erde dem Himmel gibt. Er ist die große, heilige, sinnlich-geistige und geistig-sinnliche Verbindung und Wiedervereinigung zweier in Zwiespalt auseinander getretener, doch nie völlig zu trennender und nur in ihrer innigsten Verschmelzung das Wahre, Vollkommene, Genügende darstellender Sphären der Existenz, des Bewußtseins und der allgemeinen Lebensentwickelung. Und so wie diese Vermählung des Himmlischen mit dem Irdischen, des Göttlichen mit dem Menschlichen, des Ewigen mit dem Zeitlichen, dieser strahlende, flammende, zündende Liebeserguß von oben herab und diese sehnsüchtige Emporrichtung, diese glühende Hingebung und Aufnahme des herniederströmenden Lichtes und Lebens von Seiten der entgegenstehenden Region, der das minder Befriedigende, Großartige, Herrliche und Selige mit Recht zum Opfer fällt, schon an sich das Entzückendste und Berauschendste ist, was es gibt, so bleibt es auch nicht ohne entsprechende Frucht, nicht nur, was das Individuum, sondern auch was das Ganze, was Menschheit und Welt überhaupt betrifft. Diese Frucht ist der neue, höhere Mensch, der aus dem alten verworfenen und vergehenden herausgeboren und gestaltet werden soll;

ist die neue, verklärte, vollendete, ewige Existenz und Ordnung der Dinge, auf welche die ganze Weltgeschichte, als auf ihr letztes, höchstes Resultat, hinzielt und hingetrieben wird, jene Welt ohne Sünde, Fluch, Jammer, Qual, Grimm, Kampf, Schrecken und Tod, die am Schlusse der Apokalypse verheißen und symbolisch dargestellt ist.

Weit einfacher und mit viel weniger Umständen begleitet ist die Sache freilich für euch, moderne Geister, Weltmenschen und Ungläubige. Ihr nehmt den einen Theil des Ganzen, den himmlischen, göttlichen, jenseitigen, gänzlich hinweg; er ist euch ein Pfaffenmärchen, eine Chimäre, die den Zwecken irdischer Wohlfahrt und äußerlicher Besserung der Dinge, auf die es euch allein ankommt, nur schädlich und hinderlich ist; ihr beschränkt euch ganz nur auf das Hier und Jetzt, die nächste Zukunft etwa, von der ihr etwas für euch Vortheilhaftes erwartet, mit eingeschlossen; ihr wollt leben im gemeinen, egoistischen Sinne des Wortes, wollt die Citrone des unmittelbaren Weltgenusses auspressen, leiden, was ihr müßt, sei es mit Wuth und Zähneknirschen oder, im besseren Falle, mit stumpfer Resignation und Apathie, und dann euerem materialistischen Nichts anheimfallen. Nicht Allen aber kann und wird dies behagen und genügen; euch selbst vielleicht nicht immer; denn es gibt noch andere, tiefere Bedürfnisse, Regungen und Nöthigungen im Menschen; und stets wird es daher auch solche geben, und werden sich selbst Leute eueres Gleichen in solche verwandeln, die sich lieber, wie ihr euch auszu-

drücken pflegt, von den Pfaffen betrügen und verdummen lassen und einen gläubigen und hoffenden Blick nach oben richten, als sich mit der Kahlheit und Trostlosigkeit eines exclusiven Hier und Jetzt zufrieden geben. Genauer erwogen, dürfte es eher als ein Lügen- und Verdummungssystem erscheinen, wenn man den Menschen, der so oft und so sehr veranlaßt ist, seine Schwäche und sein Elend zu fühlen, zu etwas so Selbstständigem, in jeder höheren Beziehung so rein Bedürfnißlosem und Absolutem stempelt, und dann doch, was seine natürliche Hinfälligkeit und Vergänglichkeit und sein Schicksal im Tode betrifft, zu etwas so verächtlich Eitlem und Nichtigen macht; wie denn manche unserer materialistischen Aerzte, Naturforscher und Demagogen nichts Besseres wissen, als den Menschen im Interesse ihres scheußlichen Systemes auf's Tiefste herunterzusetzen, ihn für eine sich kläglich und schmählich abnützende und dann für immer zerfallende Maschine erklären und selbst den Schlaf, welchem er sich zu seiner täglichen Erfrischung und Wiedererneuerung in die Arme wirft, als ein schauerliches Vorbild absoluter, ewiger Vernichtung darzustellen beflissen sind [1]). Es liegt diese sich scheinbar so ganz an die Natur anschließende Einseitigkeit selbst mit den einleuchtenden Analogien im Streite, die sich eben hier in der Natur darbieten. Das physische und kosmische Oben, der Gott und Himmel der Erde und ihrer Geschöpfe, aus welchem ihnen

---

1) Vergl. unten „L. Büchner über Schlaf und Traum."

die nöthige Fülle von Licht und Wärme kommt, ist die Sonne; wie unsinnig wäre es, diesem Oben und Jenseits den Krieg zu machen! Wie würde es der Pflanze vorkommen, wenn man ihr sagen wollte: „Richte dich nicht zum Licht empor; du bist dir selbst genug, und die Sonne da oben ist Nichts, ist eine pure Einbildung und Pfaffenlüge. Was brauchst du Licht und Sonne? Hier auf Erden hast du dich einzurichten und mit ganzer, ungetheilter Kraft zu bethätigen. Erst wenn du die chimärische Thorheit aufgibst, die dich dir selbst entreißt, wird es dir wohl werden, wirst du dich hier heimisch fühlen, wirst du ganz deiner wahren und wirklichen Bestimmung genügen!" Wir würden, wenn die Pflanze diesen Rath moderner Weisheit und Wissenschaft wirklich befolgte, keine Rose, Lilie, Nelke, Hyacinthe u. s. w., keine Blüthen und Düfte, keine Specereien und Gewürze, keine köstliche Baumfrucht, keinen Wein, Caffee, Thee u. s. w., keine wallenden Saaten und grünen Wälder mehr haben; es würde sich am Ende nicht einmal das gemeinste Küchenkraut, das geringste Gräschen mehr in unseren Gärten und auf unseren Fluren finden; denn keines kann völlig und für immer ohne Licht und Wärme von oben sein.

I. Büchner über Schlaf und Traum.

Ein Motto, das ist bald gemacht;
Auch hier war eines angebracht.
Es war nicht artig, war nicht fein;
Wie konnte das manierlich sein?
Dem S c h l a g d e s S t o c k e s hat's geglichen —
Da hab ich's lieber ausgestrichen.

In dem berüchtigten Buche „Kraft und Stoff" von L. Büchner ist die schon oben gelegentlich berührte Behauptung zu lesen: „Im Momente des Einschlafens beschleicht uns das unheimliche Gefühl der bevorstehenden geistigen Vernichtung und der Unwissenheit darüber, ob sie zeitlich oder ewig sein werde." Tausend und aber tausend Stimmen werden rufen und zeugen, daß ein solches Gefühl etwas Unbekanntes und Unerhörtes sei. Die ganz alltägliche Thatsache ist diese, daß wir uns dem Schlafe mit der größten Gemüthsruhe und dem vollsten Vertrauen in seine freundliche Natur und Wirkung hingeben, in ihm nichts Tückisches und Bedrohliches sehen, vielmehr, so wie wir irgendwie ermüdet, erschöpft, angegriffen oder unangenehm aufgeregt sind, uns innig nach ihm sehnen, und nichts Anderes erwarten, als nach einigen Stunden neu belebt und gekräftigt wieder zu erstehen und unser gewohntes Tagewerk fortzusetzen. So schlagen diese Menschen selbst der gemeinsten empirischen Wahrheit in's Angesicht! Der Schlaf soll „einen ganz direkten Beweis für die Vernichtbarkeit der Seele" liefern. Die

Seele werde hier auf einige Zeit „im wahren Sinne des Wortes vernichtet.“ Die Träume seien kein Gegenbeweis, denn der tiefe Schlaf kenne keine Träume. Was meine eigene Erfahrung betrifft, so weiß ich gewöhnlich, wenn ich vom Schlaf erwache, Nichts von Träumen, die ich darin gehabt. Wenn ich aber in der Nacht aufgeweckt werde, was bei meinem überempfindlichen Gehöre leicht geschieht, so weiß ich, daß ich eben geträumt und was ich geträumt. Ich merke daraus, daß ich immerfort träume. Schon die Möglichkeit, erweckt zu werden, ist bedeutsam. Denn wie könnte man im Schlafe gestört, aufgeschreckt, durch Nennung seines Namens, u. dergl. selbst aus dem tiefsten Schlafe wach gerufen werden, wenn Seele und Bewußtsein wirklich so ganz vernichtet wäre? Noch aus anderen Erscheinungen und Erfahrungen ist zu schließen, daß Bewußtsein und Vorstellung, daß selbst eine gewisse Aufmerksamkeit auf die Außenwelt nie aufhört, daß die Seele somit auch in diesen geheimnißvollen Zuständen fortwährend thätig und wirksam ist. Manche Menschen haben bekanntlich das Vermögen, zu einer genau bestimmten Zeit willkührlich aufzuwachen. Dies wäre nicht denkbar, wenn sich die Seele nicht ihres Vorsatzes auch im Schlafe durchweg bewußt bliebe und sogar die Zeit wüßte und ihren Verlauf wunderbar zu beurtheilen im Stande wäre, um den vorherbestimmten Augenblick des Erwachens zu treffen. Eine Frau erzählte mir, wie sie in ihrer Jugend einen tiefen, kaum zu erweckenden Schlaf gehabt,

und wie sie, da sie Mutter ward, in großer Besorgniß gewesen, sie möchte jenes Umstandes wegen in der Nacht ihr Kind versäumen. Es sei aber ganz anders gekommen; denn wiewohl sie sonst im Schlafe Nichts vernommen, was um sie herum vorging, sei sie jetzt bei der leisesten Regung ihres Kindes sofort aufgewacht. In anderen Fällen hat sich, wie Schubert in seiner Geschichte der Seele angibt, „ein fortwährendes Aufmerken auf die Außenwelt darin gezeigt, daß die Seele ihren Leib aus dem tiefsten Schlafe erweckte, wenn sich eine Gefahr nahte, und das selbst dann, wenn dieses Nahen ungleich leiser und unmerklicher war, als anderes Geräusch, das kurz vorher um den Schlafenden laut wurde.“ Das Alles wird von den Vertretern der unsere Zeit entehrenden, nicht nur die Religion, sondern auch die Wissenschaft zu Grunde richtenden materialistischen Barbarei nicht gewußt oder absichtlich umgangen, um den Menschen alles Glaubens an seine höhere, geistige Natur und seine Fortdauer im Tode zu berauben.

Nachtrag.

Zu S. 24.

Ich habe oben in Beziehung auf die Toleranz, die protestantisch-deutschen Ursprunges sein soll, an Voltaire erinnert; ich hätte auch Napoleon nennen sollen. Ich will, wie ich am liebsten zu thun pflege, einen protestantischen Autor sprechen lassen. In Lochner's Buche: „Das französische Kaiserthum," Nürnberg 1850, S. 114. heißt es: „Nachdem durch Robespierre die Existenz eines höchsten Wesens wieder anerkannt worden war, hatte es sich Napoleon Bonaparte schon als Consul angelegen sein lassen, die Gemüther seiner Landsleute durch ein mit dem Papst am 15. Juli 1801 abgeschlossenes und bald darauf zu einem Reichsgesetz erhobenes Concordat zu gewinnen, und die katholische Religion wieder in einen Theil ihrer früheren Rechte einzuführen. Gegen den zu disputiren, welche ihm diesen Schritt, so wie auch seine weitere Nachgiebigkeit gegen den Papst verargen, ist fürwahr nicht der Mühe werth. Daß eine bloße Vernunftreligion, wie Voltaire, oder später noch Larevellière-Lepeaux sie gewollt haben, nun ein-

mal nicht durchgreifen könne, sah Napoleon zu gut ein." u. s. w. „Dabei aber existirte unter ihm die vollkommenste Religionsgleichheit, so daß keinem Anhänger einer anderen Confession um dieses Bekenntnisses willen irgend ein Hinderniß in den Weg trat." Es wird dann bemerkt, daß er die Verträge mit den Rheinbundstaaten, von denen einige, wie Mecklenburg, Oldenburg, Anhalt, fast durchaus protestantische Unterthanen zählten, nur unter der Bedingung abschloß, daß auch ihre katholischen Unterthanen den Protestanten völlig gleich gestellt würden; „und so wie Würzburg damals für die evangelische Gemeinde eine Kirche, die bisherige Karthause, hergab und der König von Westphalen den Lutheranern in dem katholischen Duderstadt eine Kirche zu ihrem ausschließlichen Gebrauche einräumte, so hob das Herzogthum Nassau die Schranken auf die zwischen den Bekennern verschiedener Religionen bestanden, und Preußen, dessen starrer Protestantismus nach der Schlacht bei Jena ebenfalls anderen höheren Rücksichten weichen mußte, erklärte (18. Dec. 1808) gleichermaßen, daß die Verschiedenheit des Glaubens zwischen protestantischen und katholischen Unterthanen forthin in keiner Art mehr berücksichtigt werden solle." Napoleon sei es, behauptet Lochner ganz entschieden, der „der Hyäne des Religionshasses den Todesstreich versetzt habe." „Indem derselbe," fährt er fort, „auch die Juden einer be-

sonderen Aufmerksamkeit würdigte, und im Jahre 1807 ihre inneren Angelegenheiten der Prüfung und Regulirung durch den großen Sanhedrin unterwarf, bereitete er die wichtige Frage ihrer Emancipation vor." u. s. w.

Wie merkwürdig, daß hier die Toleranz, und das in einem so allgemeinen Sinne, daß selbst eine ehrenvollere Stellung des Judenthumes beabsichtiget wurde, gleichzeitig mit der Herstellung der katholischen Religion und einem Concordat mit dem Papste auftritt und protestantisch-deutsche Regierungen erst von Frankreich aus, wo dies Alles bewerkstelligt wird, zur Aufhebung confessioneller Ungleichheit, wie sie bis dahin unter ihnen zum Nachtheile der Katholiken bestand, bewogen werden müssen! Das ist doch eine gewiß schlagende Widerlegung der prahlerischen Behauptungen, die man zu Durlach gehört!

Zu S. 39 ff.

Aus Pubitscha's Geschichte Böhmens Bd. VI. Th. III. S. 436 ff. und K. A. Menzel's neuerer Geschichte der Deutschen Bd. V. S. 454. sind folgende Thatsachen gezogen, welche in das Jahr 1611 fallen und die unglaublichen Rohheiten und Gräuel betreffen, welche von den Prager Utraquisten an Klöstern, Mönchen und Priestern begangen worden sind. Erst wurde das Benedictinerkloster in Emmaus, dann die Domdechantei, dann das Kloster im

Karlshofe geplündert. Der Abt des ersteren hielt sich im Schornstein verborgen, der alte Domdechant kam mit bloßen Mißhandlungen davon; aber der Abt im Karlskloster wurde, nachdem er alles, was an Geld und Geldeswerth vorhanden, angegeben hatte, nackend ausgezogen und unter großem Gelächter der Weiber schändlich verstümmelt; darauf riß man ihm die Kopfhaut ab — man glaubt von amerikanischen Wilden zu lesen! — und enthauptete ihn zuletzt. Zwei andere Priester wurden bis auf den Tod geschlagen. Nachdem man den Klosterkeller erbrochen und sich in Wein und Bier berauscht, zog man zu den Minoriten. Hier aber wurden die Tobenden von den utraquistischen Fleischern zurückgetrieben, welche sich dieser Mönche annahmen, die ihre Glocken und ihren Kirchhof für die Begräbnisse der andersgläubigen Viertelsbewohner willig hergegeben hatten. Bei diesen Mönchen fand also eine so große Toleranz Statt, daß sie selbst einen Theil des feindlichen Pöbels dadurch gewannen. Statt des Minoritenklosters wurde nun das der Dominikaner bei St. Agnes überfallen und rein ausgeplündert, der Prior schwer am Kopfe verwundet, und nebst anderen Mönchen entkleidet dem Hohne der Menge Preis gegeben. Noch schlimmer ging es den Franciskanern bei Maria Schnee. Im Vertrauen auf die Gunst, die ihr Orden, wie anderwärts in den protestantischen Städten, auch hier bei den Utraquisten genoß, wollten einige dieser Mönche den eindringenden

Haufen mit guten Worten besänftigen. Sie wurden mit Säbelhieben empfangen, mehrere sogleich getödtet, einem, der das Gefäß mit den geweihten Hostien retten wollte, beide Hände abgehauen, von dreien, die auf den Kirchthurm geflüchtet, einer heruntergeschossen, die zwei anderen heruntergestürzt, die Leichen der Nasen und Ohren beraubt und nackt auf einen Haufen zusammengeworfen. Dabei wurden die gottesdienstlichen Gefäße geraubt, die Hostien auf die Erde geworfen und unter Verspottung des katholischen Gottes mit Füßen getreten. Dasselbe Schicksal wäre den Jesuiten bereitet worden, hätte nicht ein utraquistischer Landstand, der diesen Vätern wegen des bei ihnen genossenen Unterrichtes dankbar war, das Collegium mit einigen Reitern besetzt u. s. w. So ging es überall zu, wo der antikatholische Fanatismus sich irgendwie manifestiren konnte. Dennoch sollen die Katholiken durchaus nur gewaltthätige Ungeheuer, ihre Gegner aber unschuldige, harmlose Lämmer gewesen sein, die von ihnen nur so grundlos hingeschlachtet worden seien!

Mainz, Druck von Florian Kupferberg.

Aus der Mansarde.

Mainz,
Druck von Florian Kupferberg.

Aus der Mansarde.

Streitschriften, Kritiken, Studien und Gedichte.

Eine Zeitschrift

in zwanglosen Heften,

herausgegeben

von

G. Fr. Daumer.

Zweites Heft.

Mainz,
Verlag von Franz Kirchheim.
1860.

Heil'ge Mutter! Hehrer Kranz!
Gnädiglich aus eurem Glanz
Neiget euch, und diesem Kinde
Dunkelstiller Einsamkeit
Euren hohen Schutz verleiht;
Daß nicht all, was euch geweiht
Und erfüllt mit eurer Linde,
In so wildbewegter Zeit
Nur verschloss'ne Herzen finde,
Und, wie weggeworfne Spreu,
Die da wirbelt in dem Winde,
Ganz und gar verloren sei!

Vorrede.

Es folgt hier das versprochene, auf das Feld der positiven Erörterungen entschieden einlenkende Heft. Ich lege darin einen Theil der naturwissenschaftlichen, sich hauptsächlich auf das Thierleben und die Thierseele beziehenden Studien vor, mit denen ich mich in letzter Zeit beschäftiget habe. Es ist dies ein Thema, zu welchem mich schon meine natürliche Neigung hinzieht und wo meine subjectiven Empfindungen eine Rolle spielen, die ich nirgend verläugnet habe und wohl auch nicht zu verläugnen

brauche. Es wird ja diesen Blättern hoffentlich nicht ganz an Lesern und Beurtheilern fehlen, die sich in ähnlicher Stimmung befinden, oder einer solchen bei der Lektüre Raum geben mögen. Den näheren Anstoß zu diesem Unternehmen hat jedoch die ganz besondere Aufmerksamkeit gegeben, die ich dem wundersamen Verhältnisse des heil. Franz von Assisi zur Natur, so wie hinwiederum der Natur zu ihm, gewidmet. Als Dichter hatte ich mich schon vor vielen Jahren von diesem Gegenstande angezogen gefühlt; wie das hier in einer der poetischen Abtheilungen erscheinende Gedicht: „Des heil. Franz von Assisi Creaturenliebe" beweist, welches ich damals entwarf und neuerdings unter zurückgelegten Sachen auf einem verhältnißmäßig schon sehr alten Papiere wiederfand. Die rationelle und wissenschaftliche Frage war hier diese, ob der seraphische Heilige und andere ihm ähnliche und gleichgesinnte Männer des christlichen Alterthums objectiv berechtigt gewesen, die außermenschlichen Geschöpfe, insbesondere die thierischen, so traulich und ehrend zu behandeln, wie sie gethan haben, oder ob das nur als ein kindlich- und gemüthlich-poetischer Charakterzug anzusehen sei, dem vom Standpunkte verständiger, besonnener und erfahrungsmäßiger Betrachtung und Einsicht keine Geltung ein-

geräumt werden könne; so wie zweitens auch die, ob das gegenseitige Verhalten der Creaturen, wovon man in den Legenden und Lebensbeschreibungen dieser Heiligen liest, irgend einer Bestätigung und Beglaubigung von Seiten der Naturkunde fähig, oder ob es rein nur in das Reich der wissenschaftlich werthlosen Phantasien und Dichtungen zu verweisen. Untersuchung, Vergleichung, naturgeschichtliche Lektüre, freundschaftliche Mittheilung und eigene Beobachtung gaben ein sehr affirmatives Resultat. So viel hier auch übrig bleiben mag, worin in der That nur ein poetischer, mythischer, symbolischer Werth und Gehalt zu erkennen — es ist nach meiner Einsicht oft selbst in sehr kindisch und ungereimt aussehenden Erzählungen und Schilderungen mehr empirische, historische, psychologische und physiologische Wahrheit, als sich unsere Philosophie träumen läßt[1]). Und so bildete sich in mir der Gedanke einer Art

1) Man vergleiche, was ich schon in meinen „Enthüllungen über Kaspar Hauser," Frankf. a. M. 1859. S. 9 ff. bemerkt und nachgewiesen habe. „Das historisch Wahre und Wirkliche ist nicht immer so unromantisch, die Natur nicht immer so natürlich im gemeinen Sinne des Wortes, als man zu glauben pflegt; und so hat es mit Manchem, was ganz, wie ein Märchen, eine Dichtung, ein Mythus aussieht, gleichwohl seine volle

von katholischer Naturwissenschaft, specieller einer derartigen Zoologie und Thierseelenkunde, wodurch Legende und scheinbare Fabel mit dem constatirten und anerkannten Inhalte unserer Naturgeschichte verknüpft und durch diese Verknüpfung zu beiderseitigem Gewinn scientifisch erläutert und bewahrheitet werde.

Einen ersten, in Rücksicht dessen, was dabei als das Meinige zu betrachten, nur höchst bescheiden gemeinten Versuch, den ich der Ungunst zu beliebiger Kritik Preis geben muß, für den ich jedoch das Wohlwollen und die Billigkeit wohl um freundliche Nachsicht ersuchen darf, da mir die obwaltenden Umstände kein imposanteres Auftreten in diesem Felde erlauben, enthält nun das vorliegende Heft. Einiges Neue darin dürfte selbst für den Mann vom Fache nicht ganz ohne Interesse sein; manches in kirchlicher Literatur Vorkommende, ja vielfach Erwähnte, mag einem solchen gleichwohl ganz unbekannt sein, weil er sich mit dieser Literatur, die doch eine wahre Fundgrube von zoologischen

---

Richtigkeit." Es ist dort namentlich von den ausgesetzten Kindern die Rede, die von Wölfen ernährt worden sein sollen — eine scheinbare Fabel des Alterthums, die sich in unseren Zeiten als vollkommen wahr herausgestellt hat.

Phänomenen höherer Art ist, nicht zu beschäftigen pflegt. Vielleicht gibt es ein Paar weniger stolze und exclusive Forscher der Art, die sich entschließen können, diesem geächteten Gebiete etwas näher zu treten. Hochmuth, Vorurtheil und unbedingte Ausschließung ist auf keiner Seite löblich und vortheilhaft. Um Einwendungen und Mißverständnissen zu begegnen, wie ich sie zum Theile von Seiten der eigenen Glaubens- und Sinnesgenossen zu besorgen habe, ist ein zum Behufe der Verständigung und Rechtfertigung verfaßter Aufsatz gleich an die Spitze der naturwissenschaftlichen Abhandlungen gestellt. Zu demselben Zwecke werden die der poetischen Sammlung angefügten kirchlichen Aussprüche zu dienen geeignet sein. Ich gehe in meiner Schätzung des Thieres und meiner Theilnahme für dasselbe nicht weiter, als die angeführten, zum Theil so großen und gewiß auf keine Weise zu desavouirenden Autoritäten thun. Und so glaube ich vor der Beschuldigung bedenklicher und verpönter Ansichten und Tendenzen sicher genug zu sein.

Sollte dieser Versuch nicht ganz ohne Anklang und Zustimmung bleiben, so bin ich geneigt, weiterhin wieder einmal ein solches Heft zu liefern. Es handelt sich eigentlich um ein größeres Werk der Art, von dem ich jedoch

nicht sagen kann, ob und wann ich es vollenden werde. Vor Allem ist ein Anfang zu machen, und was mir nicht möglich, das mögen andere der Kraft und Lage nach Bevorzugte leisten.

Inhalt.

Druckfehler.

S. 159. statt στοργς lies στοργη.
S. 334. statt Progne lies Prokne.

Natur und Mensch.

Si rectum cor tuum esset, tunc omnis creatura speculum vitae et liber sanctae doctrinae esset. Non est creatura tam parva et vilis, quae Dei bonitatem non repraesentet.

Thomas a Kempis.
De imitat. Christi II. 4.

Für ein religiöses Gemüth ist die Naturwissenschaft etwas durchaus Religiöses. . . . . Die Wissenschaften der Natur sind alle voll einer heiligen Philosophie. . . . . . . Johnson sagte von Goldsmith's Geschichte der belebten Natur, daß er sie so reizend machen konnte, wie ein Feenmärchen. Ebenso könnten wir von Cuvier's Thierreich sagen, daß es dieselben Reize für uns habe, als ein Abschnitt aus dem heil. Thomas, und eben so zu Gott hinführe, als es ihn uns offenbare.

P. Faber, Superior des Oratoriums zu London in dem Buche: „Das heilige Altarssacrement" u. s. w. Deutsch von Reiching. Regensb. 1857.

Es scheint, daß wir die Thiere, verführt von ihrer gegenwärtigen Erscheinungsweise, bei Weitem zu tief herabsetzen.

Christian Brentano.

Alle Creaturen seufzen; sie erwarten ihre Befreiung durch die Kinder Gottes. Ach, wann wird für sie der Tag der Freiheit und des Ruhmes kommen!

Chavin de Malan
in der Lebensgeschichte des heil. Franz von Assisi.

Menschenfreunde! Helft auch dem Thier eine Erlösung gewinnen! Wie ein himmlisches Wesen es auf sich genommen, die Menschheit zu erlösen, so hat es diese auf sich zu nehmen, dem Thiere zu seiner Erlösung zu verhelfen. Das Erlöste soll auch wieder seinerseits erlösen. Das wirklich Erlöste wird wirklich erlösen.

Scheitlin
in seiner Thierseelenkunde.



I. Gewissen Antipathieen und Bedenklichkeiten gegenüber.

Ich gehöre zu Denen, welche an die unglücklichen thierischen Geschöpfe, die unter der fürchterlichen Tyrannenhand einer ausgearteten und verwilderten Menschheit zu leiden, zu seufzen und zu sterben haben, nicht ohne Mitleid und Kummer denken können. Ich glaube diesen Wesen überdies auch dankbar sein zu müssen. Sie haben mir in Tagen und Stunden der Einsamkeit und des Trübsinnes willkommene Gesellschaft geleistet, haben mich geliebt, getröstet, erheitert, mir manches Widrige und Traurige wenigstens auf Augenblicke vergessen lassen — in solchen Lagen lernt man auch das Thier schätzen und fühlt, daß es noch zu etwas Anderem geeignet und bestimmt sein möchte, als nur so schonungslos geknechtet, gemartert, gemordet und verspeist zu werden. Und so möchte ich gerne das Meinige dazu beitragen, daß sich sein Loos ein wenig erleichtere, daß ihm wenigstens in den Kreisen einer auserlesenen Minorität sein Recht und seine Ehre werde —

denn im Ganzen und Großen freilich ist wenig zu hoffen, so lange ein solches Geschlecht, von der unbegreiflichen Langmuth Gottes geduldet, die Erde beherrscht.

Hiebei nun aber laufe ich Gefahr, verschiedentlich anzustoßen, wie namentlich bei Denjenigen, die, hart von Natur und der erforderlichen Gemüthsbildung entbehrend, dem Thiere gegenüber Nichts als Kälte, Hochmuth, Verachtung und Grausamkeit sind, und das Erbarmen für eine lächerliche „Sentimentalität" erklären, die mit der geziemenden Kraft und Stärke eines mannhaften Geistes unvereinbar sei; dann auch bei Anderen, welche in einer Höherstellung des Thieres gewisse Gefahren für den unerschütterten Fortbestand religiöser und kirchlicher Dinge erblicken. Mit Ersteren ist nicht zu streiten; sie sind und bleiben von feineren Gefühlen und tieferen Einsichten, wie man sie ihnen beibringen müßte, durch eine unüberwindliche Kluft getrennt. Mit den Anderen aber muß ich wünschen, mich friedlich und freundlich verständigen zu können; für sie daher sei Folgendes bemerkt!

2.

Es kann scheinen, als fordere es das Interesse der Religion und Kirche, einen recht wesentlichen, scharf bestimmten und durch Nichts aufzuhebenden Unterschied des Menschen vom Thiere anzunehmen und festzustellen, so daß das Letztere von all dem geistig und sittlich Höheren, was den Menschen auszeichnet, so wie von den Aussichten, die ihm zu seiner Rettung und Beseligung eröffnet sind, streng

ausgeschlossen bleibe. Es übt hiebei die in unserer Zeit so stark hervortretende materialistische Richtung und antireligiöse Polemik eine verstimmende und aufregende Wirkung auf die kirchlichen Apologeten und sonstigen Vertreter höherer Wahrheiten aus. Jene Partei bemüht sich in ihrem Interesse, das Thier so nahe als möglich an den Menschen heranzurücken und die Differenz zwischen beiden so gut, als gänzlich verschwinden zu machen, um dann beide zusammen hohnlachend in den Abgrund der Vernichtung zu schleudern. Sie will damit nicht wohlwollend dem Thiere nützen; sie will nur boshaft ihren Gegnern schaden. Sie führt ihre Beweise, nur um sagen zu können: „Sehet, der Mensch ist eben auch nur ein Thier, wenn auch das höchste, vollkommenste, und das Schicksal des Thieres im Tode ist ohne Zweifel auch das des Menschen, wenn er stirbt; sie haben beide zusammen dieselbe Seele, oder vielmehr sie haben beide keine und sinken daher beide sterbend in die ewige Nacht." Es ist begreiflich, wie das Diejenigen empören muß, die dadurch geneckt, gestört, geärgert, beeinträchtigt werden sollen; wie sie nun um so angelegentlicher auf einer scharf scheidenden Differenz bestehen, weil nur so ihrer Meinung nach die andringenden Wogen des Materialismus zurückzudämmen sind. Ich nehme wahr, daß sich auf dieser Seite sogar eine Erbitterung und polemische Stellung gegen die wohlmeinenden Thierschutzvereine gebildet, daß man sie einer absurden Empfindelei beschuldigt und das löbliche Bestreben, die Leiden der

Thierwelt zu mindern, mit Kraft-Stoff-Büchnerischem Wesen und Treiben in eine Kategorie zusammenwirft.

3.

Wissen diese, wenn auch mit Recht entrüsteten, doch vielleicht in ihrem Affecte nicht Alles reiflich genug bedenkenden Repräsentanten der Religion und Kirche, was sie thun, und was die zu befürchtenden Folgen der Stellung sind, die sie sich und ihrer großen, heiligen Sache damit geben?

Jene sanften Seelen, welchen die Leiden der Thiere so tief zu Herzen gehen, wenden sich ab. Und das ist kein geringer Verlust; denn es sind nicht die schlechtesten Naturen und Charaktere, in denen sich das göttliche Princip des Erbarmens regt und seine Macht behauptet. Es sind dies auch ganz und gar nicht die materialistischen, atheistischen, seelen- und unsterblichkeitsfeindlichen Leute, die uns befehden. Die eine solche Denkart vertretenden Naturforscher und Aerzte sind himmelweit verschieden von ihnen; sie sind die allerschonungslosesten und grausamsten Thierquäler; sie sinnen die entsetzlichsten Dinge aus, um gewaltsam hinter die im animalischen Körperbau versteckten Geheimnisse des Lebens zu kommen und sie in eine materialistische Greiflichkeit und mechanistische Geistlosigkeit zu verwandeln; sie thun sich auf diese schrecklichen Thaten noch dazu recht viel zu Gute; der Unmenschlichste unter ihnen ist der wissenschaftlich Aechteste und Hochstehendste. Hier sind die sogenannten physiologischen Versuche und

Vivisectionen, das Zerschneiden der Thiere bei lebendigem Leibe, das Abtragen ihrer Hirnschichten, das Probiren aller möglichen Gifte an ihnen, das Lebendigbegraben derselben und mehr dergleichen fürchterliche Verfahrungsweisen an der Tagesordnung und pflegen liebhaberisch, ja leidenschaftlich betrieben zu werden. Schon Andere, namentlich der verehrungswürdige Scheitlin, haben sich mit Indignation über diese wissenschaftlichen Gräuel geäußert. „Man erlaubt sich," sagt er, „einen Aufwand von Versuchen, zu welchen meist gerade die besten Thiere, die Hunde, diese Menschenfreunde, ihren Schmerz und ihr Leben hergeben müssen. Ein neuester Chemiker hat, den Angaben seiner Toxologie zu Folge, an zwölf Hunden Versuche mit Unterbindungen, Phosphorversuche an sieben, Jodversuche an sechs Hunden und einem Kaninchen, Vitriolversuche an sechs, Scheidewasserversuche an vier, Salzsänereversuche an ebenfalls vier Hunden angestellt. Chlor brachte er vieren, phosphorsaueres Kali einem, Amoniak sieben, Quecksilberverbindungen neun und einem Kaninchen bei. Infusorien, Insekten, Schnecken, Fische, Lurche, Vögel und Säuger mußten Arseniksänere auf sich wirken lassen, und Blausäuere ist auf Reptilen, Fische, Vögel und Säugethiere angewendet worden. Man gab Hunden nichts Anderes zu essen, als Fleisch mit Salz ohne Trinken, um zu sehen, wie lange sie aushalten. Sie starben am vierten Tag. Bei Wasser allein ließ man sie drei und dreißig Tage leiden. Wurde ihnen gar Nichts gegeben, so hatte

man das Vergnügen, zu wissen, daß sie an Hunger und Durst innerhalb fünf und zwanzig Tage starben. Mutterhunden schnitt man den geheimen Wohnort ihrer Jungen auf. Die Mutter leckte leidend und sterbend ihre Jungen. Der Arzt sah zu, bewunderte das Thier und schnitt dann weiter darauf los. Man sah nach, wie die Adern im lebendigen Gehirne schlagen, welche Wirkungen Gifteinspritzungen hervorbringen, ob und welche verstümmelte Theile wieder nachwachsen u. s. w." Neuerdings hat ein Dr. L. B. — wahrscheinlich der bekannte Materialist Louis Büchner — in Beziehung auf den „Seckbacher Todten," der diese Aerzte in Verlegenheit gesetzt [1]), dem Publikum in öffentlichen Blättern eine Be-

1) Ein junger, athletisch gebauter und kraftstrotzender Soldat, auf dem Wege zu den Seinigen in Seckbach begriffen, ward am 1. Februar d. J. in einem Chausseegraben anscheinend todt gefunden. Der Physicus von Bergen erklärte, Derselbe sei an einem Hirnschlage gestorben und könne unbedenklich begraben werden. Es wollten sich indessen keine weiteren und bestimmteren Zeichen des Todes entwickeln; es war keine Spur beginnender Verwesung sichtbar; die Augen blieben glanzhell, die Glieder geschmeidig und gelenk. Das machte die Angehörigen zweifelhaft; man hielt ihn für scheintodt; auch der Pfarrer widersetzte sich der Beerdigung. Wochen vergingen; das Gerücht von dem seltsamen Todten verbreitete sich und es strömte eine Menge von Neugierigen und „Sachverständigen" — Gott, wo ist da der Verstand und die Einsicht! — nach dem Orte. Es wurden die gewaltsamsten Versuche angestellt, die den Scheintodten wahr-

schreibung der verschiedenen Arten gemacht, in der man Hunde lebendig in Kasten gelegt und eingegraben, um zu sehen, wie lang man etwa im Grabe noch leben könne. Was würden zu so teuflischen Handlungen der heil. Martinus, Franciscus, Antonius von Padua, Bonaventura und andere feinfühlende Männer und Repräsentanten der christlichen Romantik sagen! Aber diese alten Heiligen würden von den starken Geistern unserer Zeit als mittelalterige Schwachköpfe verlacht werden. Hier in dem lichtvollen und mannhaften Bereiche der hochgestiegenen modernen Cultur und Wissenschaft gibt es keine Menschlichkeit, kein Erbarmen, keinen Schauder vor dem Entsetzlichen mehr. „Was soll ich mich um die subjectiven Empfindungen der Thiere kümmern?" sagte einmal ein solcher materialistischer Arzt und Thierquäler zu mir. Ich wurde von dem Anblick der Dinge, die ich bei ihm sah, bleich und krank. Er wohnte vor dem Thore einer großen Stadt in einem Garten; gleichwohl beschwerte man sich in der Nachbarschaft wegen des Geschreies, Geheules, Gewimmers und Gestöhns, das man aus dieser physiologischen Hölle heraus fortwährend zu vernehmen hatte; denn dieser Mann, der mit Gewalt beweisen wollte, daß Alles im Leben und

---

scheinlich erst zum wirklichen Todten gemacht. Die fürchterlichen Vorstellungen vom Lebendigbegrabenwerden erwachten im aufgeregten Publikum, und die Aerzte traten in den Zeitblättern, namentlich der Frankfurter Didascalia, auf, um es zu beruhigen und ihr bedrohtes Ansehen zu retten.



Denken rein mechanisch zugehe, nahm fast nichts Anderes, als solche gräßliche Experimente vor, wobei es ihm, wie er mir gestand, doch nicht gelang, auch nur das Phänomen der Aufmerksamkeit zu erklären. Dagegen kenne ich einen Thierschutzverein-Präsidenten, der nicht nur das gefühlvollste Herz besitzt, sondern auch einer sehr religiösen Richtung angehört. Es ist ferner zu bedenken, daß eine zarte Thierschonung bereits in einigen gesetzlichen Vorschriften des alten Testamentes hervortritt und daß sich diesem zufolge der Gerechte auch seines Viehes erbarmt. Es ist das große Wort des Apostels Paulus zu erwägen, welcher von einer dereinstigen Erlösung der seufzenden Creatur spricht. Man hat sich auch der katholischen Legendenpoesie, wo das Thier eine so schöne und edle Rolle spielt, und von der heiligen Jungfrau in einen so liebevollen Schutz genommen wird, so wie endlich jener Heiligen zu erinnern, die sich in ein so vertrauliches Verhältniß zur Natur und namentlich zum Thiere gesetzt, es mit dem Bruder- und Schwesternamen beehrt, dergleichen Geschöpfe, wenn sie konnten, von dem ihrer harrenden Tode losgebeten oder losgekauft, ihnen die Fähigkeit einer Ahnung oder Erkenntniß des Höchsten und Heiligsten zugetraut und sie daher sogar in den kirchlichen Cultus hineingezogen haben. Alles dies müßte desavouirt werden, wenn man sich thierfreundlichen Bestrebsamkeiten feindlich und ausschließend entgegensetzen wollte. Die heilige Schrift, die Legende, die thierliebenden Heiligen, die Kirche, durch die sie heilig gespro-

chen wurden — mit dem Allen würde man offenbar in den allerbedenklichsten Widerspruch gerathen.

4.

Was mich betrifft, so halte ich mich ganz vorzüglich an den heil. Paulus, den heil. Franciscus, den heil. Bonaventura und andere von der Kirche so hoch gestellte und in dem bezüglichen Punkte mit meiner Denkart vollkommen harmonirende Männer der Art; das, denke ich, werden genügende Autoritäten sein. Es ist sonderbar, daß dieselben gewissermaßen mit einem Vogt und Büchner stimmen. Welche Kluft zwischen diesen rein materialistischen Glaubenszerstörern und Kirchenfeinden und jenen spirituell gehobenen und begeisterten Glaubensbegründern und Kirchenheiligen! Gleichwohl finden sich diese Berührungspunkte. Aber „wenn Zwei dasselbe thun, so ist es nicht dasselbe," wie ein bekanntes Sprichwort sagt. Der Geist und Zweck, in welchem man auf beiden Seiten eine nähere Zusammenschließung des Menschen mit dem Thiere, so wie mit der Natur überhaupt, im Sinne hat, ist ein total verschiedener. Hier bei unseren Materialisten waltet eine dämonische Vernichtungslust und Schadenfreude; diese Menschen wollen alles Lebendige, Mensch, wie Thier, dem Abgrund opfern. Bei jenen Aposteln und Heiligen dagegen herrscht der Trieb und Wunsch, Alles zu retten und zu verklären; sie wollen Alles zu Gott emportragen und Allem seinen Antheil an dem von Oben dargebotenen Heil und Leben verschaffen. Diese letztere

Gesinnung und Absicht machen wir zu der unsrigen. Und so wolle man denn nicht erschrecken, wenn sich in diesen Blättern eine auf den ersten Anblick anstößige Harmonie mit den bezeichneten modernen Geistern verräth. Ich werde mich gar nicht scheuen, auch *sie* anzuführen und auch was *sie* Interessantes mittheilen und Wahres sagen, meinen Darstellungen einzuverleiben. Ich ziehe es dadurch auf unsere Seite herüber, nehme den Gegnern auf diese Weise ihre Waffen und brauche dieselben als Mittel zu ganz anderem, entgegengesetztem Zwecke. Das, glaube ich, ist nicht nur an sich zulässig und angemessen, sondern auch eine gute Politik und ein zweckmäßiges Stratagem. Es bleibt sonst auf der feindlichen Seite eine Wahrheit und Stärke, die uns gefährlich ist. Denn eine falsche und schlechte Sache schöpft ihre innere Kraft und scheinbare Berechtigung nur aus der partiellen Wahrheit, die in ihr liegt und die sie so glücklich ist, wider die Gegenpartei geltend machen zu können. Entdeckt sich dort außen herum ein solcher Wahrheits- und Lebensfunke, so müssen wir ihn nicht negirend und excludirend fern zu halten suchen, sondern offen und ehrlich anerkennen, aber für unser eigenes Besitzthum erklären und als solches in effectvolle Wirkung setzen. Wir haben ja das *Ganze*, und wenn sich im Gebiete des Abfalls und Gegensatzes ein *Theilchen* davon zu erkennen gibt, so brauchen wir nicht davor zu erschrecken und uns nicht dagegen zu wehren; wir können sagen: „Ja, das ist wahr und gut und unverwerflich; aber es gehört uns selber

erb- und eigenthümlich zu," und können es dann als das Unsrige auch wirklich nachweisen und entfalten, wie ja, was den gegenwärtigen Fall betrifft, in so hohem, herzgewinnenden, für die Kirche auch selbst vom Standpunkte moderner Empfindungsweisen und Anschauungen aus so ehrenvollen Grade möglich ist [1]).

---

1) Nachdem ich Obiges geschrieben, kam mir die Kritik des ersten Heftes dieser Zeitschrift in dem Journale „Deutschland," einer Separatausgabe der „Augsburger Postzeitung," vom 9. Mai 1860 zur Hand, wo jene Sätze eine sehr erfreuliche Bestätigung finden. „Was der Protestantismus (dies Wort als Collectivname und im weitesten Sinne des Wortes gebraucht) Positives in sich hat, ist zwar, real und potentiell, Alles im Katholicismus enthalten. Dies hindert aber nicht, daß die eine oder die andere Potenz zeitweilig gleichsam latent in ihm ist, und erst der Entwickelung oder der Neubelebung durch die menschlichen Kräfte harrt. Es ist und war im Protestantismus nicht Alles negativer Natur, und was Positives in seiner Entwickelung ist, das verhielt sich zum factischen Katholicismus häufig wie Menschliches zu Göttlichem, Natürliches zu Uebernatürlichem, Subjectives zu Objectivem ꝛc. Statt nun aber den in der zeitlichen Entwickelung fehlenden Gegensatz zu dem eigenen herüberzunehmen, und beide dann in einer höheren Einheit zu binden und zu vermitteln, beharrte man unsererseits oft und lange genug auf der schroffsten Einseitigkeit und schloß sich grollend und mißmuthig in derselben ab." Die Kluft, die die Kirche von der Zeitbildung zu trennen scheint, dem Auge verschwinden zu machen, wie ich mich selbst in der Vorrede zum ersten Hefte ausgedrückt, sei, heißt

II. Die Ansichten des Professors Fuchs.

Derselbe hat Vorträge über das Seelenleben der Thiere, insbesondere der Haussäugethiere, gehalten, die zu Erlangen 1854 auch im Druck erschienen sind und aus denen wir einiges unseren Zwecken Entsprechendes, doch in freier Weise und mit eigenen Zusätzen und Bemerkungen ausheben wollen.

Der genannte Forscher führt einen wohlthuenden Krieg wider die herrschende materialistische Rohheit und Geistlosigkeit. Er bezeichnet seine Ansicht als eine idealspiritualistische; „sie läuft auf Selbstständigkeit der der Entwickelung der Thiere zu Grunde liegenden Ideen, somit auch auf Selbstständigkeit des nach Art der Ideen sich entwickelnden Seelen- und Geisteslebens hinaus.“ Wenn die Materialisten sagen: „der Stoff regiert die Welt,“ und damit behaupten wollen, der Stoff sei das Ursprüngliche, der daran sich offenbarende Geist das Abgeleitete — so sagt dagegen Jener: „Die Idee regiert die Welt“ und erklärt damit die Idee für das Ursprüngliche, die Erscheinungsformen und Gestaltungen des Stoffes für das davon Abgeleitete. Seine Ansicht

es in dem citirten Aufsatze, ein großes Princip der Gegenwart, ein Princip, dem auf unserer Seite im Leben und in der Literatur gehuldigt werden, dem vor Allem die katholische Presse sich unbedingt zu eigen geben müsse.



stützt sich hauptsächlich auf folgende Thatsache. In den Keimen der Thiere, so wie in den einfachen Bläschen der Säugethier-Eichen, ist nur eine eiweißartige Flüssigkeit wahrzunehmen, so daß selbst die genaueste mikroskopische Untersuchung keine wesentliche Verschiedenheit in den den verschiedenen Säugethieren angehörigen Eichen entdecken läßt; und doch entwickelt sich jedes verschieden, je nach der Art der Gattung. Wirkte nun in den Keimen nicht eine schaffende, gestaltende, den Stoff bestimmende Idee, so wäre nicht einzusehen, wie sich aus so gleichartigem Material so Mannigfaltiges entfalten kann. Der Keim des Menschen und der des Schweines sind, so viel wir sehen können, ganz gleich, und doch entwickelt sich jener durchaus nur zu einem Menschen, dieser durchaus nur zu einem Thiere so niedriger Art. Es entstehen in beiden Fällen Wesen, die nicht allein der Gestalt, sondern auch dem Seelenleben nach eine außerordentlich große Differenz zeigen, zumal wenn der Mensch, einer der höheren, geistig und sittlich hervorragenden ist; und davon kann der Grund nur in der differenten Idee gefunden werden, welche den Stoff beherrscht und aus der sich das Leben der Seele entfaltet. Faßt man vollends die verschiedenen Individuen einer und derselben Thierart, namentlich die am Deutlichsten ausgeprägten Besonderheiten der menschlichen Individualität in's Auge, so ist die körperliche und geistige Verschiedenheit durchaus nicht zu erklären, wenn man sie nicht als die Folge besonderer, selbstständiger Ideen faßt.

2.

„Wer überhaupt einen Sinn für die Erforschung des Seelenlebens hat und nicht allzu sehr in materialistischen Anschauungen befangen ist, dem muß sich die Selbstständigkeit des Geistes überall offenbaren." Der Stoff des Leibes ist wandelbar, die Gestalt bleibt, und in dieser offenbart sich somit eine vom Stoff unabhängige geistige Norm. Eben so beharrt Seele, Geist und Charakter und entwickelt sich oft in constantester Eigenthümlichkeit, während der Stoff in stetem Flusse und Wechsel begriffen ist und die verschiedensten äußeren Einwirkungen Statt finden. Es ist in der That Nichts offenbarer, als die gewaltige geistige Kraft, welche sich in allem Organischen des Stoffes bemächtiget und ihn Bestimmungen, Gesetzen, Gestaltungen unterwirft, die ihm ursprünglich so ganz fremd sind und denen er sich bei jeder Gelegenheit, wie namentlich in Krankheit und Tod zu entziehen sucht, so daß eine Art Wahnsinn dazu nöthig scheint, um einem solchen Principe die Anerkennung zu versagen.

3.

Es wird in der citirten Schrift auch über das kranke Seelenleben gehandelt und dabei folgender Vergleich gemacht.

Wenn der Spieler eines musikalischen Instrumentes unschöne und falsche Töne hören läßt, so kann Zweierlei Schuld sein, entweder er selbst, oder das Instrument. Er selbst kann ein Anfänger, Stümper, schlechter, ungeschickter

Spieler sein, und in diesem Falle wird selbst z. B. die allervortrefflichste Geige nicht hinreichen, ihn zu einem Paganini zu machen, ja der Unkundige und Ungeübte wird selbst auf dem besten Instrumente Unerträgliches vernehmen lassen. Es kann aber auch sein, daß ein Virtuose ein gar zu schlechtes Instrument zu behandeln hat, und dann wird auch selbst ein solcher nicht zum Entzücken spielen. In derselben Weise kann sich nun nach F. auch Seele und Körper verhalten. Die Seele kann bei gesundem Körper, der Körper bei an sich gesunder Seele krank, leidend, zerrüttet sein. In letzterem Falle fällt die unharmonische Erscheinung, die man vor sich hat, ganz nur dem körperlichen Organe zur Last.

Weiter ist auch folgendes Verhältniß denkbar. Ein Virtuose mag selbst einem schlechten, verstimmten, unvollständigen Instrumente noch melodische und harmonische Töne zu entlocken im Stande sein; Paganini spielte ganze Concerte auf einer Saite, also gleichsam auf einer so mangelhaft bezogenen Violine. So wird es auch einem geistig mächtigen und meisterhaften Seelenprincip möglich sein, sich noch bei zerrütteten leiblichen Organen in normaler, harmonischer Weise zu äußern. Es gibt Dichter, Denker und Forscher, die bei steten Körper- und Kopfleiden doch immer thätig sind. Schiller leistete so Großes bei so krankhafter Leibesbeschaffenheit. „Und wem sollten die Fälle unbekannt sein, in welchen Menschen, gerade kurz vor der irdischen Auflösung, also in einem Zustande, in

welchem man die Materie doch wohl nicht für gesund halten kann, noch sehr klar dachten, nachdem ihr Geist im Verlaufe der Krankheit getrübt gewesen?"

4.

Für die Macht und Selbstständigkeit des Geistes sprechen auch folgende Fälle. Es gibt Menschen, die im Rausche, trotz aller Lahmheit und Unfolgsamkeit der körperlichen Organe, doch Gegenwart des Geistes besitzen; es sind dies Virtuosen, die selbst auf einem verstimmten Instrumente — auf ihrem mit Fusel umnebelten Gehirne — doch noch eine geistige Melodie zu spielen vermögen. Dann ereignet es sich auch nicht selten, daß betrunkene und durch diesen Zustand in geistige Verwirrung gerathene Individuen augenblicklich zur Besinnung kommen, wenn eine heftige Erschütterung ihr Gemüth ergreift, wie z. B. wenn eine ihr Eigenthum bedrohende Feuersgefahr oder der Tod einer geliebten Person eintritt. Wie ließe sich das erklären, wenn man nicht die Uebermacht des Geistes über den Körper anerkennen und nicht annehmen wollte, daß so rein geistige, d. h. auf bloßer Vorstellung beruhende Einwirkungen, wie die genannten Gemüthserschütterungen, sofort eine Sammlung des Bewußtseins hervorbringen, in Folge deren ein Mensch selbst mit materiell überladenen und betäubten Organen klar denken kann!

5.

Im Schlafe und Traume gesunder Menschen ist ohne Zweifel auch das Hirn gesund. Gleichwohl denken sie im

Traume wunderlich, phantastisch, verworren, abnorm. Diese Erscheinung müßte, materialistisch betrachtet, in einer im Schlafe Statt findenden Zerrüttung des Gehirnes ihren Grund haben; aber wer wird annehmen wollen, daß hier jedesmal für einige Stunden eine materielle Veränderung und Verwandlung dieses Organes eintrete und deßhalb so tolle Phantasien erzeugt würden? Die Sache ist nach F. vielmehr diese, daß der Geist auf seinem normal beschaffenen Organe so nachlässig und regellos herumtastet, wie ein Klavierspieler in halbbewußtem Zustande auf seinem Instrumente. Aber so wie der Geist erwachend sich ganz wieder in energischer Weise zu seinem Organe verhält, tritt auch wieder die gehörige Ordnung im Denken, Vorstellen und Auffassen ein. Es kommt ferner der Fall vor, daß der im Fieber Phantasirende, wenn er eindringlich angesprochen wird, sogleich wieder einen ordentlichen Gedankengang offenbart. Hier befindet sich der Gehirnstoff wirklich in einem abweichenden Zustande; dem Geiste ist es aber trotzdem möglich, sich zu sammeln und sich in normaler Weise zu äußern. Das wäre nicht möglich, wenn er so ganz und gar in den physischen Zustand und Vorgang hineingerissen und von dem erkrankten Organe nicht wesentlich verschieden wäre. Es sind endlich auch bekannte Erfahrungen, daß man in gesundem Zustande, durch beharrliche Vorstellung (Einbildung) wirklich krank, eben so in krankem Zustande durch festen Willen gesund werden kann, daß bei ansteckenden Krankheiten die moralische Kraft der Furchtlosigkeit

Schutz verleihe, die sittliche Schwäche der Furchtsamkeit dagegen gefährlich ist. Der Geist wirkt hier bestimmend auf den Körper ein.

Ein Paar interessante Thieranekdoten, die Seite 61. erzählt werden, mögen hier ihre Stelle erhalten. Ein Pferd zog sich an einem Orte ein schmerzhaftes Hinken zu, welches beseitigt wurde. So wie nun aber das Thier wieder an den Ort kam, wo der Zufall eingetreten, zeigte sich dieses Hinken wieder, verschwand jedoch sehr bald wieder bei Entfernung von dem Orte. Fuchs selbst besaß ein Pferd, das eine große Anhänglichkeit an seinen Wärter hatte. Dieser war einige Tage abwesend, da ließ das Pferd im Fressen nach und es stellten sich die Zeichen der Kolik, Scharren mit den Füßen, Niederwerfen u. s. w. ein. Es war noch nichts dagegen gethan worden, als der Wärter zurückkehrte und das Pferd mit seinem Namen freundlich anredete. Augenblicklich sprang es auf, wieherte und war so gesund, wie vorher. So gibt sich die Macht des Seelenlebens in Veränderung körperlicher Zustände sehr auffallend auch im Thiere kund.

6.

Es gibt noch viel Anderes, was in diesen Beziehungen beizubringen und geltend zu machen wäre. Der Wille und das Vermögen, sinnlichen Trieben und Reizen zu widerstehen, sich gegen Schmerzen und Martern gleichgültig zu verhalten, solche sich selbst anzuthun, vor dem Zerstörenden nicht zurückzuschaudern, sein Wohlsein und Leben Preis

zu geben und dahin zu opfern, und das selbst mit Freudigkeit, sich selbst zu tödten — dies Alles, ob es moralisch gut und edel oder verwerflich, thöricht, sündig sei, beweist das Dasein eines inneren, geistigen Principes und seine Macht über das Aeußere, Materielle, Körperliche, Natürliche. Es tritt namentlich beim Selbstmord, wie bei der Hinopferung des Daseins für Andere oder einer allgemeinen Sache zum Besten in dem bezüglichen Individuum eine dessen ganze leibliche Existenz verneinende Kraft hervor, die nicht identisch mit dieser Existenz, nicht in sie als ein bloßer Theil derselben eingeschlossen oder eine bloße Wirkung und Folge derselben sein kann, sondern auch etwas für sich sein und einen vollkommenen Gegensatz zu ihr zu bilden im Stande sein muß. Beispiele von Stoicismus, Heroismus und Selbstentleibung thierischer Wesen sollen unten in diesem Hefte und weiterhin bei einer künftigen Gelegenheit folgen. „Wenn,“ sagt Scheitlin[1]), „die Nachrichten vom Orang und Hunde, daß sie zuweilen ganz schwermüthig geworden und in der Schwermuth sich selbst umgebracht — Orangs durch Erhängen, Hunde durch Ersäufen — wahr sind, so ist wunderbar viel wahr.“ Auch Pferde, Katzen, Vögel und andere Thiere begehen nachweislich ganz bestimmte Acte der Selbstzerstörung an sich, selbst Gluthen und Flammen werden nicht gescheut, Hunde, Störche, Adler haben sich selbst verbrannt, wie

1) Thierseelenkunde II. S. 287.

die Alten bei ihren Leichenverbrennungen wahrnahmen, und wie wir, was die Störche betrifft, bei Feuersbrünsten bemerken, wo diese Vögel mit ihren unrettbaren Jungen auch sich selbst von den Flammen verzehren lassen. Bei den Socialthieren kommen massenhafte Selbstaufopferungen vor, wie wenn bei einem Heerzuge der Termiten die vordersten ein auf ihrem Wege brennendes Feuer zum Besten der nachfolgenden mit ihren Leibern auslöschen. Daß diesen Geschöpfen, so tief sie zu stehen und so wesentlich sie von uns zu differiren scheinen, ein mehr oder weniger entwickeltes Princip der erwähnten Art doch ebenfalls nicht fehlt, das scheint mir durch solche Thatsachen mit hinlänglicher Sicherheit dargethan zu werden, so daß der Materialismus auf dem Felde der Thierpsychologie so gut geschlagen ist, als auf dem der menschlichen.

III. Ueber Gerlach's Behauptungen nebst einer Abhandlung über die Sprachfähigkeit der Thiere.

1.

Gerlach in seiner Schrift über die Seelenthätigkeit der Thiere, Berlin 1859, unterscheidet eine niedrige, instinktive und eine höhere, freie Thierseele; dann nimmt er drittens eine vernünftige Seele an, die nur dem Menschen gegeben sei. „Leiblich könnten wir den Menschen wohl als ein vollkommeneres Thier betrachten;

psychisch aber steht er isolirt und ohne Uebergangsstufe hoch erhaben über alle Thiere, die auf tausend Stufen mehr oder weniger tief unter ihm stehen. Wenn sich auch bei einzelnen Thiergattungen und Individuen eine etwas höhere Intelligenz zeigt, so besteht zwischen ihnen und dem vernünftigen Menschen doch noch immer eine große Kluft, die nicht überbrückt ist." Wir wollen die dem Menschen verliehenen hohen Vorzüge durchaus nicht in Abrede stellen, werden jedoch zu zeigen suchen, daß die zwischen ihm und der thierischen Schöpfung befindliche Kluft nicht ganz so groß und nicht so absolut fixirt und unausfüllbar ist, als sie hier angenommen wird, und daß sie durch ein verändertes Verhalten des Menschen in einem Grade auszufüllen wäre, von dem sich unsere moderne Weisheit und Wissenschaft Nichts träumen läßt. „Gotteserkenntniß und Glaube," sagt Gerlach, „ist nur in der Menschenseele zu finden; die Thiere aber sind gottlos." Ein hartes Wort, das weder mit den Ansichten des vorchristlichen, noch mit denen des christlichen Alterthums harmonirt. Das erstere hat eine gewisse religiöse Befähigung und wirkliche Religiosität auch dem Thiere, namentlich dem Elephanten, zuerkannt; wie die katholische Vorzeit das Thier betrachtet und behandelt hat, das mag man z. B. aus unserer marianischen Legendensammlung, aus der Mystik von Görres, aus den Biographieen des heil. Franz von Assisi und dem in diesem Hefte daraus Mitgetheilten ersehen. Da ist von jener hochmüthigen

Abstoßung und Ausschließung keine Spur; es wird dem Thier sogar das Vermögen zuerkannt, einen gewissen Antheil an christlich religiösen Empfindungen und Erhebungen zu nehmen; es werden Versuche gemacht, es selbst in diesen heiligen Kreis zu ziehen. Da sehen wir denn auch höchst merkwürdige Resultate heraus kommen, die für die jetzige Welt und ihren „gesunden Menschenverstand" freilich in's Fabelbuch geschrieben, aber doch, wie sich zeigen wird, nicht ohne Analogie auch außerhalb des kirchlichen Kreises und innerhalb der Erfahrung und Beobachtung neuerer Zeiten sind. „Mit dem Glauben verbunden," sagt Gerlach weiter, „ist die Hoffnung, welche aus der bewußten Unvollkommenheit des irdischen Daseins, der Gebrechlichkeit und Vergänglichkeit desselben, der Macht der Zeitlichkeit entspringt, und diese Hoffnung ist es eben, die von einem geistigen Adel in dem Menschen zeugt, der einer Vervollkommnung entgegensieht." Ich fürchte, daß ihm dieser Adel verloren geht, wenn er ihn so ausschließlich für sich allein in Anspruch nimmt. Der Apostel Paulus hat anders gedacht und geschaut; er hat ein Bewußtsein des Elendes, in welches die Creatur versunken ist, und eine Sehnsucht nach Erlösung und Erhebung auch der außermenschlichen Natur zugeschrieben und ihr eine dereinstige Erfüllung dieser Sehnsucht in Aussicht gestellt, worüber näher unter IV. die Rede sein soll.

2.

„Kein Thier spricht," sagt Gerlach, „wiewohl viele Thiere Sprachorgane haben. Es ist anatomisch kein

Grund von dem Nichtsprechen der Thiere einzusehen; Zunge und Kehlkopf sind bei sehr vielen Thieren wesentlich so gebaut, wie bei dem Menschen. Einige Vogelarten lernen einzelne Wörter aussprechen .... aber dieses Nachahmen einzelner Wörter ist kein Sprechen, da die zu den artikulirten Lauten gehörigen Begriffe fehlen. Die Sprache ist Werk und Ausdruck der höheren, freien Seele" u. s. w. Dergleichen in vornehmem Tone hingeworfene Behauptungen sind leicht gemacht; sie sind auch eines sehr allgemeinen Beifalls gewiß; aber nur weil sie dem menschlichen Hochmuthe entsprechen, weil man die Thiere sehr oberflächlich betrachtet und studirt und Alles, was gegen solche Sätze spricht, entweder nicht weiß oder nicht wissen will. Das Thier spricht wirklich; es hat nicht nur seine eigene, oft sehr wunderbare und in ihrer Art vollkommene Sprache; es versteht auch wohl die menschliche, ja lernt sich derselben einigermaßen selbst bedienen, so daß nicht nur begrifflos nachgeplappert wird, sondern mit den nachgeahmten Lauten auch die sich für uns daran knüpfenden Vorstellungen verbunden werden und eine eigene, freie Anwendung der gelernten Wörter und Phrasen zur Erscheinung kommt, wie sie in einigen, wenn auch seltenen Fällen nicht geläugnet werden kann. Ueber das Alles wollen wir bei dieser Gelegenheit einige Erörterungen und Nachweisungen geben.

3.

Was die den Thieren von Natur eigene Sprache betrifft,

so hat schon Sextus Empiricus einige der Anführung würdige Bemerkungen gemacht. „Wir hören von diesen angeblich vernunftlosen Thieren doch allerlei Laute und Stimmen. Wir verstehen sie nicht; aber sollte es darum ganz unwahrscheinlich sein, daß sie auf solche Weise mit einander sprechen und diese ihre Sprache nur für uns unverständlich sei? Wir verstehen ja auch fremd redende Menschen nicht, und glauben, wenn wir sie hören, nur einförmige, bedeutungslose Töne zu vernehmen. Es kann uns indessen nicht entgehen, daß auch die Stimme der Hunde ihre Abwechselungen hat; daß sie eine andere, wenn sie heulen, eine andere, wenn sie schmeicheln, eine andere, wenn sie gezüchtiget werden. Und so wird man, wenn man nur darauf achten will, auch bei anderen Thieren dergleichen verschiedenartige Töne und Modificationen der Stimme bemerken und daraus auf ein ihnen eigenes Sprachvermögen zu schließen im Stande sein." So schon dieser alte Philosoph. Von dem, was über diesen Gegenstand der treffliche Thierpsychologe Scheitlin äußert, mag hier nachstehender Auszug stehen.

„Jedes Thier," sagt derselbe, „hat eine Sprache, d. h. es kann sich wenigstens Seinesgleichen, den Seinigen und seinen Freunden auf irgend eine Weise vernehmlich machen. Die Sprache des Thieres ist entweder Geberden- oder Tonsprache. Die untersten Thiere, die keine Lunge haben und keinen Laut von sich geben können, müssen sich mit der ersteren begnügen. Ein Thier mit Hörnern, Füßen,

Zähnen kann sie zur Vertheidigung brauchen, die ebenfalls eine und zwar sehr deutliche Sprache ist. Diese Sprache führt nicht nur jedes Thier, je nachdem es ist, sondern sie wird auch von jedem anderen, das mit ihm freundlich oder feindlich verkehren will, vollkommen verstanden.“ Es wird dann von der Lautsprache gehandelt. „Würmer sprechen noch durch gar keinen Laut. Insekten sprechen mit einander; die Weibchen rufen die Männchen, wenn nicht mit dem Munde, doch mit den Flügeln; andere summen. Die Fische heißen stumm; wir wissen aber, daß mehrere sprechen können. Den Vögeln ist eine deutliche Sprache verliehen, ungeachtet wir es bei den Enten nur Schnattern und bei den Störchen nur Klappern heißen. Die Krähen, Raben, Dohlen, Wachteln, Hähne, Hühner u. s. w. sprechen für sich vollkommen deutlich. Jedes Hühnchen versteht den Wink der Henne. Immer plaudern sie mit einander — wir müssen es eben nicht verstehen können. Eine zierliche Sprache haben die Singvögel, deren Gesang selbst eine Sprache ist; doch haben sie für ihre Gedanken und Empfindungen, ihr Fürchten und Hoffen, ihr Verabscheuen und Begehren und allen ihren Haus- und Gesellschaftsverkehr sämmtlich noch eine Menge besonderer Töne oder Worte. Was spricht nicht der Fink, der Canarienvogel, die Nachtigall aus! Man redet mit ihnen und merkt deutlich, daß sie zuhören, Achtung geben, antworten, mitsprechen wollen, sich dazu anstrengen. Es ist in diesen Thieren etwas Menschliches; es will herausbrechen und kann noch

nicht. Der Häher lacht fast wie ein Mensch und der Spottvogel nimmt Spott in seine Töne. Der Hahn unterhält sich mit seinen Hennen, wie ein Sultan mit seinem Harem, und die Störche halten Rath und lange Reden [1]. Die Elster ist wirklich geschwätzig. Die Säugethiere haben eine meisterhafte Naturlautsprache. Wolf und Wölfin, Schafmutter und Schafkind, die Füchse mit einander können reden und plaudern; der Hund hat eine articulirte Sprache, die jedoch nicht, wie die unserige tönen muß; die Katzen sind im Besitze eines ziemlich großen Adelungischen Wörterbuches" u. s. w. Auch die Delphine sind stimmbegabt; „sie rufen einander,"

1) Oft klappern Mann und Weib und Junge, plaudern und unterhalten sich mit einander; besonders klappern letztere, wenn ihnen Nahrung gebracht wird. Man hat wahrgenommen, daß die Störche zuweilen vor ihrer Abreise nach Süden eine große Versammlung halten, einen Kreis bilden, einer in der Mitte steht, viel geklappert und raisonnirt wird und endlich alle auf den in der Mitte losstürzen und ihn durchbohren. Weshalb — darüber gibt es nur Vermuthungen. Sie führen auch Kriege unter einander, wobei die Storchsprache in bedeutende Anwendung kommt. Sämmtliche Störche einer großen, weiten Gegend stehen gegen die einer anderen; dann wird auf beiden Seiten auf Feldern großer Rath gehalten. „Es muß ein Aufgebot ergangen sein; sie plaudern viel mit einander und verstehen einander. Einige reden besonders viel; es sind die Senioren; die Jungen schweigen. Der Krieg wird beschlossen" u. s. w. Scheitlin II. S. 78.

sagt Scheitlin, „und führen nach ihrer Art menschliche Rede.“

4.

Einzelne Körpertheile dienen dem Thiere zum Ausdrucke seiner Affekte, indem es dieselben in gewisse Bewegungen setzt, so die Ohren dem Pferde, der Rücken der Katze, der Rüssel dem Elephanten, mehreren Thiergattungen der Schweif. In Hinsicht der letzteren bilden, wie in so vielen anderen Beziehungen, Hund und Katze einen sonderbaren Gegensatz. Die Katze mit ihrer Verwandtschaft bewegt den Schwanz in zorniger und kriegerischer Aufregung; der Hund, wenn er freundlich ist, bittet, fürchtet, was man Wedeln nennt. Weinen können auch Thiere [1]; weniger lachen; doch sind auch davon bei den Affen Spuren und Grade bemerklich [2]. Ein Pferd, das an einer Stelle seines Körpers, die es mit dem Maule nicht erreichen kann, ein Jucken empfindet, beißt nach Darwin's Behauptung ein anderes an der nämlichen Stelle, und das gebissene versteht diese Sprache und beißt ihm hinwiederum die juckende Stelle, kratzt es so gleichsam. Der Engländer Parkyns, der in Abyssinien reiste, und sich daselbst längere Zeit mit der Beobachtung der Affen abgab, erkannte, daß sie eine Sprache hätten, die für sie eben so verständlich sei, wie für uns die menschliche. Die Bienen theilen

---

1) Beispiele siehe bei Burdach, „Blicke in's Leben“ II. S. 130.

2) S. ebendaselbst.

einander ihre Beobachtungen nach Huber durch gegenseitige Berührung der Antennen mit, so z. B. wenn sich etwas Fremdes in den Stock eingeschlichen, wo dann Alles in Aufruhr kommt. Hat man die Königin genommen, so geben sie sich davon dadurch die Kunde, daß sie die Antennen kreuzweise übereinander legen und damit um sich schlagen. Schneidet man einer Biene dieses Organ ab, so flieht sie aus dem Stocke, da ihr damit das Mittel der Verständigung und des Lebens in Gemeinschaft genommen. Dujardin hat in Betreff der unter den Bienen möglichen Verständigung und Mittheilung des für sie Interessanten folgende Beobachtung gemacht. Er stellte weit entfernt von einem Bienenstande eine Schaale mit Zucker in eine Mauernische. Eine Biene, die diesen Schatz entdeckte, flog davon und kehrte nach einiger Zeit mit einer Schaar von Bienen zurück, worauf sie sich zusammen über den Zucker hermachten. „Die Ameisen," sagt Oken, „haben eine Zeichensprache. Wäre das nicht, so würde man diejenigen, welche sich außerhalb ihrer Wohnung befinden, stören können, ohne daß ihnen die Anderen zu Hülfe kämen. Aber indem sie sich muthig zur Wehre setzen, eilen einige hinein, und bald kommen alle im größten Zorne hervor, während die Hüter der Brut dieselbe in die tiefsten Höhlen tragen. Das kann man am Besten bei der Roßameise beobachten, die in Fichtenbäumen wohnt" u. s. w. Man bemerkt, wie die in Unruhe versetzten Individuen nach anderen laufen und sie mit dem Kopf an den Hals stoßen;

diese thun sogleich dasselbe u. s. w. „Zerstreut man einen Haufen in einem Zimmer, so laufen sie eine Zeit lang hin und her; findet eine davon einen Spalt, so kehrt sie um und gibt den anderen ein Zeichen mit den Fühlhörnern; das thun die anderen weiter, und so kommen bald Alle an einen Ort zusammen.“

Wenn sich in vielen Fällen die Form der Thiersprache weit von der der menschlichen entfernt; wenn sich die Mittel und Wege der Mittheilung für uns zum Theil sogar in ein tiefes Geheimniß hüllen, während doch die Thatsache der Verständigung in die Augen springt, so schließt sich in anderen Fällen der Ausdruck der Gedanken und Gefühle mehr, ja ganz an den menschlichen an. Lenz hatte einen Storch, der schon von Weitem auf ihn zulief, sich vor ihm auf die Kniee warf und vor Freude ein heiseres Krähen ertönen ließ. Das war doch gesprochen! Der naturgeschichtlich berühmte Kranich des Herrn v. Seiffertitz senkte, wenn er getadelt wurde, den Kopf zur Erde, oder barg ihn in den Federn, und blieb stehen „wie ein Büßender.“ Eine stumme Sprache, die aber beredter war, als irgend eine andere in solcher Lage zu sein vermochte, ganz wie in den entsprechenden Fällen, in welchen auch der Mensch verstummt und eben dadurch seine Beschämung, Reue, Trauer über das Geschehene offenbart. Eine dressirte Ratte, die bei Entwicklung ihrer Künste einen Fehler gemacht und der deshalb eine Strafpredigt gehalten wurde, hörte dieselbe, wie der Verfasser der Merveilles de la

nature erzählt, demüthig und mit gesenktem Kopfe an und verkroch sich dann beschämt in die Schachtel, die ihr mit anderen solchen Thieren zur Wohnung diente. Jene Elephanten, die Pompejus kämpfen ließ, erregten in ihrer Todesnoth durch unbeschreibliche Geberden das Mitleid des Volkes, welches dadurch, obgleich an solche Grausamkeiten gewöhnt, in dem Grade erschüttert wurde, daß es sich insgesammt erhob und Verwünschungen gegen Pompejus ausstieß [1]). Wie Pferde sprechen können, wenn auch nicht in dem Sinne, wie das Roß des Achilles bei Homer, habe ich selbst erfahren. Ich ritt einmal in jungen Jahren auf einem vom Pferdeverleiher genommenen Pferde spazieren; wenn ich es antrieb und galoppiren lassen wollte, setzte es sich zwar in Bewegung, hörte aber gleich wieder auf und drehte den Kopf rückwärts nach mir in der Art, daß ich wohl merkte, es flehe mich um Schonung an. Ich ritt es langsam wieder nach Hause und erfuhr, daß es einen Schaden am Fuße habe, was man mir nicht mitgetheilt hatte. Aus dem Schriftchen: „Aufruf zur Beherzigung und Linderung der Thierleiden“ Stuttgart 1822. S. 43 f. ist folgende Erzählung: „Ein Postknecht, ein gutmüthiger Mann, hatte unter den ihm anvertrauten Pferden eines, das, wenn ich mich recht erinnere, wenigstens an einem Auge blind war und der Schonung bedurfte. Dieses Thier nahm er denn auch sehr in Acht. Er ward

1) Plinius VIII, 7.

krank und starb. Da bekam es ein anderer Knecht, ein roher Mensch, der es gleich bei der ersten Fahrt auf das Härteste behandelte und so heftig antrieb, daß ihm ein Hufeisen absprang. Wie man es nun zur Schmiede führte, um ihm das Eisen aufschlagen zu lassen, und der Weg dahin an dem Hause vorbeiging, wo jener erstere Knecht noch unbegraben als Leiche lag, so drehte es sich zur Seite, drängte sich an das Haus hin und that in dasselbe hinein einen lauten Jammerschrei, so daß es Allen auffiel [1]). War das nicht eine Klagestimme, die sagen wollte: Ach, was habe ich an dir, meinem guten, treuen Pfleger, verloren!" Eine laute Aeußerung der Indignation hörte man von jenen Delphinen, die einem Schiffe nachschwammen und von denen einer dabei harpunirt wurde, wie näher in unserer Abhandlung über den Delphin zu lesen. Auf diese Weise reden die Thiere deutlich genug, auch ohne Menschenstimme nnd Menschenwort.

5.

Ein großes Gewicht wird von einsichtsvollen Thierpsychologen auf das Verstehen der Menschensprache, auf die Neigung des Thieres, angesprochen zu werden, und auf den Wunsch desselben, an menschlicher Conversation Theil zu nehmen, gelegt. „Wir bemerken," sagt Scheitlin, „daß die gescheidtesten Thiere unter den Vögeln und Säugern sich

---

1) Wie wußte das Pferd, daß hier die Leiche lag?

für die Reden der Menschen interessiren; daß sie es gar gerne haben, wenn man mit ihnen spricht; daß sie immer wünschen und erwarten, daß man es thue, und wohl auch einmal, ohne unser Zuthun, auf unsere Worte und Reden Achtung geben. Man spricht von einer Thüre; der Pudel hört das Wort und springt an die Thüre, sie zuzuschlagen. Je lärmender die Gesellschaft, desto lieber ist es ihm. Zuweilen gibt er auch ganz eigene Töne von sich; es ist vollkommen so, wie wenn er mitsprechen möchte, und es ihm wehe thue, es nicht zu können." — — — — „Daß der Hund viel Sprachsinn hat, erhellt unwiderruflich aus seinem Verständniß unserer Sprache. Unser Sinn wird auch der seinige. Schon daraus erhellt, daß er auch sprechen können müsse; denn es kann in ihm kein Sinn für Etwas ohne eine Geschicklichkeit sein, es wäre denn ein Widerspruch, somit etwas Mißgeburtliches in ihm." Von einem solchen Gesichtspunkte aus betrachtet muß es für ein größeres Wunder gelten, wenn ein so intelligentes und sprachsinniges Thier nicht spricht, als wenn es in der That anfinge, sich menschlich auszudrücken.

Den Hund, namentlich den Pudel, kann man wenigstens das verstehen lehren, was in seinen Gesichtskreis fällt, was seine Welt ausmacht. Es ist ihm möglich, mit bestimmten Lauten der Menschensprache bestimmte Vorstellungen zu verknüpfen. „Er bringt auf's Wort Stock, Pantoffel, Hut, Teller; er lernt Fragen und Antworten und ganze Sätze verstehen." Die Alten sagen von

einem Vogel Asterios, der in Aegypten zahm gehalten werde und die menschliche Sprache insofern verstehe, als er recht gut wisse, wann und wie er von Jemand gescholten werde, und sich darnach benehme, indem er zürne, sich in die Brust werfe und schmolle. Aelian V, 36. Derselbe XIII, 22. schreibt dem indischen Elephanten einen „geheimnißvollen und diesem Thiere ganz eigenthümlichen Instinkt" zu, vermöge dessen er die einheimische Sprache verstehe. Nach Aelian III, 1. standen die Maurusier auf einem sehr vertrauten Fuße mit den Löwen des Landes, die auch die maurusische Sprache verstanden. Derselbe Schriftsteller erzählt IV, 46. X, 30. von den hundsköpfigen Affen, die er nur deßhalb nicht zu den Menschen rechne, weil sie keine menschliche Sprache hätten. Denn im Uebrigen seien sie ganz menschlich, verstünden auch die Menschensprache. Eine Anzahl hieher gehöriger Thatsachen findet sich bei Burdach [1]) zusammengestellt. Der Elephant wird von seinem Führer in Ostindien oft nur durch Worte auf Dies oder Jenes aufmerksam gemacht. Der Jagdhund versteht jeden Ruf des Jägers, das Schulpferd die verschiedenen Commandoworte, die der Stallmeister seinen Scholaren zuruft; es führt die Bewegungen aus, bevor es noch von seinem Reiter dazu angehalten worden. In Menagerieen sieht man, wie die wildesten Thiere jedem Worte des Wärters, der zu ihnen in den Käfig geht und da seinem Publikum allerlei Kunststücke

1) Blicke in's Leben II. S. 132 ff.

zum Besten gibt, die augenblickliche Ausführung des Verlangten folgen lassen. Auch Seehunde lernen bald Worte verstehen. Ein Orang verstand es, wenn sein Herr dem Wärter befahl, ihm Futter zu geben. Ich erinnere mich, wie ich einmal als Jüngling auf einer Fußreise darüber erstaunte, als ein Hirte, an einen Baum gelehnt und ohne ein anderes Zeichen zu geben, mit seinem Hunde bloß sprach, und dieser Alles rein menschlich verstand und ausführte. Wie weit man es mit Vögeln, namentlich Kanarienvögeln, bringen kann, ist bekannt. Es geht zum Theil völlig in's Fabel- und Märchenhafte; wir werden unten in der ornithologischen Abtheilung dergleichen wunderbare und doch ganz unzweifelhafte Thatsachen näher anführen.

„Man nimmt," sagt Scheitlin, „auch noch das wahr, daß Thiere, die verstehen lernen können, es auch lernen wollen. Die Hunde passen bei solchen Experimenten genau auf. Wir sehen auch deutlich, daß manche Thiere, wenn sie ein schon mehrmals gehörtes Wort wieder hören, nachdenken, d. h. die Vorstellung dazu in ihrer Seele suchen." Könnte es unter solchen Thieren nicht auch mitunter ganz besonders talentvolle Individuen geben, Genie's, die mehr begreifen, wollen, versuchen, erreichen, als alle Uebrigen? Könnte es nicht eigenthümliche Zustände, magnetische und sympathetische Verhältnisse geben, die ein Thier zum Sprechen zu bringen vermögen? Könnte insofern nicht in mancher scheinbaren Fabel eine, wenn auch mythisch ausgeschmückte Wahrheit enthalten

sein; könnte es nicht mit mancher uns lächerlich vorkommenden Nachricht alter Naturhistoriker dennoch seine theilweise oder völlige Richtigkeit haben?

6.

Das physische Sprachvermögen des Hundes ist bewiesen und anerkannt. Er spricht einzelne Worte nach. Einen hat man etwa vierzig Wörter gelehrt[1]). Plinius erwähnt eines sprechenden Hundes. „Unter den Wunderdingen finden wir, daß ein Hund gesprochen." Auch Katmir, der Hund der Siebenschläfer, soll gesprochen haben. Als Thiere, welche die menschliche Stimme nachzuahmen im Stande seien, werden von alten Zoologen[2]) Hyäne, Krokotta, Martichora genannt. Aus neueren Erfahrungen wissen wir, daß auch der Seehund nicht ganz unfähig ist, menschliche Laute hören zu lassen. „Der Seehund wird zuweilen herumgeführt und so zahm gemacht, daß er dem Befehle so gut folgt, als sein Körper erlaubt, seinen Wärter küßt, und selbst das Wort Baba, Papa, aber fast unverständlich, wie ein Kalb ausspricht[3])." Auch Hirsche machen Sprachversuche[4]). Ein Schimpanse wollte, während man mit ihm redete, ebenfalls sprechen, schnitt Grimassen, verschob die Lippen und ließ ein heiseres

---

1) Scheitlin II. S. 254. 359.

2) Plinius in seiner Naturgeschichte VII, 30. 44 f. Aelian in seinen Thiergeschichten VII, 22.

3) Scheitlin II. S. 96.

4) Das. S. 359.

Huhu hören [1]). Ein weiblicher Elephant, den man so eben in Deutschland herumführt, bringt ein paar Töne hervor, die das menschliche Ja und Nein vertreten und mit welchen er passend auf die Fragen antwortet, die sein Wärter an ihn zu richten pflegt. Nach einer sonderbaren Sage, der doch etwas Faktisches zu Grunde zu liegen scheint, ward einst ein Jäger durch einen ihn mit rauher Stimme anredenden Hasen erschreckt [2]). An die berühmten Fälle, wo Rosse und Esel förmlich gesprochen haben sollen, braucht nur erinnert zu werden. So erzählt uns namentlich Homer, wie das „geflügelte Streitroß" Xanthos mit Achilles gesprochen:

„Sprachton aber gewährte die lilienarmige Here."

In einem neugriechischen Liede, das man unten in den poetischen Zugaben finden wird, spricht ein Roß mit seinem todtwunden Herrn, der ihm seine letzten Wünsche und Weisungen mittheilt. Ganz ähnliche Lieder begegnen uns in der russischen Poesie [3]). Im dionysischen Mythenkreise kommt ein Esel vor, dem der Gott menschliche Stimme und Rede verliehen. Von einer schwarzen Taube, die mit menschlicher Stimme gesprochen, erzählte man nach Herodot II, 55. zu Dodona. Sprechende Vögel sind in

---

1) Froriep, Notizen Bd. LXVII. S. 275. Burdach a. a. O. S. 85.

2) Wolf, niederländische Sagen S. 472.

3) W. v. Waldbrühl, slavische Balalaika, Leipz. 1843. S. 26. 33. 216. 241. 320. 436.

Volksliedern häufig [1]). In einem slowenischen Märchen ist Einer im Besitze eines Raben, der ihm, wenn er heimkehrt, Alles erzählt, was unterdessen vorgegangen. Plinius in seiner Naturgeschichte X, 25. liefert uns einen sprechenden Hahn. „Man findet in den Jahrbüchern, daß unter dem Consulate des M. Lepidus und Q. Catulus (78 vor Chr.) in dem ariminischen Gebiete auf dem Landgute des Galerius ein Hahn gesprochen.“ Man sieht aus diesem Beispiele, mit welcher Genauigkeit und Umständlichkeit bei den Römern dergleichen Fälle verzeichnet wurden, während wir uns heutzutage schämen, Etwas der Art zu erzählen und aufzuschreiben, es sei denn als Beweis von dem stupiden Aberglauben derjenigen, die es für wahr halten können. Am Sonderbarsten ist das häufige Sprechen von Ochsen, dessen Plinius VIII, 70. gedenkt, und der ebendaselbst erwähnte römische Gebrauch, daß in einem solchen Falle der Senat unter freiem Himmel gehalten wurde. Man muß also doch wohl geglaubt haben, ein solches Thier habe gesprochen; es müssen doch wenigstens scheinbare Thatsachen vorgelegen haben; es muß zuweilen so ausgesehen haben, als wolle sich ein solches Thier menschlich ausdrücken, und zwar aus freien Stücken und nicht in Folge von menschlicher Abrichtung und Lehre, da man es als ein Wunder betrachtete, und davon, als von

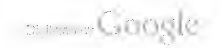
---

1) Siehe z. B. in derselben Sammlung S. 297. 306. 457. 461.



einem solchen, sofort Anzeige machte. Auch Valerius Maximus I, 6, 5 f. führt solche Fälle an: ein Stier habe, wie ein Mensch, gesprochen, und wer es hörte, sei über eine so seltsame Erscheinung in Staunen und Schrecken gerathen; im zweiten punischen Kriege habe ein Stier zu Cajus Domitius einige bedeutsame Worte gesagt. Man hat vielleicht zu erwägen, daß diese Thiere damals in einer anderen Natur und Umgebung lebten, daß sie geehrter und geschonter und deßhalb auch noch keineswegs so tief gesunken waren, als jetzt und bei uns. Plinius a. a. O. erzählt, wie einst ein Mann, der muthwillig einen Ochsen geschlachtet, vom römischen Volke vorgeladen, verurtheilt und des Landes verwiesen wurde, „gerade als wenn er seinen Ackersmann getödtet habe." Man darf nie vergessen, daß das Verhalten des Thieres zum Menschen und die Höhe, auf der es ihm gegenüber stehen kann, möchte und soll, durch das Verhalten des Menschen zu ihm bedingt ist; und daß das Seelenleben des Thieres nothwendig unterdrückt werden muß, wenn wir es so ganz nur als Maschine, Knecht, Schlachtvieh, Nahrungsstoff u. s. w. betrachten und behandeln. Schon die Alpenkühe sind ganz anders, als die unsrigen, intelligenter, lebendiger, muthiger, gemüthlicher. Die Heerkuh mit ihrer großen Glocke fühlt sich, ist ehrliebend und hält auf ihren Rang, schreitet feierlich, läßt keine andere voran und duldet keine Nebenbuhlerin [1]. Sehr ausgezeichnet ist das

1) Scheitlin II. S. 201 f.



wilde Rindvieh im Chillingham-Park in der Grafschaft Northumbery. Diese Thiere sind von ungemein schöner Gestalt, rein weißer Farbe und herrlichem Ansehen, zumal wenn sie sich in Masse bewegen, haben ihre ganz besonderen, eine intelligente Wildheit darstellenden Sitten, bilden eine Art von aristokratisch regiertem Staate, und können mit unserem so jämmerlich herunter gebrachten Rindvieh gar nicht verglichen werden [1]). Die homerische Muse verschmäht es nicht, von dem Stier der Heerde ein Bild für den königlichen Agamemnon zu entlehnen [2]). Im Alterthum richtete man die Stiere auch zu allerlei Künsten ab, von denen Plinius in seiner Naturgeschichte als Augenzeuge spricht [3]). Der indische Stier wird von Gauklern zu unglaublichen Dingen abgerichtet [4]). Ebenso verhält es

1) Lenz, Naturgeschichte. Gotha 1851. I. S. 641 ff. Schon Boethius rühmt in seiner 1526 zu Paris erschienenen historia Scotorum das wilde, schneeweiße Rindvieh jener Gegenden.

2) Il. II, 480:
„So wie der Stier in der Heerd' ein herrlicher wandelt vor Allen,
Männlich-stolz, denn er ragt aus den Rindern hervor auf der Weide,
Also verherrlichte Zeus an jenem Tag Agamemnon,
Daß er hoch aus Vielen hervorschien unter den Helden."

3) „Ich habe Ochsen gesehen," sagt er VIII, 70., „die auf Befehl kämpften, Räder schlugen, auf die Hörner fielen und wieder aufstanden, sich auf die Erde legten und wegtragen ließen und sogar auf schnell rennenden Wagen wie Kutscher standen."

4) Man liest z. B. Folgendes darüber. Es legt sich Einer



sich mit dem Esel. Man kann, wenn man ihn nicht bloß knechtet, treibt, prügelt, stößt, sticht, sondern ihm auch höhere Dinge zutraut und ihn zweckmäßig behandelt, ein Wunder von Klugheit und Geschicklichkeit aus ihm machen [1]). Ein römischer Senator hat einst nach Pli-

---

auf den Rücken und stellt auf seinen Bauch ein Gestell — ein becherförmiges oder einen abgekürzten Kegel, worauf der Stier sich stellen muß, wiewohl dessen vier Füße kaum Platz darauf haben. Nun wird ein zweites Gestell der Art eingeschoben, so daß der Stier erst einen, dann zwei, dann drei, endlich alle vier Füße darauf stellt. So werden noch mehrere Gestelle eingeschoben. Dann entzieht man allmählig wieder eine dieser Grundlagen nach der anderen, bis er wieder auf der untersten steht. „Welcher Gehorsam des Thieres im Aufheben der Füße, welche Sorgfalt, nicht herabzufallen, und den Mann auf dem Boden zu zerquetschen u. s. w. Immer muß das Thier sinnen, immer seine ganze Aufmerksamkeit auf einen Punkt lenken, seine Füße und Tritte, ohne sie zu sehen, im Steigen und Sinken, vollkommen in seiner Gewalt haben.“ Scheitlin II. S. 205.

1) Man gibt Wettrennen mit ihm, lehrt ihn durch Reife springen und Kanonen lösen. Er springt gut und sicher und ist ganz unerschrocken; er paßt auf seines Herrn Aug' und Wort und versteht sie wohl. Man kann ihn auch tanzen lehren, sich im Takte bewegen, Treppen auf- und absteigen, Thüren öffnen, wobei er sein Maul wie eine Hand braucht. Man kann ihn die Künste des Pferdes im Circus lehren, kann machen, daß er die schönste, älteste, verliebteste u. s. w. Person, die Zeit an einer vorgehaltenen Taschenuhr, die Zahl der Augen auf einer Karte, oder einem Würfel angibt, indem er mit dem Fuß auf den

nius VIII, 68. einen Esel für 400,000 Sesterzien (38,189 fl.) gekauft — was muß das für ein Esel gewesen sein! Im Orient ist dieses Thier auch wegen seiner Tapferkeit geschätzt; „der Esel des Krieges flieht nicht," sagt ein arabisches Sprichwort, und der im achten Jahrhundert lebende Khalife Mervan hatte den Beinamen: „der Esel Mesopotamiens." Daß der Esel ein „Esel" in unserem beschimpfenden Wortsinn, daß er dieses träge, dumme, stumpfe Thier ist, dessen Bild und Name nur noch das äußerste Gegentheil von Intelligenz und geistigem Leben bezeichnet, das ist nicht Natur, es ist Menschenwerk und eine Metamorphose, die viel zu denken gibt. Wer würde es glauben, daß ein solches Thier unter anderen Umständen und Verhältnissen ein so ganz anderes Geschöpf sein und eine so ganz andere Rolle spielen könne, wenn es nicht eine so ausgemachte Sache wäre? Fälle der Art muß man vor Augen haben, um über alte Nachrichten und Behauptungen nicht oft allzu leichtsinnig den Stab zu brechen. Doch wir müssen zu unseren Betrachtungen über das Sprachvermögen der Thiere zurück, da noch die wesentlichsten Thatsachen unberührt sind.

7.

Die Thiere sind zu einer der menschlichen Rede ähnlichen Laut- und Wortsprache nicht nur zum Theil physisch

Boden schlägt, und die Frage seines Herrn mit Kopfnicken bejaht oder mit Kopfschütteln verneint. Vergl. Scheitlin II. S. 147.



und organisch befähigt; auch die in der Seele begründete Kunst der Zusammensetzung von Vokalen und Consonanten und des Gestaltens eigentlicher Wörter auf diesem Wege verstehen und üben viele von ihnen, wenn auch in verschiedenem Grade, schon von Natur. Das ist namentlich bei den Vögeln der Fall. Manche ihrer Schreie und Rufe sind förmliche Wörter, wetteifern der Lautbildung nach mit der ausgebildeten, vollkommenen Menschensprache, können in diese unverändert aufgenommen werden und haben darin öfters als Thiernamen auch in der That das Bürgerrecht erlangt. So sind z. B. nach den von den bezüglichen Thieren hervorgebrachten Lauten der Uhu, der Kukuk, der Kakadu, der Ara, der Lori, der Fink, der „hupp, hupp" rufende Wiedehopf, Upupa, die Turteltaube Turtur, der Kiebitz, die Racke, die von ihrem „isri" auch Isserling heißende Braunelle, die Singdrossel, welche zipp lockt und daher auch Zippe heißt, benannt worden. Le Vaillant nennt den goldgrünen Kukuk nach seiner Stimme Didrik; der geschäckte Stelzenkukuk heißt in Amerika nach seinem Laute Sosi oder Schoschi, der weiße ebenso Pirigua, welche Sylben wie ein Lachen tönen; der Madenfresser, Crotophaga, heißt von seinem Schrei Ani oder Ano, der Seidenkukuk von dem seinigen Surucui. In Virginien gibt es einen Vogel, Caprimulgus virginianus, der Abends auf Gebäuden whipp poor-will (hüpf, armer Wilhelm!) schreit, dann fortfliegt und es an einer anderen Stelle

wiederholt [1]). Der Kater ruft ganz vernehmlich Frau, wie wenn er deutsch spräche und nach einer Frau riefe; einen ähnlichen Ton bringt der Pfau hervor. Der Wiedehopf läßt außer dem Rufe, nach welchem er benannt ist, auch die Laute: wäck, wäck, wäck hören. Diesen brauchte einmal einer höchst komisch beim Wegfliegen, wie wenn er sich ebenfalls deutsch hätte ausdrücken und weg sagen wollen, was in gemeinen Dialekten ganz wie wäck lautet [2]). Um noch Einiges der Art anzuführen, so verlängert der Kukuk seinen Ruf zuweilen und schreit Kukkukkuk, das Weibchen kirik. Der grüne Pfefferfraß schreit kulik. Die Schnepfe ruft im Auffliegen

---

1) Oken, Naturgesch. Vögel S. 112.

2) „Es flog mir einmal einer, den ich in der Stube hatte, zum Fenster hinaus, setzte sich gegenüber auf's Dach, machte mir noch mehrere Verbeugungen, schrie wäck, wäck, wäck und flog dann auf und hinweg." Lenz, Naturgeschichte, II. Gotha 1851. S. 197. Die Höflichkeitsäußerungen einiger Vogelarten sind ein wunderlicher Zug. So liebt auch der Wendehals das Geberdenspiel und allerlei Verbeugung und Höflichkeit. Der zoologisch berühmte Kranich des Herrn v. Seiffertitz huldigte dem Heerdochsen und machte ihm komische Verbeugungen, worüber unten in der ornithologischen Abtheilung das Nähere. Tiefe Verbeugungen macht auch der prächtige Eichelhäher. Den wegen seiner anscheinend mimischen Bewegungen schon den Alten bekannten Jungfernkranich, grus virgo, sieht man oft die lächerlichsten, mit den Complimenten eines Stutzers gemischten Sprünge machen.

katsch, katsch, dem im Frühling als Geschlechtsruf noch ein sanftes Zuip angehängt wird. Das Männchen der Lachtaube, so genannt von dem lachenden Tone, den sie zuweilen hören läßt, macht kukruh. Die Schwanzmeise schreit si si si tirr; der Goldammer lockt zit, zit; der Schneeammer ruft fid und zürr; der Fink läßt außer dem Tone, wovon er benannt, ein gedehnteres irrr oder trief oder ein lockendes jub hören. Die Nachtigall formirt bei ihren Jungen ein rauhes errrr; ihr Lockton klingt wie krr, oft ruft sie auch tak, tak. Letzterer Laut kommt noch öfter vor, wie beim Blaukehlchen und Plattenmönch. Das Garten-Rothschwänzchen lockt wiwiktik; das Haus-Rothschwänzchen widtektek. Der Waldkauz ruft rräth, kuwitt, huhuhuhu, der Würger schäck, schäck, trui, gäck, gäck, gäck, der Krammetsvogel scheck, scheck, gui, gui, die Amsel zrrr, tack, tack, die Dohle klack, klack, die Elster schak, schakerak, die Kornmeise gägerägä, der Lerchenfalk gäth, gäth, gäth, der Seeadler krau, krau, der Fischaar kai, kai, kai, der Thurmfalke klikklikli, der Habicht krikrikri, der Wespenfalk kick kick kick, der Mausvogel trit u. s. w. Der Eichelhäher schreit, so oft ihm Etwas auffällt, rätsch. Der Wachtelschlag besteht bekanntlich aus einem mehrmals wiederholten Pickberwick, dem gewöhnlich ein leises wäwä vorausgeht. Sonderbare Lauthieroglyphen, die in Rücksicht ihrer speciellen Begründung und Ursache wohl ein ewiges Räthsel bleiben! In Bezug auf den Wachtel-

schlag sagt Lenz: „Höchst merkwürdig ist es und wäre mir kaum glaublich, wenn ich es nicht vielfach mit eigenen Ohren gehört hätte, daß die kleinen, kaum ausgekrochenen Wächtelchen, diese winzigen Zwerge, in den ersten Tagen ihres Lebens sich öfters stolz emporrichten und ganz wie die Alten, jedoch mit feiner Stimme, ein helles, deutliches Pickberwick rufen." Stolz ist Bewußtsein; die Thierchen sind sich also sogleich, wie sie vorhanden sind, ihres Sprachvermögens bewußt, versuchen es zu gebrauchen und freuen sich darüber.

8.

Auf diese Weise ist die Menschensprache jedenfalls formell, der Lautzusammensetzung und Aussprache nach mehreren Thieren, besonders Vögeln, nahe und natürlich genug. Und so lernen sie dieselbe auch leicht und gut, wenn sie sonst dazu geeignet und aufgelegt sind. Es sprechen Krähen, Raben, Dohlen, Elstern, Papageien, Staare, Amseln, auch Nachtigallen; der Eichelhäher, ein prächtiger, kühner, listiger, mehrfach interessanter Vogel, lernt singen und sprechen; er miauet, wie eine Katze, ahmt andere Vögel nach, setzt sich aus sehr verschiedenen Tönen eine Art Lied zusammen u. s. w. Die vielsprachige Drossel (T. polyglottus), die alle möglichen Töne, Stimmen, Rufe und Sangweisen nachahmt, spricht auch Worte nach. Aelian XVI, 3. erwähnt einen indischen Vogel, Kerkion genannt, der dem Staar an Größe gleich,

bunt, musikalisch und noch gesprächiger und gescheidter, als der Papagei sei. Der zu den Staaren gerechnete Mino in Indien pfeift vortrefflich, singt, lernt noch besser sprechen, als ein Papagei, und wird überhaupt sehr zahm und zutraulich. Von einem javanischen Mino erzählt Bontius, er sei sehr redselig gewesen und habe die menschliche Stimme noch besser nachgeahmt, als der Papagei [1]. Dergleichen Vögel lernen keineswegs nur „einzelne Wörter," wie Gerlach sagt, sondern ganze Phrasen, Sätze, Verse, Reime, Gebete sprechen. Plinius hist. nat. X, 42. sagt: „Während ich dieses schreibe, haben die kaiserlichen Prinzen einen Staar und Nachtigallen, welche griechisch und lateinisch lernen, täglich gründlicher studiren und immer etwas Neues und mehr Zusammenhängendes sprechen. Wenn sie lernen, so sind sie ganz abgeschieden und hören nur die Stimme Dessen, der ihnen die Worte vorsagt und mit Leckerbissen schmeichelt." Aus Schudt's jüdischen Merkwürdigkeiten Th. IV. B. VI. Cap. 13. S. 82. entnehme ich folgende Erzählung. Im Jahre 1546 auf dem damaligen Reichstag zu Regensburg war ein Wirth im Gasthaus zur goldenen Krone, der hatte drei Nachtigallen, deren jede in einem besonderen Käfig am Fenster hing. In einer Nacht, wo er, von Steinschmerzen gequält, nicht schlafen konnte, hörte er die drei Vögel Alles, was sie am vorhergehenden Tag vernommen hatten, deutlich wieder-

1) Oken, Vögel. S. 307.

holen. Es war namentlich ein Wortwechsel des Wirthes mit seiner Frau und das über die damaligen Kriegsumstände und fürstlichen Angelegenheiten zur Sprache Gekommene, was den Inhalt des Nachtigallengeplauders bildete, „wie solches ausführlich aus Aldrovando, Gesnero, Neandro und anderen berühmten Naturkundigen anführet St. R. Aextelmaier P. I. des Naturlichtes pag. 161 ff." Von der Klugheit und Sprachgewandtheit, dem gewaltsamen Tod und dem feierlichen Leichenbegängnisse eines Raben erzählt Plinius Folgendes: „Unter der Herrschaft des Tiberius flog ein junger Rabe aus seinem Neste, das auf dem Kastortempel stand, in die gegenüberstehende Werkstätte eines Schusters und wurde von diesem mit Ehrfurcht aufgenommen." Er suchte also ganz von selbst das Menschliche auf. „Hier lernte er nun bald sprechen, flog jeden Morgen auf die Rednerbühne, wendete sich dem Markte zu, grüßte den Kaiser Tiberius, den Germanicus und Drusus und darauf das vorbeigehende römische Volk, worauf er in die Werkstätte zurückkehrte. So erntete er mehrere Jahre lang Bewunderung. Endlich schlug ihn der zunächst wohnende Schuster todt; darüber war das Volk so aufgebracht, daß es den Schuster erst fortjagte, dann sogar tödtete. Dem Vogel aber wurde ein überaus feierliches Leichenbegängniß veranstaltet. Die Bahre wurde von zwei Mohren getragen; voraus ging ein Flötenspieler, Kränze aller Art wurden zum Scheiterhaufen getragen, welcher rechts an der appischen Straße errichtet war. Dies geschah unter dem Con-

sulate des M. Servilius und K. Cestius am 28. März." So ernsthaft nahm und so genau verzeichnete man derartige Begebenheiten, in welchem Stücke die Alten köstlich sind. Uns modernen aller Kindlichkeit und Poesie verlustigen Menschen kommt Alles gleich lächerlich vor. Lenz sagt von den Raben: „An Gelehrigkeit sind sie sehr verschieden. Manche lernen von selbst das Bellen der Hunde, das Gackern der Hühner, das Krähen der Hähne, das Schlagen der Uhren u. s. w. nachahmen; besser ist es aber doch, sie völlig in die Lehre zu nehmen; denn jene schon genannten Töne lernen sie dann noch für sich selbst. Sie lernen mehrere zusammenhängende Worte ganz deutlich sprechen, und pfeifen, wie ein Mensch auf dem Finger oder mit dem Munde pfeift. Sie haben auf Alles Acht und lernen oft Dinge, die sie gar nicht lernen sollen." Er erzählt dann von dem Raben eines Freundes, der arge Streiche machte und dem die Hausfrau öfters zurief: „Du, du, nimm dich in Acht!" Der Vogel ahmte sie karrikirend nach, sträubte alle Federn, als wenn er recht wüthend wäre, und schrie: „Du, du!" Später setzte er noch hinzu: „Nimm dich in Acht!" Er sprach dann die Worte auch auf Befehl und blies sich dabei jedesmal dick auf. Man wird nicht zweifeln, daß der Rabe den Sinn der Worte sehr wohl begriffen habe. Von einer Krähe wird in Raff's Naturgeschichte Folgendes erzählt: „Ein Gelehrter aus Danzig, Namens Klein, befand sich bei einem Freunde in Holland und betrachtete eine Elster, welche sprechen konnte. Flugs nahm diese einen Theelöffel weg, lief

damit der Stubenthüre zu und rief: Du sollst nicht stehlen." Es ist dies ganz einem Falle ähnlich, den wir unten verzeichnen werden, wo ein sehr intelligenter und dadurch naturgeschichtlich berühmt gewordener Papagei sich ebenfalls die Verbote und Drohungen der Menschen vorsagte, die er zu eben derselben Zeit muthwillig übertreten hatte [1]). Papageien sprechen lange Sätze und Reden nach. Cälius Rhodoginus erzählt von einem Papagei, den der Cardinal Ascanius zu Rom für 100 Goldstücke kaufte, weil er das ganze Vaterunser ohne Stocken hersagen konnte [2]). Eines Staares,

1) Die in Rede stehenden Vogelarten haben überhaupt eine große Neigung zu ironischen, parodistischen und satyrischen Aeußerungen und Streichen, die zuweilen eben so erstaunlich in Hinsicht der thierischen Intelligenz, die sie voraussetzen, als komisch und belustigend sind. Mrs. S. C. Hall (Hort. Register. Jan. 1832.) erzählt von einem Raben, den man in Newhaven, einem Wirthshause zwischen Burton und Ashburne hegte. Derselbe wurde gelehrt, die Hühner zum Futter zu rufen, und machte seine Sache recht gut. Einmal, da man Passagiere erwartete, wurde der Tisch gedeckt, Messer, Gabeln, Löffel u. s. w. darauf gelegt, dann das Zimmer verlassen und verschlossen. Als die Leute gekommen waren und das Essen aufgetragen werden sollte, waren Löffel, Messer, Gabeln, Alles fort. Allgemeine Bestürzung! Aber wie groß war die Verwunderung und das Gelächter, als man durch das offene Fenster alle diese Gegenstände auf einem Schutthaufen im Hofe sorgfältig ausgebreitet und den Raben einer zahlreichen Hühnergesellschaft, die sich um ihn versammelt hatte, die Honneurs machen sah!

2) Lenz, Naturgeschichte II. S. 209.

der das Vaterunser konnte, gedenkt Scheitlin [1]). Besonders beliebt und geschätzt ist der graue Papagei; er lernt sehr gut und vielerlei sprechen; er spricht auch für sich, zuweilen selbst im Traume, beantwortet bestimmte Fragen und geht endlich dazu fort, die Frage selbst zu thun und dann darauf zu antworten; er sagt auch wohl zu sich selbst: „Gib Pfötchen," und streckt dann das Füßchen hin. Man erzählt von Papageien, Staaren und Raben die artigsten Anekdoten, wie sie z. B. durch klugen Gebrauch der erlernten Worte und Phrasen sich in Nöthen geholfen und ihr Leben gerettet. Ein Hund verfolgte auf einer Wiese einen Raben: dieser stellte sich gegen ihn und rief: „Spitzbube, Spitzbube." Erschrocken fährt der Hund zurück. „Der Verstand steht ihm still. Ein Thier, ein Vogel und — eine Menschenstimme! Das reimte sich ihm nicht [2])." Ein Barbier, der Marcus hieß, bediente einen Kaufmann, der einen klugen Papagei hatte. Dieser rief dem Barbiere beim Weggehen immer die Worte zu: „Adieu, Meister Marcus!" Einst hatte eine Katze den Vogel ergriffen und wollte damit entwischen. Eben kam der Barbier. „Adieu, Meister Marcus," schrie der Vogel so laut er konnte; der dadurch aufmerksam gemachte Barbier kam ihm zu Hülfe und jagte ihn glücklich dem mörderischen Thiere ab. Noch höher hinauf geht das, was man von einem Papagei Heinrich VIII.

---

1) Thierseelenkunde II. S. 56.

2) Scheitlin II. S. 262.

von England erzählt, der mehr Geistesgegenwart, Schlauheit und Witz gehabt haben würde, als unzählige Menschenkinder. Dieser Vogel hatte das Unglück, in die Themse zu fallen. Er schrie aus dem Wasser heraus mit lauter Stimme: „Zwanzig Pfund Sterling, wer hilft!“ Ein Matrose fischte ihn heraus; da rief der Vogel: „Zehn Schilling ist auch genug [1]).“ Dies werden freilich nicht Viele glauben wollen und ich will es nicht zum Dogma machen. Es sind jedoch Zeugnisse vorhanden, welche nicht daran zweifeln lassen, daß solche Vögel zuweilen mit dem Gebrauche menschlicher Worte und Redensarten auch ein sehr bestimmtes Verständniß ihrer Bedeutung verbanden und daß somit in diesen Fällen ein wirkliches Sprechen im menschlichen Sinne des Wortes und nicht bloß ein mechanisches Nachplappern der Laute Statt gefunden hat. Man hat mir von einem Papagei erzählt, der seine Worte und Phrasen so passend anbrachte, daß er wenigstens sehr wohl gewußt haben muß, wohin sie gehören. Er hing am Fenster auf die Straße hinaus, grüßte die Kommenden und Vorübergehenden und sprach mit ihnen; so sagte er z. B.: „Guten Morgen, Herr Actuar“ — „Herr Actuar raucht Tabak?“ Wenn die Schulkinder vorüberzogen, so rief er ihnen zu: „Lauft nicht in den Dreck!“ und dergl. mehr. A. v. Humboldts schwarzer Papagei rief

1) Die beiden letzten Anekdoten erzählt Prof. Müller in Erlangen in seiner Uebersetzung des Linnéischen Natursystems II. S. 152. und Raff in seiner Naturgeschichte, der dies Werk citirt.



im Sterben nach dessen Kammerdiener, um ihn zur Hülfe aufzufordern. Humboldt selbst hat es auf diese Weise aufgefaßt. „Dieser schöne Papagei," sagt er in einem Briefe vom 14. Februar 1859, „hat dreißig Jahr in meinem Hause gelebt und es ist wahrscheinlich, daß er mehr als fünfzig Jahr in Deutschland zugebracht. Jeden Morgen habe ich diesem alten Freunde meines Hauses einen Besuch abgestattet, wobei sich stets in mir die Frage regte, wer von uns beiden, der Vogel oder ich, zuerst diesen irdischen Aufenthalt verlassen werde. Der Vogel ist am 13. Januar in der Nacht gestorben, nachdem er noch meinen Kammerdiener „„Herr Seyffert!"" gerufen, der ihm helfen sollte[1])." Das war also ein vollkommen bewußter und zweckmäßiger Gebrauch der Menschensprache. Von einer hieher gehörigen, noch viel merkwürdigeren Erscheinung im Thierreich hat der als Kenner der Stubenvögel bekannte Graf Gourcy-Droitaumont in Oken's Isis Nachricht gegeben und der bekannte Lenz hat darüber noch be-

1) Aus dem in diesem Jahre erschienenen Werke: „Ein fürstliches Leben" von Preller. Es ist dem Andenken an die Großherzogin von Weimar, Maria Paulowna, gewidmet und Humboldt's Brief ist an diese Fürstin gerichtet, die ihm jenen Vogel 1828 nach Berlin gesendet. Der Großherzog Karl August hatte dem Naturforscher den Papagei in seinem Testamente vermacht und zwar deßwegen, weil Valenciennes, der Nachfolger Cuvier's, in demselben den Grand Vaze von Madagascar erkannt hatte, der in keiner europäischen Sammlung, selbst nicht ausgestopft, existirte.

sondere Nachrichten aus Salzburg erhalten. Es war der Papagei eines dortigen Geistlichen, Namens Honicke, der bei den Bewohnern Salzburgs und vielen Fremden die höchste Bewunderung erregte und von dem Grafen mehrere Jahre hindurch beobachtet wurde. Im Jahre 1838 galt dieser Vogel für 7½ Jahr alt. Er war erstlich sehr musikalisch, pfiff die Skala hinauf und herab sehr geläufig und rein, ebenso einige Arien mit außerordentlich starkem und reinem Tone; auch sang er eine Menge kurzer Sätze mit tiefer und schöner Stimme, wie z. B.: „Ist der schöne Papperl da? Ist der liebe Papperl da? Ja, ja!" Papperl heißt nämlich in Salzburg der Papagei. Er lachte ganz wie ein Mensch, und ahmte das menschliche Singen, Pfeifen und Sprechen sehr genau nach, legte auch in jedes Wort die gehörige Betonung der Zärtlichkeit, Freude, Begrüßung, Drohung, Furcht. Wenn er mit der Aussprache eines schwierigen Wortes glücklich zu Stande gekommen war, so erhob er ein lautes Freudengeschrei. Sehr oft sprach er für sich und es schien zuweilen, als hörte man mehrere Menschen, indem er erst eine Frage that, und dann in einem anderen Tone die Antwort folgen ließ. Er setzte Worte, die er gelernt hatte, passend auch anderswo ein; so z. B. kam einmal zu dem Geistlichen ein Brauer, den jener mit den Worten begrüßte: „Guten Morgen, Herr Brauer." Sogleich rief der Vogel: „Guten Morgen, Herr Brauer, gehorsamer Diener, Herr Brauer." Anfangs konnte er den Namen nicht recht sagen, wiederholte aber den Satz so lange,

bis es gelang, worauf er das erwähnte Freudengeschrei erhob. „Du bist ein Fex," sagt man in Salzburg in der Bedeutung: „Du bist dumm." Als nun einmal Jemand sagte: „Der Papperl ist ein Fex," bekam er zur Antwort: „Ich bin kein Fex [1])." Einmal wollte ihn sein Herr in Gegenwart des Grafen Etwas lehren, und schrie ihm stark zu; da sagte der Papagei: „Schrei' nicht so, ich hab's eh' g'hört." Eh' heißt dort ohnehin oder schon. Morgens meldete er sich zu dem Kakao, den er zu bekommen pflegte, mit den Worten: „Kakau, Kakau! Bekommst schon was." Wurde zu Mittag gedeckt, so rief er: „Gehen wir zum Essen! Allons, zum Essen!" Wenn man die Glocke des Domes hörte, die seinen Herrn zum Chore rief, so schrie er: „Ich gehe, pfiet Gott, ich gehe!" Pfiet heißt nämlich behüte. Ging sein Herr zur Thüre hinaus, so rief er immer recht gutmüthig: „Pfiet Gott!" Gingen aber fremde Leute hinaus, rief er das förmlichere: „Pfiet Ihnen Gott." Er kannte also nicht nur den Sinn beider Redensarten überhaupt, sondern auch ihren feineren Unterschied verschiedenen Menschen gegenüber. Wurde geklopft, so rief er laut und mit einer täuschend ähnlichen Mannsstimme: „Herein!" Beim Eintreten eines Fremden sagte er: „Befehl' mich, gehorsamer Diener, freut mich, daß ich die Ehr' hab'." An seinem Käfig war eine Schelle angebracht; an dieser läutete er öfters und sagte dann: „Wer läut? Der Papperl." Hatte er an seinem Käfig durch Beißen Schaden angerichtet, so ermahnte und

1) „Hex" bei Lenz ist Druckfehler.

bedrohte er komischer Weise sich selbst in folgender Art. „Nicht beißen! Gib Acht! Was hast du gethan? Wart, du Spitzbub du, du Kerl du, wart, ich hau' dich [1])!" Fragte sein Herr: „Wie spricht's Hunderl?" so bellte er laut, wie ein Hund; dann pfiff er gerade so, wie man Hunden pfeift. Auch pfiff er dem Hunde und fügte dann hinzu: „Das Hunderl ist da, schön's Hunderl ist da, gar ein schön's Hunderl." Oft pfiff er, wie wenn Jemand gerufen wird, und sagte dann: „Herr Nachbar, Zeit lassen; Herr Nachbar, Zeit lassen!" Er rief auch Kukuk und Kakadu so deutlich, wie solche Vögel selbst. Befahl man ihm zu schießen, so schrie er: „Puff." Auch commandirte er: „Halt, richt' euch, habt Acht, macht euch fertig, schlagt an, puff." Worauf er „bravo, bravissimo" rief. Hatte er aber Etwas ausgelassen, wie das Wort „Feuer," so rief er nur: „Bravo," niemals „Bravissimo." Er sagte ferner: „Es lebe unser Kaiser, er lebe recht lange!" — „Wo kommst du her?" — „Verzeihen Ihr Gnaden, ich hab' glaubt, sie sein a Vogel." — „Beten, gehen wir zum Beten." — „Geh'n wir zum Fenster." — „Geistlicher Herr, ich bitt' um a Mantel." — „Herr Hauptmann, grüß Gott, Herr Hauptmann." — „Bauer, Spitzbub, Wilddieb! Gehst weiter, gehst nach Haus, gehst nach Haus oder nicht? Wart, du Kerl, du Lump du." — „Ja, ja, so geht's auf der Welt, ach so, ach so!" Als er krank war, sagte er: „Der Papperl ist krank, der arme Papperl ist krank."

1) So stahl die oben erwähnte Krähe ganz unverschämt und rief dazu: „Du sollst nicht stehlen."

Er sagte auch: „Gieb mir a Busserl, a schöns Busserl," und warf sich dabei mit dem Schnabel einen lauten Kuß zu; Busserl heißt nämlich Kuß. Als er eine Wachtel schlagen hörte, sagte er: „Bravo, Papperl, bravo." Unter Papperl verstand er also in weiterem Sinne einen sprechenden oder singenden Vogel. Das ist Begriff und Begrifferweiterung. Ging er in der Stube herum und sagte man: „Papperl, geh in dein Haus!" so ging er gleich in seinen Käfig und sagte dabei: „Geh nach Haus! Gehst nach Haus, also komm!"

Dieser Vogel zeigte auch sonst feine Eigenschaften. Wenn er mit seinem Herrn zusammenschlief, so hielt er sich ruhig, bis derselbe aufgewacht war; übernachtete er in einem Zimmer allein, so fing er gleich mit Tagesanbruch zu sprechen, zu singen und zu pfeifen an. Aehnliche Zartheit wird bei der Bergdohle bemerkt. Es ist ein sehr kluger Vogel, der auch das Besondere an sich hat, daß er sich auf das Schüren des Feuers versteht. Er ist sehr zähmbar und anhänglich, setzt sich unter Anderem auf das Kopfkissen einer ihm werthen schlafenden Person und wartet unbeweglich, bis sie erwacht. Dann aber hat er keine Ruhe mehr, schreit aus Leibeskräften, läuft von einem Ort zum anderen und gibt auf alle Weise seine Freude kund [1]). Solche Vögel können an den Falken des hl. Franziscus erinnern. Wenn in der Nacht die Stunde kam, wo sich der Heilige zum Gebet erhob, so war der Vogel immer da und machte Lärm an der Thüre. Als aber Franziscus kränker und

1) Oken, Naturgeschichte, Vögel S. 340.

schwächer wurde, da änderte der Falke seinen Brauch, kam erst am Morgen und ließ sich nur leise hören.

Lenz nennt den beschriebenen Papagei geistreich und gibt, den Mittheilungen zu Folge, die er aus Salzburg erhalten, noch Folgendes an. Nach Honicke's, des ersten Eigenthümers, Tode kaufte Dr. Werneck, Arzt in Salzburg, den Vogel für 300 fl. Als auch dieser starb, kaufte ihn der Regierungsrath Kleinmaier zu Wien, „wo er," setzt Lenz hinzu, „jetzt im Jahre 1851 wahrscheinlich noch lebt [1])." Zu bezweifeln ist hier Nichts; wir haben es mit keinem Märchen, keiner Sage, keiner Legende, wir haben es hier rein nur mit der Naturgeschichte zu thun, und befinden uns dabei mitten in der modernen Zeit, ihrer Wissenschaft und Literatur.

9.

Ich glaube hiemit meine Sache mit hinlänglichen Beweisen ausgestattet zu haben. In Thieren, wie die zuletzt geschilderten, ist offenbar wenigstens ein Anfang und Grad von wirklichem Menschenverstand, auch was den eigenen, freien, begriffsmäßigen Gebrauch der Menschensprache betrifft, zu erkennen und ohne die unstatthafteste Gewaltsamkeit nicht wegzuläugnen. Noch merkwürdiger, als dies Alles, kommt mir aber ein von Scheitlin erwähnter Fall vor, wo nicht sowohl das Sprechen, als das Nichtsprechen

---

1) Gemeinnützige Naturgeschichte. Gotha 1851. S. 402. Nachtrag zu S. 209.



das Bewundernswürdige und Bedeutsame war. Ein Staar konnte die Worte sagen: „Komm her, mein liebstes Weibchen, komm her und küsse mich!“ Wenn aber sein Weibchen bei ihm saß, dann gerade wollte der Vogel diese Worte nicht sagen. Es liegt hier einer der Fälle vor, wo man einen Blick in die Thierseele zu thun glaubt, bei dem es einem fast schauerlich zu Muthe wird. Denn es scheint, als habe der Vogel wohl begriffen, was die Worte bedeuten, und zugleich auch dies, daß sie ihm nur scherzhaft eingelehrt worden seien; und diesen Scherz habe er in einem für ihn ernsten Fall nicht passend gefunden.

IV. Ueber Röm. 8, 18.

Es gibt in Beziehung auf die außermenschliche Natur und insbesondere auf das Thierreich keine auffallendere, merkwürdigere und interessantere Stelle der Schrift, als diese ist. Wohl Jeder fühlt, wenn auch nur dunkel ahnend, daß erstaunlich viel darin liegt, daß sie einen großen, tiefen, gewaltigen Sinn hat. „Exspectatio creaturae revelationem filiorum Dei expectat. Vanitati enim creatura subjecta est in spe, quod et ipsa creatura liberabitur a servitudine corruptionis in libertatem gloriae filiorum Dei. Scimus enim, quod omnis creatura ingemiscit et parturit usque adhuc.“ Nach Luther: „Das ängstliche Harren der Creatur wartet auf die Offenbarung

der Kinder Gottes. Sintemal die Creatur unterworfen ist der Eitelkeit auf Hoffnung. Denn auch die Creatur frei werden wird vom Dienste des vergänglichen Wesens zu der herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, daß alle Creatur zusammen sich sehnet und ängstet noch immerdar" u. s. w. Oder nach de Wette: „Das Harren der (ganzen) Schöpfung erwartet die Offenbarung der Kinder Gottes. Denn der Eitelkeit ward die Schöpfung unterworfen auf Hoffnung, daß auch sie, die Schöpfung, wird befreit werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit, (und versetzt) in die Freiheit der Herrlichkeit der Kinder Gottes. Denn wir wissen, daß die Schöpfung zusammen seufzet und in Wehen lieget bis jetzt" u. s. w. Der treffliche Scheitlin in seinem „Versuch einer vollständigen Thierseelenkunde" (Stuttgart u. Tübingen. 1840. I. S. 80.) spricht sich darüber in folgender Art aus. „Diese Stelle hat großes Aufsehen gemacht, Entwicklungen großer Wortgelehrsamkeit veranlaßt, die kühnsten Hoffnungen auch für das Thier geboren. Alles kommt auf die Bedeutung des Wortes: Creatur, Geschöpf an. Es fragt sich, ob darunter die ganze leblose Welt, die ehemals verflucht worden sei, aber einmal aus dem Fluch herausgezogen und verherrlicht werden müsse, verstanden werden solle. Ist die Welt, die Erde ein Zoon, Animal, Thier, Kugelthier, ein belebtes, empfindendes Wesen, das athmet, verdaut, gesund und krank sein kann, so kann sie auch ängstlich harren auf eine Errettung, harren mit dunkeln Gedanken auf eine

Herrlichkeit der Kinder Gottes. Dann erst, wenn diese da sein wird, kann sich die Erde verherrlichen, und zu einem edlen Wohnplatz für neue, verherrlichte Geschöpfe werden. Es kann und wird dann ein neuer Himmel und eine neue Erde und ein neuer Bewohner dieser Erde vorhanden sein. Oder sind nur die Thiere gemeint? Es sind diese — das wissen wir — empfindende Wesen. Sie fühlen, klar oder dunkel, ihre Niedrigkeit und ihr Unglück; sie erhöben sich gerne, nähmen gern Antheil am Glücke der Menschen; einzelne — wie die Hunde — gesellen sich schnell zu fröhlichen Menschen, wollen Theil nehmen und scheinen mit ihren Augen Etwas sagen zu wollen. Könnten das nicht die ängstlich Harrenden sein? Und wenn einmal die Menschen, als Kinder Gottes, verherrlicht, um eine Stufe weiter hinaufgehoben sein werden, dann werden auch die Thiere um eine Stufe höher gestellt erscheinen. Alles aufwärts!" u. s. f.

Es kommt dann noch die Frage an die Reihe, ob die Heiden oder die Juden, die Gottlosen oder gar die Engel gemeint, was wir übergehen wollen. „Auf die Thiere," heißt es weiter, „paßt die Stelle unläugbar am Besten und ist von jeher von Denkern und Gelehrten auf sie bezogen worden; sie kommen uns beim Lesen derselben fast unwillkührlich in den Sinn. Hat Paulus in der That die Thierwelt gemeint, so ist sie ihm großen Dank schuldig; er hat derselben eine Vervollkommnung ihrer selbst prophetisch zugesagt, und der Thierfreund glaubt ihm gerne. — — —

Jedenfalls hat P. eine Menge Gottesgelehrter durch diese Stelle nachdenken gemacht, was ohne sie gewiß nicht geschehen wäre. Gottesgelehrte und Naturhistoriker können sie als Brücke zu einander, als Pfad in die Naturphilosophie und in die Psyche der Natur benutzen. Die Idee ist immerhin groß. Auch Dunkelheiten und Hypothesen sind vor der Hand gut und eben sie die größesten Bürgen für ein helles Reich. Man muß nicht Alles schon wissen. Warum wollet ihr Alles ausmessen, ihr Theologen und Nicht-Mathematiker? Warum Nichts glauben, ihr Mathematiker und Nicht-Theologen? Paßt aber das Wort des Apostels besser oder am besten auf die ganze Erde, so ist das Thier als ein empfindender Theil derselben mit eingeschlossen. Paulus kündigt eine große Verwandlung an. Die Erde wird sich einst aus ihrer Puppe, wie der Schmetterling, und das Thier vielleicht einmal aus seinen Fesseln befreien. Was ängstlich harret, verdient, was es auch immer sei, Berücksichtigung, und wenn wir ihm beizukommen vermögen, Beistand und Trost."

Mit diesen letzten Worten streift dieser geist- und gemüthsvolle Thierpsycholog nahe an die Richtung an, welche einige Heilige der katholischen Kirche, vorzüglich der hl. Franziscus von Assisi, dieser Engel in Menschengestalt, genommen haben, indem sie sich in ein so vertrauliches Verhältniß zur Natur- und insbesondere zur Thierwelt setzten. Hier kündete sich die Erlösung der seufzenden und

harrenden Creatur und das Ende des alten Zwiespaltes, der traurigen und schrecklichen Entzweiung des Menschen mit der Natur bereits faktisch an, und diese, wie es scheint, empfand und erkannte, was geschah und was ihr entgegen kam und verhielt sich zu den ihre Erlösung wenn auch nur erst vorbereitenden und von ferne beginnenden „Kindern Gottes" in ganz anderer Weise, als zu anderen Menschen. Der Friede, das Vertrauen, die Wonne der Urwelt kehrte zurück; es wurde zugleich noch Höheres und Größeres angebahnt. Denn nicht allein die Wiederherstellung anfänglicher, urweltlicher Einheit und Güte — eine neue, höhere Schöpfung und Existenzstufe, wie sie nie vorhanden war, wird durch Christenthum und Kirche begründet. Und diese soll und kann nicht allein den Menschen, getrennt von der Natur und in abstrakter Entleiblichung und Vergeistigung, betreffen; Natur, Erde, Sinnenwelt, Leiblichkeit behauptet in der verkündeten großen Metamorphose ebenfalls ihr Recht; es hat nur Alles der höheren Stufe gemäß zu sein, zu welcher die ganze Schöpfung (κτισις) erhoben werden soll. „Unser Hoffen für Alles, was Leben und Athem hat, was empfinden und unterscheiden kann, sei kühn! Es soll Nichts davon verloren gehen. Die Erde selbst soll endlich einmal aus ihrem Windelzustande heraus und die Erdpsyche, die, wie jede andere, ihre Geschichte zu durchlaufen hat, sich ihre Räthsel lösen lassen, sich verklären und inne werden, was und wie sie sei." So Scheitlin in dem angeführten Werke. Joh. 5, 6. wird die Glorie des getödteten Lammes

geschildert: „Und sie sprachen mit lauter Stimme: Würdig ist das Lamm, zu empfangen Macht und Reichthum und Weisheit und Stärke und Ehre und Herrlichkeit und Lobgesang. Und alles Geschöpf, das im Himmel ist und auf der Erde und unter der Erde und im Meere hörete ich sagen: Dem, der auf dem Throne sitzt, und dem Lamme Preis und Ehre und Herrlichkeit!“ Auf diese Weise wird auch hier die ganze Schöpfung mit allen ihren besonderen Theilen in den ewigen Hymnus der Vollendung und Seligkeit hineingezogen, der am Ende der weltgeschichtlichen Entwickelungen und nach Ablauf der letzten Krisen und Katastrophen des Welt- und Erdlebens ertönen soll.

V. Ueber mystische, magische, magnetische Einwirkungen auf die Natur.

1.

In welcher Art und bis zu welchem Grade sind dergleichen Einwirkungen des Menschen auf die außermenschliche Natur, auf Welt und Erde im Ganzen und Besonderen, auf Materien, Elemente, Pflanzen, Thiere möglich? Was gibt uns hierüber insbesondere Philosophie, Speculation, Erfahrung, Beobachtung, Naturkunde an die Hand, oder was lassen diese wenigstens für Annahmen und Vorstellun-

gen zu? Berühren sich die zwei dem Anscheine nach so scharf geschiedenen und unvereinbaren Sphären des menschlichen Bewußtseins und Verhaltens: die der religions- und kirchengläubigen und die der frei untersuchenden und bestimmenden, und gibt es eine Vermittlung, einen Zusammenhang, eine gewisse Ausgleichung des Wunderbaren, des fabel- und märchenhaft Erscheinenden, von Unglauben und Aufklärung Verworfenen, mit dem empirisch Erkannten und sicher Gestellten, dem wissenschaftlich und rationell Denk- und Annehmbaren? —

Diese Fragen sollen im Folgenden so weit beantwortet werden, als es die mir gerade zu Gebote stehenden Mittel erlauben.

2.

Wir wollen zuerst das Verhältniß des Menschen zu der allgemeinen, unorganischen, siderischen, elementarischen Natur betrachten. „Können," heißt es in Kieser's System des Tellurismus, „die Himmelskörper und eben so die Atmosphäre vom Menschen magnetisirt werden, so daß vermittelst der höchsten Thätigkeit desselben durch seine psychische Kraft — Glaube, Wille — in denselben organische Veränderungen entstehen? — Die Antwort kann bejahend sein, aber unter einer unerfüllbaren oder doch nur höchst selten erfüllbaren Bedingung, wie Archimedes die Möglichkeit einer ähnlichen, jedoch mechanischen, Wirkung in seinem: Δος μοι που στω και κινησομαι τον κοσμον, bestimmt, unter der Bedingung nämlich, daß sich der

Mensch als beherrschend zu den Himmelskörpern und zur Erde verhalte, somit außer dem Wirkungskreise derselben und über ihnen stehe. — — — Nur unter Christi Wunderwerken finden wir bis jetzt die bestimmte Beherrschung der Elemente, Matth. 8, 24—26. Jesus bedräut Wind und Meer, da wird es stille." Kieser denkt sich also die Sache von seinem rein wissenschaftlichen Standpunkt aus als möglich, doch nur im allerseltensten Falle, wie er ihn ausschließlich bei dem gottmenschlichen Stifter des Christenthums findet und anerkennt. Gehen wir auf die eigenen Erklärungen Christi zurück, so beschränkt dieser seine Wunderkraft nicht auf sich allein; er theilt sie, und zwar im vollsten, unbeschränktesten Maße, seinen Jüngern mit; er stellt sogar eine über dies Maß hinausgehende Entwickelung und Steigerung derselben in seinen Nachfolgern und Gläubigen in Aussicht [1]). Und so finden wir in der That nicht nur in Hinsicht der unmittelbaren Schüler und Apostel desselben, sondern auch weiterhin in der Geschichte der Heiligen und der katholischen Heidenbekehrer die außerordentlichsten Wunderkräfte und Wunderthaten verzeichnet, namentlich auch die Macht über die Elemente, wie sie der heil. Franz Xaver besessen haben soll, der unter Anderem auch den Stürmen gebot [2]).

1) Ev. Joh. 14, 12. Vergl. Matth. 10, 1.; 17, 20.; 21, 21. Marc. 16, 17 f.

2) Kieser selbst gesteht den begeisterten Schülern Loyola's im Hinblick auf ihre im sechzehnten Jahrhundert entfaltete That-

3.

Wir heben noch einige weitere Erklärungen ausgezeichneter Denker und berühmter Männer älterer und neuerer Zeit über die bezüglichen Dinge aus. So trug Petrus Pomponatius (geb. 1462, gest. 1526.) sehr kühne Ge-

---

und Wunderkraft merkwürdig viel zu. Er sagt I. S. 241. seines Systems: „Orlandini, der Geschichtschreiber der ersten Jesuiten, berichtet von diesen wahren Nachfolgern Christi, die die eigentliche Idee des Christenthums praktisch im Leben durchzuführen unternahmen, die meisten Wunder, welche Christus selbst verrichtete, so daß sich die Zeichen der Gläubigen, von denen derselbe sprach, vollkommen an ihnen offenbarten. Simon Rodericius rettete durch sein Gebet einen Sterbenden. Gaspar Berzäus heilte aus der Entfernung einen Fieberkranken. Xaverius erweckte durch das Gebet die verstorbene Tochter eines Heiden; derselbe verfertigte Geiseln, die nicht so wohl zur Züchtigung, als zur Heilung von Krankheiten dienten. Paschasius Broëthus trieb durch Beichte und Absolution von einem Weibe einen Teufel aus, welches sieben Menschen nicht bändigen konnten. Michael Achioa heilte durch Glauben und Auflegung der Hände fast alle Krankheiten: Fieber, Lahmheit, Blindheit, Taubheit; auf gleiche Weise heilte Nicolaus Lanoius zu Wien einen Pestkranken." Die Auffassung Kieser's ist, was die Natur dieser Wunder betrifft, keineswegs die kirchliche; aber um so gewichtvoller ist seine Anerkennung des Thatsächlichen. Man sehe, was er daselbst S. 238 f. zum entschiedenen Lob des Katholicismus im Gegensatze des Protestantismus und der falschen Aufklärung sagt, die alle dergleichen Erscheinungen für Lüge und Betrug erklärt.

danken darüber vor. „Cum hominis animae voluntas et maxime imaginatio fuerint vehementes, elementa, venti et reliqua materialia sunt nata obedire eis [1]).“ Die Psyche des Menschen, seine Geistes- und Willenskraft in ihrer höchsten Entwicklung und Vollkommenheit, besäße demnach, der elementarischen und materiellen Welt gegenüber, eine Macht und Gewalt, die nicht zu ermessen, die alle Schranken zu überschreiten im Stande wäre. Ohngefähr in derselben Weise spricht Göthe bei Eckermann von dem wunderbaren Vermögen derjenigen Menschen, in welchen das „Dämonische,“ wie er es nennt, und was hier im guten Sinne des Wortes zu nehmen ist, in vorwiegendem Maße vorhanden sei. „Eine ungeheuere Kraft geht aus von ihnen; sie üben eine unglaubliche Gewalt über alle Geschöpfe, selbst über die Elemente; und wer kann sagen, wie weit sich eine solche Wirkung zu erstrecken vermag?“ Magische Leistungen erstaunlicher Art werden von einem somnambulen Knaben erzählt. Die Kirchuhr schlug fälschlich $^1/_2$ auf 6, da sie $^3/_4$ zu schlagen hatte. Der Knabe, darüber aufgebracht, zwang sie sofort, noch einmal, nun aber richtig zu schlagen, wie er es voraussagte [2]). Man kann sich nicht enthalten, hiebei auch an den Zauberglauben des Alterthums zu denken, der nicht etwa bloß mittelalterlich und christlich ist, sondern seine volle Aus-

1) De incantationibus. Basiliae 1567. p. 237.

2) „Richard's magnetischer Schlaf“ von Görwitz. Leipz. 1837. S. 50.

bildung bereits im Heidenthum hatte, wie man aus den Dichtern und Schriftstellern der alten Griechen und Römer sieht. Was z. B. das zauberische Wettermachen und den Schaden betrifft, welchen die Hexen dem Wachsthum der Pflanzen zu thun im Stande sein sollten, so kommt eine Spur davon schon in den zwölf Tafeln vor. „Das Beschwören der Feldfrüchte war in den zwölf Tafeln verboten, indem das rohe (rudis) Alterthum glaubte, der Regen könne durch Zaubergesänge sowohl herbeigezogen, als verhindert werden.“ So Seneca, nat. qu. lib. IV. c. 7. „Ich treibe fort, ich ziehe herbei die störenden Wetter,“ sagt die Zauberin bei Ovid, Metam. VIII, 7. Diodor lib. V. spricht von Leuten, welche, wie man sage, Regen, Hagel, Donner, Schnee, Nebel hätten machen können. Dion lib. LX. erzählt, daß die römische Armee einmal durch Zaubermittel mit Wasser und Regen versehen worden sei. Plinius lib. XXVIII, 2. sagt, daß man sich mit Zauberversen gegen den Hagel herumtrage. Hippokrates de morb. sacr. rügt es als einen Aberglauben, wenn man die Verfinsterung der Sonne und des Mondes, die Erregung von Donnerwettern, Stürmen und Ungewittern, so wie die Heiterkeit des Himmels der Zauberei zuschreibe. Eine allgemeine unbedingte Macht über die Natur mißt sich die Hexe bei Petronius Arbiter bei. „Alles, was du auf Erden erblickst, gehorcht mir. Es vertrocknet, so bald ich will, das blühende Gewand der Erde“ u. s. w. Es ist nichts, was hienach nicht

durch die Sprüche (dicta) der Zauberin bewirkt werden könnte. Der Verdacht, Sturm erregen zu können, ruht in Frankreich auf ganzen Geschlechtern. Leute der Art finden sich, sagt man, am See ein, wobei sie wenigstens zu dreien sind, und schlagen Nachts vor Sonnenaufgang unter fürchterlichem Geschrei das Wasser in die Höhe, worauf unmittelbar ein heftiger Sturm entsteht. Sie heißen meneurs de nuées. Die mannigfaltigsten Wirkungen werden durch Zaubergesang erreicht, so Aufregung und Besänftigung der Elemente, Oeffnung und Schließung von Bergen, Sprengung von Banden u. s. w. Von bloßer Besprechung weicht Schloß und Riegel; einzelne Gauner und Räuber stehen jetzt noch in dem Rufe, ihre Ketten und die Schlösser ihrer Gefängnisse besprechen zu können, daß sie ihnen abspringen [1]). Wenn wir nun in solchen Annahmen und Darstellungen auch Nichts, als Aberglauben oder betrügerisches Vorgeben erblicken, so ist doch die uralte Idee einer Beherrschung der Außenwelt durch des Menschen Willen und Seelenkraft zu erwägen. Eine solche Idee muß tief im Menschen liegen, da wir sie überall und zu allen Zeiten finden. Bis zu einem gewissen, wenn auch sehr eingeschränkten, Grade ist aber auch wohl die Realisirung dieser Idee durch besonders geeignete Individuen und Zustände zuzugeben. Tritt nun

1) Grimm, deutsche Mythologie unter den Aufschriften: „Hagelmachen“ und „Beschwörung.“

des Menschen Wille und Seelenkraft, die schon für sich einer gewissen Entwicklung und Steigerung fähig, mit einem höheren Willen und einer höheren Kraft in Verbindung, wie bei den Heiligen der Fall, so werden noch ganz andere Effekte möglich werden. Dann tritt das ein, was Christus meint, wenn er von einem Glauben spricht, der Berge versetzt.

4.

In Betreff der vegetabilischen Natur insbesondere ist anzuführen, daß und mit welchem Erfolge man versucht hat, Pflanzen zu magnetisiren. Bei der rothblühenden Balsamine (Impatiens Balsamina) z. B. zeigte sich nach Kieser in Folge von Begießen mit magnetisirtem Wasser eine beträchtlichere Dicke der Haupt= und Nebenstengel, größere Menge und üppigere Ausdehnung der Blätter und größere Zahl, Gefülltsein und dunklere Farbe der Blumen, „also größere Intensität des vegetabilischen Lebens überhaupt.“ Was die üble Einwirkung des Menschlichen betrifft, so läßt sich diejenige anführen, welche menstruirende weibliche Personen auf Pflanzen und vegetabilische Lebensmittel haben. Daß blühende Rosen, von solchen Personen angerührt, schnell welken, wird von Kieser[1]) als eine in älterer und neuerer Zeit gemachte Erfahrung angeführt. Die alte Welt fürchtete diesen Zustand des Weibes ganz außerordentlich und schrieb ihm

---

1) Tellurismus I. S. 64.

verändernde und verderbende Kräfte und Wirkungen auf belebte und unbelebte Gegenstände zu, an die man heutzutage, wenigstens im Bereiche wissenschaftlicher Forschung und Beurtheilung, nicht mehr zu glauben geneigt [1]). Was übrig bleibt, ist genug, um uns zu lehren, daß die Pflanzenwelt für menschliche Einflüsse in der That sehr empfindlich ist. Man hat mir einmal eine verdorrte Laube gezeigt, in der ein an der Schwindsucht Gestorbener häufig gesessen und die er dadurch so tödtlich angesteckt haben sollte. Eine schädliche und verderbliche Wirkung hat nach altem Zauber- und Hexenglauben auch der mit bösem Willen verbundene Menschenblick. Das griechische und lateinische βασκαίνειν, fascinare galt vornehmlich von dieser Art von Bezauberung. Für den Zauberblick hatte man die Ausdrücke: „der schädliche Blick," — „das böse Auge" — „obliquus oculus" — „urentes oculi [2])." Nach einer von Grimm [3]) angeführten Mythe konnte Einer durch sein bloßes Anschauen Alles verderben; man zog ihm einen

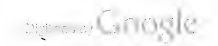
1) Man sehe z. B., was Plinius hist. nat. VII, 13. Alles davon zu sagen weiß. Vergl. über diesen Gegenstand 3 Mos. 15, 19. und Friedreich „zur Bibel," Nürnberg 1848. I. S. 133 ff. Der Glaube, daß menstruirende Personen durch ihren Eintritt in Wein- und Bierkeller ein Umschlagen oder Verderben dieser Getränke bewirken, hat sich bis in die neueren Zeiten hinein erhalten.

2) *Horat.* Epist. I. 14, 37. *Persius* II, 34.

3) Deutsche Mythologie unter der Aufschrift: „Zauberblick."

Sack über das Gesicht; er schaute durch ein Loch und verdarb mit einem Blicke ein Grasfeld. Eben so sollte ein solches Anschauen dem animalischen Leben gefährlich sein, worüber unten mehr. Ein schönes und zartes Gegenbild zu so unheimlichen und abstoßenden Vorstellungen und Erscheinungen stellt sich uns im Leben katholischer Heiligen dar. Hier wird z. B. auf einen Ort, ein Stück Feld, den ein solcher in Besitz nimmt und bewohnt, in der Art eingewirkt, daß ihm ein erhöhtes vegetabilisches Leben zu Theile wird, daß er sich in merklichem Unterschiede von der übrigen Gegend in ein kleines, stets grünendes und blühendes Eden verwandelt. Dem heil. Rigobert schenkte Pipin so viel Land, als er würde umgehen können. Der Platz, den der Heilige auf diese Weise gewann, blieb fortan immer grün und schön, wie auch sonst Alles umher durch Witterungsverhältnisse und ungünstige Jahreszeit zu leiden haben mochte [1]. So kommt es ferner vor, daß Pflanzen und Bäume zu ungewöhnlicher Zeit Blüthen und Früchte tragen, daß sie Heilkräfte erlangen, die ihrer Gattung sonst nicht eigen sind, daß ihr Dasein und Blühen an Leben und Nähe der Heiligen geknüpft, so daß sie beim Tode derselben trauern, bei Berührung der heiligen Leichname aufgrünen,

1) Rambeck, heiliges Benedictinerjahr, übersetzt von Bierholz I. S. 14. Die Pflanzen waren gleichsam magnetisirt. Es spielt hier eine höhere, doch verwandte Kraft, ihre Rolle, eine Kraft, von der unsere „Wissenschaft" Nichts weiß und Nichts wissen will, obschon sie die Krone aller Kräfte ist.



auch wohl aus den Grabstätten derselben emporwachsen. Besonders ist hier die heil. Rosa von Lima zu erwähnen. Diese hatte z. B. drei Rosmarinpflanzen, davon eine auf Bitten der Vicekönigin in den Hofgarten verpflanzt wurde, hier aber sofort welkte und abstarb. Zurück in Rosa's Garten versetzt, grünete sie am vierten Tage wieder auf und wurde noch schöner, als sie gewesen war. Drei Nägeleinsblüthen soll dieser Heiligen der Busch mitten im Mai — der Winterszeit in jenen Gegenden — Nachts vor dem Feste der heil. Katharina von Siena zum Schmucke für das Bild derselben geliefert haben. Als sie einst in der Morgendämmerung in die kleine Einsiedlerhütte ging, die sie sich im Garten erbaut hatte, lud sie in ihrer frommen Begeisterung sämmtliche Gewächse umher zum Lobe Gottes ein. Da sollen sich in einer Art von Einklang die Bäume bewegt, es soll sich ein allgemeines Säuseln im Laube erhoben, auch die kleinen Pflanzen mit ihren Häuptern sollen genickt und Blumen, Dolden und Stengel, wie zu einer gemeinsamen Lebensäußerung erweckt, in eine lieblich lispelnde Hymne zusammengestimmt haben. „Phantasie!" wird man rufen; oder man wird eine bloße Dichtung darin erkennen. Lassen wir diese rationalistischen Auslegungen zu, so haben wir in dem ersteren Falle doch immer ein nicht nur anmuthiges, sondern auch bedeutungsvolles, das Bedürfniß eines tieferen, positiveren Verhältnisses zur Natur ausdrückendes und vor der Hand wenigstens in dem wachen Traum einer schönen Seele darstellendes Phantasiespiel

vor uns. In dem anderen Falle gäbe sich die Idee eines solchen Verhältnisses in Form einer lieblichen Dichtung kund. Was wissen wir übrigens von der Natur? Je ungläubiger und somit äußerlicher wir uns gegen sie stellen, desto mehr verbirgt sich uns ihr Wesen, Kern und Geist. Jene Heiligen fanden vielleicht in der frommen Einfalt und Kindlichkeit ihres Glaubens und Anschauens einen Weg in ihr Inneres, den unsere stolze Wissenschaft mit ihren oberflächlichen Auffassungen und Methoden nicht zu finden vermag, für die vielmehr das bekannte desperate Wort gilt und wohl ewig gelten wird:

> In's Innere der Natur dringt kein erschaffner Geist,
> Zu glücklich, wenn er nur die äußere Schaale weist.

„Wenn die Liebesglut im Herzen des heil. Franziscus zu hellen Flammen aufloderte, so wandelte er auf dem Felde umher und foderte Saaten, Weinberge, Bäume, Blumen, Sterne, alle seine Brüder und Schwestern, wie er die Creaturen nannte, zu gemeinschaftlichem Preise der schaffenden Gottheit auf.“ Alles lebte ihm, Nichts war ihm kalt und todt, oder er glaubte es, wenn es dies war, durch das Feuer seiner Seele, durch das Wort seines Mundes erwärmen, erwecken, beseelen zu können. Egidius, ein Schüler dieses großen Heiligen, durchwandelte in der Trunkenheit seiner frommen Naturliebe oft Feld und Wald und küßte weinend Baum und Fels [1]. Den heil.

1) Es ist höchst merkwürdig und überraschend, wie sich diese



Peter von Alcantara veranlaßte der Anblick der Sterne, Pflanzen, Kräuter zu den tiefsten Betrachtungen. Wenn Paul vom Kreuze, der Stifter der Passionisten, durch blühende Gefilde schritt, so sah man ihn oft auf dem Wege die Blumen aufmerksam betrachten und mit seinem

---

Nachrichten so nahe mit den poetischen Aeußerungen Schiller's berühren.

„Wie einst mit flehendem Verlangen
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß —
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Begann an meiner Dichterbrust,
Bis theilend meine Flammentriebe
Die stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verstand.
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall."

Hätte sich Schiller mit der Lebensgeschichte jener Heiligen vertraut gemacht, so hätte er sich mit ihnen in inniger Verwandtschaft gefühlt. Auch sie waren Dichter, nur waren sie noch mehr; sie waren, so zu sagen, Ueberdichter, hypropoetische Naturen, die mit den poetischen Stimmungen und Intentionen, wie sie Schiller beschreibt, vollen Ernst zu machen wagten.

Stocke berühren, indem er seine Begleiter bat, sich still zu verhalten. So übte auch auf den heil. Ignatius der Anblick eines Pflänzchens, einer Frucht, eines Wurmes oder Insektes die größte Wirkung aus. Für solche Menschen mag die Natur ganz andere Offenbarungen bereit haben, als für unsere kritische Nüchternheit, Kälte und Herzlosigkeit.

5.

Es ist endlich auch von der Einwirkung des Menschen auf das Thierreich und den hiebei angenommenen und annehmbaren Möglichkeiten zu handeln. Kieser im „Tellurismus" sagt hierüber Folgendes: „Magnetische Einwirkung der Menschen auf Thiere, so wie auch anderer Thiere auf solche, finden in mancherlei Verhältnissen Statt. Wirklichen magnetischen Schlaf durch magnetische Berührung hat man nur bei höheren Thieren hervorgebracht, wie bei dem Affen, dem Hunde, der Katze. Dahin gehören die sympathetischen Heilungen mancher Krankheiten an Thieren durch Besprechen und Bestreichen." Kieser zieht hieher auch die Wirkung der Klapperschlange auf kleinere Thiere. „Dazu sind wohl auch die Fälle zu rechnen, wo Menschen entweder durch bloße Worte oder auf andere nicht bekannte Weise selbst wilde Thiere plötzlich bändigten, so daß aller eigene Wille derselben verloren ging." So sind die Schlangenbeschwörer schon im alten Testamente bekannt. Ps. 58, 6. Pred. Sal. 10, 11. Wierus de praestigiis daemonum berichtet von Menschen, die

durch Wort und Blick Thiere, z. B. Ratten dermaßen zu bannen vermochten, daß sie, gleichsam erstarrt, nicht entfliehen konnten und mit Händen zu greifen waren. P. Grillandus de sortilegiis erzählt einen Fall, wo ein Grieche einen wüthenden Stier durch bloße Worte bändigte, so daß er ihn an einer dünnen Schnur zu führen vermochte. Burdach [1]) erzählt: „Ich sah, wie sich ein wild gewordener Stier, den die Leute in den Stall treiben wollten, der sie aber sogleich zur Flucht nöthigte, durch einen Mann, der ohne alle Waffen, aber mit ruhiger Entschlossenheit zu ihm ging, wie ein Lamm in den Stall führen ließ." Hiernach scheint der Zauber zuweilen ganz nur in einer geistig imposanten Persönlichkeit und einem ruhigen, würdevollen, auf gewaltsame Mittel verzichtenden, nichts Feindliches und Tyrannisches, sondern ganz nur den Adel des höheren Menschenthums zu erkennen gebenden Entgegentreten zu bestehen. Doch bleibt hier immer etwas Räthselhaftes und Mystisches, etwas eigenthümlich Sympathetisches und Antipathetisches, was sich in die gemeine Verstandesklarheit nicht auflösen läßt. „Es ist erwiesen," sagt Scheitlin [2]), „daß manche Hunde leicht, andere schwer, manche gar nicht lernen. Aber eben so ist auch erwiesen, daß manche Menschen Hunde leicht, andere dieselben nur mit Schwierigkeit, noch andere gar nicht lehren können. Es

1) Blicke ins Leben, Leipz. 1842. II. S. 134.

2) Thierseelenkunde I. S. 281 ff.

ist in einzelnen Menschen eine rein unbegreifliche und unbegrenzte Befähigung, Thiere augenblicklich zu zähmen, gehorsam und geschickt zu machen." Er gedenkt dabei des Rudolph Lang aus Augsburg, der Hunde zu unglaublichen Dingen bewog, mit solchen in ganz Deutschland herumzog, überall hin eingeladen wurde und überall für einen Zauberer galt. Die Schrift, die Lang darüber verfaßte, gibt nach Scheitlin's Bemerkung keine psychologischen Aufschlüsse. Der Mann wird eben selbst kein Bewußtsein über die Natur des Zaubers, den er ausübte, oder keinen Ausdruck dafür gehabt haben. Es kommen ferner Fälle vor, wo Hirsche, Rehe, Füchse, wilde Schweine, ohne etwa gezähmt gewesen und entlaufen zu sein, oder durch Hunger und Bestürzung bestimmt zu werden, vor dem Menschen stehen bleiben, ja sich ihm nähern und ihn begleiten [1]). Gänse und andere Vögel haben zuweilen merkwürdige Sympathien und Anhänglichkeiten, die zuweilen den Charakter der Dankbarkeit haben, zuweilen auch dunklerer Beschaffenheit sind, worüber unten mehr. Die Papageien wählen sich einzelne Menschen zu Lieblingen, manche dagegen können sie gar nicht leiden. Vom Kalbe sagt Scheitlin: „Nicht Jeder versteht dasselbe und es versteht auch nicht Jeden. Es gibt männliche

---

1) Wildungen, Neujahrsgeschenk für Jagd- und Forstliebhaber. Marburg, Jahrg. 1798. S. 117 ff. Burdach, Blicke in's Leben II. S. 237.



und weibliche Individuen, denen jedes Kalb a prima vista Stunden weit nachläuft, anderen keinen Schritt.“ Wegener in seinem „Leben der Thiere“ läßt den Förster Folgendes sagen: „Es gibt Menschen, die fast von allen Hunden gebissen und von allen Pferden geschlagen werden. Dagegen kannte ich einen Bauer, der die wildesten Pferde sogleich besänftigte, wenn er an sie herantrat und sie berührte. Die Leute glaubten, er bediene sich zauberischer Mittel; er selbst aber gestand mir offen, daß er nicht wisse, wie es zugehe, und seinen Einfluß auf die Thiere nur zufällig erfahren habe. Ein deutscher Professor in Petersburg, den ich einmal auf der Reise traf, versicherte mich, daß er zu dem wüthendsten Kettenhunde gehen könne, und freundlich empfangen werde.“ Eine Dame läßt er sodann von ihrem Wachtelhunde und ihrem Papagei Folgendes berichten: „Gegen manche Leute, die im Hause ab- und zugehen, bleibt der Hund immer böse, so sehr sie sich auch um seine Freundschaft bewerben und ihn durch Leckerbissen zu gewinnen suchen, während er sich gegen Andere, die sich nicht einmal viel um ihn bekümmern, freundlich zeigt. Meinen Papagei darf ich nicht wagen auf die Hand zu nehmen, wie ich will, und man muß sehr auf seiner Hut sein, um nicht von ihm gebissen zu werden. Es war aber ein Maler bei uns, der nahm ihn, trotz unserer Warnung sogleich auf die Hand; der Vogel gehorchte ihm und ließ ihn, zu unserem größten Erstaunen, mit sich machen, was er wollte. Der Maler versicherte, daß es ihm mit anderen Thieren eben so

gehe, und daß Hunde und Vögel sehr schnell allerlei Kunststückchen von ihm gelernt hätten, ohne daß er Etwas von der Abrichtung der Thiere verstehe." Von dem „magnetischen Rapport der Fische zu gewissen Menschen" spricht Scheitlin [1]. „Nur einzelne und eigene Menschen," sagt er, „können Bienenväter werden, so auch nur einzelne und eigene Menschen Zähmer und Abrichter von Fischen. Ein Italiener hat in neuester Zeit eine Anzahl von Fischen ganz verschiedener Art völlig gezähmt und abgerichtet. Auf sein Geheiß tummeln sie sich mit einander herum; auf sein Geheiß packt der raubgierige Hecht einen andern Fisch an und auf sein Geheiß läßt er ihn sogleich wieder friedlich los oder apportirt ihm denselben!" Selbst Tiger und Löwen lassen sich zähmen, sänftigen, abrichten, zur Selbstbeherrschung und Enthaltsamkeit von dargereichter Nahrung bestimmen, zu Diensten gebrauchen. „Höchst interessant," sagt Scheitlin in seiner Charakteristik des Tigers, „ist die Möglichkeit seines Uebergehens aus dem Zustande der furchtbarsten Naturwildheit in den der wahrsten Zahmheit, in welch letzterem er wie ein Pferd angeschirrt, an den Wagen gebunden, durch den Zügel gelenkt wird und ganz in den ihm völlig unbekannten oder nur errathenen Willen seines Herrn eintreten kann." Der Löwe ist noch viel leichter, als der Tiger, zum Wagenziehen abzurichten oder zu erziehen. Hanno hatte einen Löwen,

---

1) Thierseelenkunde I. S. 466.

der Gepäcke trug und Berenice hatte einen, der ihr Gesicht leckte und ihr gesitteter, menschenartig speisender Tischgenosse war [1]). Wenn nun von katholischen Heiligen erzählt wird, wie sie wilde Thiere gebändigt, Wölfe und Bären unschädlich und dienstbar gemacht u. dergl., so ist dies nicht so ohne Weiteres nur in's Fabelbuch zu schreiben. Wenn schon innerhalb der profanen Lebenskreise solche Erscheinungen, wie die erwähnten, vorkommen, was muß nicht erst möglich sein, wenn thierischer Wildheit, die aber das Höhere im Menschen gleichwohl zu ahnen und zu respectiren vermag, erhabene Menschen harmlos und liebevoll, doch mit der ganzen Würde und Kraft der zur Heiligkeit erhöhten Menschennatur entgegentreten! Zu Gubbio rückten einmal die Einwohner bewaffnet, wie gegen Feindesmacht, wider einen furchtbaren Wolf aus, der die Gegend verheerte. Da ging der eben anwesende heil. Franziscus dem Ungeheuer allein entgegen und ganz unbewehrt. Dieses ließ sich, als es ihn erblickte, besänftiget zu seinen Füßen nieder. Er schloß dann, wie die Legende berichtet, mit seinem „Bruder Wolf" einen Vertrag; führte den gezähmten, willig folgenden in die Stadt hinein und gebot den Bürgern, für ihn zu sorgen, der ihnen dann auch Nichts mehr zu Leide thun werde. Er wurde von ihnen zwei Jahre lang nach Vorschrift unter-

1) *Aelian.* hist. anim. V, 39. *Plinius* VIII, 16. 21. *Tertullian.* de anima c. 24.

halten und, als er starb, wie ein geliebtes Hausthier betrauert.

6.

Ein sehr merkwürdiger Zug ist die Neigung der Thiere, sich an somnambule oder in verwandten Zuständen befindliche Menscheu anzuschließen. Strombeck[1]) erzählt von einer Katze, die während des somnambulen Zustandes einer Kranken eine weder vorher noch nachher bemerkliche Zuneigung zu ihr hatte, so daß sie sich zu ihr drängte, sich an sie schmiegte ꝛc. Ein ähnlicher Fall ist der von mir selbst bei Kaspar Hauser beobachtete. Eine in meinem Hause ernährte Katze war nicht sehr zahm; sie ließ sich zwar im Zimmer berühren und tragen, nie und von Niemand aber im Freien. So wie dagegen Hauser in den Garten kam, lief sie, wenn sie nicht etwa durch andere Leute abgeschreckt wurde, auf ihn zu, ließ sich von ihm ergreifen und herumtragen und jagte sich mit ihm spielend im Garten umher. Sie schmeichelte ihm an den Füßen herum und er bekam davon eine wohlthuende Empfindung eigener Art, während ihm damals, so viel ich weiß, jede andere animalische Berührung und Einwirkung nur unangenehm war. Die Katze mochte sonst Nichts genießen, als Fleisch und Milch; trockenes Brod pflegte sie selbst dann nicht zu fressen, wenn

1) Geschichte eines allein durch die Natur hervorgebrachten animalischen Magnetismus. Braunschweig 1810. S. 182. Kieser, Tellurismus I. S. 206.



sie sehr hungrig war. Aus Hauser's Hand jedoch fraß sie viel schwarzes Brod, wenn es sie auch nicht sehr hungerte, sogar Obst. Ich hielt ihr einmal etwas von gekochten Aepfeln hin, was sie beroch und liegen ließ; dann nahm Hauser dasselbe in die Hand und bot es ihr an, worauf sie es sogleich verzehrte. Einst kam sie zu Hauser, der sich im Garten befand, mit einem großen Bande, das sie irgendwo gefunden haben mochte, herbeigerannt und forderte ihn gleichsam zum Spielen auf. Er hatte früher öfters mit seinem Strumpfband mit ihr gespielt; daran mochte sie sich beim Auffinden des Bandes erinnert und es zu gleichem Behufe herbeigetragen haben. Ich sah es selbst mit an, wie er in den Garten kam und das Band suchte, und wie ihn die Katze sogleich verstand, in das Gesträuch sprang und mit dem Bande herauskam. Er selbst schrieb in seiner eigenthümlichen, kindlich-ungebildeten Manier Folgendes auf.

„Der Herr Professor Daumer hatte eine Katze, welche weiß und schwarze Flecken hatte; mit dieser unterhielt ich mich manche Stunde im Garten. An einem Morgen ging ich in den Garten und dachte: wenn nur die Katze in dem Garten wäre, heute möchte ich gerade gerne mit ihr spielen. Als ich zur Gartenthüre hinein kam, lief sie mir schon entgegen; ich rief ihr zu: „Mützel, bist du schon da?“ und lief den Garten hinunter bis zum anderen Ende. Sie konnte aber besser laufen, als ich, und ich lief nicht ganz hinunter, sondern ich wandte mich um und wollte zur

Mutter hinaufgehen und mir ein Band geben lassen, daß ich mit ihr recht spielen könnte. Als ich langsam hinunter ging, lief sie mir vor und sprang in das Feld hinein und brachte mir ein Band entgegen, und ich spielte mit ihr eine halbe Stunde lang. Da kam auch der Herr Professor und wollte zusehen, wie ich mit ihr spielte; denn der Herr Professor sah zuerst zum Fenster hinunter und da konnte er nicht recht hinunter sehen; so ging er auch in den Garten. Aber sobald er die Gartenthüre öffnete, hörte die Katze mit mir zu spielen auf und lief aus dem Garten hinaus. Ich wußte nicht gleich, warum denn die Katze heute aus dem Garten lief und nicht mir zuerst das Zeichen gab; denn wenn sie nicht mehr spielen mochte, so lief sie nicht mehr auf das Band hin, sondern auf meinen Fuß her und spielte mit dem eine Zeit lang und dann that sie einen kleinen Schrei und ging schön langsam zur Gartenthüre hinaus."

Nicht unerwähnt zu lassen ist hiebei der Umstand, daß diese Erscheinung zu der Zeit hervortrat, wo sich H. noch nicht an animalische Kost gewöhnt hatte. Er selbst behauptete, das Thier habe erst dann nach ihm gehauen, so wie es anderen Menschen zu thun pflegte, als er angefangen, Fleisch zu genießen und zu vertragen. Durch diese dem Findling Anfangs so verhaßte und unerträgliche Kost und deren organische Verarbeitung und Aneignung wurde das bis dahin so auffallend sich kundgebende Somnambule und Magnetische in ihm unterdrückt; sie wirkte abstumpfend und degradirend auf ihn; die Feinheit und Unschuld seiner

Natur, so wie die Lebendigkeit seines Geistes litt dadurch; er hörte auf, ein so exceptionelles Wesen zu sein und ward fast ganz erfunden, wie ein gewöhnlicher Adamssohn. Damit änderte sich denn auch sein eigenthümliches Verhältniß zur Thierwelt, die, möchte man sagen, paradiesische Beschaffenheit desselben hörte auf, und es trat die traurige und häßliche Isolirung und Entgegensetzung ein, welche in der gegenwärtigen Weltperiode Thier und Menschheit scheidet. Erst nach dem in Nürnberg auf ihn gemachten Mordanfall und dem dadurch verursachten Blutverlust traten wieder Erscheinungen hervor, die den früheren ähnlich [1]).

7.

In ein sehr inniges Verhältniß vermag der Mensch auch selbst zu Thieren, die ihrer organischen Beschaffenheit nach sehr weit von ihm abstehen, namentlich zu den Bienen zu treten. „Meine Bienen," sagt der Förster in Wegener's Leben der Thiere, „kennen mich sehr gut, eben so, wie sie sich selbst unter einander kennen. Kommt eine Biene in einen anderen Stock, als den, aus welchem sie hervorgegangen, so wird sie von den Bewohnern wieder hinausgetrieben. Wenn ich aber zu Zeiten aus den reicheren Stöcken in die ärmeren hinein ganze Hände voll Bienen that, so nahmen sie einander an — gewiß nur darum, weil

---

1) Vergl. meine „Enthüllungen über Kaspar Hauser." Frankf. a. M. 1859. S. 93 f.

Ein Nachbar begab sich bei dieser Erscheinung sogleich nach dem Gute und fand alle Stöcke leer." Hier ist Alles außerordentlich und wunderbar. Denn außer dem rührenden Beweise der Liebe und Dankbarkeit, den diese Thiere ihrer Freundin und Wohlthäterin gaben, ist auch ihr geheimnißvolles Wissen um den Tod derselben, so wie um den Ort, wo sie verschieden war und wo sich ihre Leiche befand, zu erwägen. Im Angesichte solcher Thatsachen wird man wohl endlich zweifelhaft, ob Manches, was auf den ersten Blick durchaus nur mythisch zu sein scheint und ganz märchenhaft lautet, nicht am Ende dennoch wahr. Von dem heil. Modomnoch liest man, daß ihm Schwärme von Bienen nach Irland gefolgt. Man findet in alten Ueberlieferungen, daß die Bienen sogar an Gottesverehrungen Theil genommen, den den Menschen heiligen Dingen auch ihrerseits Ehre erzeigt, ja selbst ihre Baukunst zu diesem Behufe angewendet hätten. So sei zu Delphi ein Tempel des Apollo gewesen, den die Bienen aus Wachs und Federn gebaut [1]). Ein Sacramentshäuschen aus Wachs, welches Bienen verfertigt haben sollten, wurde in der Kirche des Klosters Altenburg aufgestellt und an der Stelle des Bienenstocks, in welchem die frommen Thiere gehaust, die dieses liebliche Wunder verrichtet, eine Capelle gebaut, die noch jetzt den Namen Immencapelle führt [2]).

1) Pausan. X. 5.

2) Bechstein, deutsches Sagenbuch. Nr. 100.

Dadurch ist jedenfalls eine merkwürdige, historisch interessante Anschauung vom Verhältnisse dieser Thiere zu religiösen Ideen und Gegenständen ausgedrückt. In heutiger Naturkunde ist so viel gewiß, daß die architektonisch begabte und bethätigte Insektenwelt nicht bloß auf ihre gewöhnliche Baukunst und Werkmeisterei beschränkt ist, sondern auch, um besonderen Bedürfnissen, Zwecken und Anlässen zu entsprechen, in veränderter Weise zu Werke geht und mitunter auch Ungewöhnliches unternimmt und zu Stande bringt. Beispiele findet man bei Burdach verzeichnet und zusammengestellt. So, um nur eines davon auszuheben, sicherten Bienen ihren Honig gegen die Räubereien von Sphingen, indem sie ihnen den Eingang zum Stocke durch künstliche Bauwerke aus Wachs und Propolis versperrten. Dies thaten sie freilich nur einem sie speciell betreffenden Interesse gemäß, und so ist von da bis zu den Tempelchen und Sacramentshäuschen, welche sie im Dienste der Religion geformt haben sollen, noch immer ein weiter Sprung. Eine gewisse freie Anwendung ihrer Befähigungen und Fertigkeiten, und ein über die gewohnte, stereotype Anwendung derselben hinausgehender erfinderischer Sinn und Geist ist diesen Geschöpfen gleichwohl nicht abzusprechen [1].

---

1) Vergl. Burdach, Blicke ins Leben I. S. 232—234. 242. II, 166., wo über Modificationen des Bauplanes, ungewöhnliche Verfahrungsweisen und Kunstwerke von Bienen, Ameisen und anderen solchen Thieren gehandelt wird. „Der allgemeine

ihm aus der Hand, und bot ihm den Rücken zum Aufsitzen dar, nachdem er die Finne niedergelegt; dann trug er ihn zur Schule bis nach Puteoli und wieder zurück, mehrere Jahre lang. Als der Knabe starb, kam er an den gewohnten Ort, zeigte sich traurig, und starb ebenfalls, man glaubte, aus Sehnsucht nach dem Knaben. Von einem Delphin, der sich bei Hippo, einer am Meer gelegenen Colonie in Afrika, unter schwimmende Knaben mischte, sich alle Mühe gab, ihnen Vertrauen zu ihm einzuflößen, insbesondere einen von ihnen liebte und auf seinem Rücken trug, sich aber auch von den andern anrühren und streicheln ließ, es sogar duldete, daß man ihn an's Land zog und wieder in's Meer zurückwalzte, berichtet ausführlich der jüngere Plinius in einem Briefe an Caninius IX, 33. Octavius Avitus, Legat des Proconsuls, begoß diesen Delphin mit Salben, um ihm so eine Art von Cultus zu beweisen; den Einwohnern des Städtchens aber wurde die Sache unbequem; sie räumten daher das merkwürdige Thier aus dem Wege. „Ich hörte diese Begebenheit," sagt Plinius, „bei Tische, als man von allen Seiten mancherlei Wunderdinge erzählte. Der Erzähler war ein so glaubwürdiger Mann, daß sich selbst ein Geschichtschreiber auf ihn verlassen würde." Pausanias III, 25. sagt: „Den Delphin bei Poroselene, der sich einem Knaben so dankbar erwies, weil ihm derselbe seine von Fischern erhaltene Wunde geheilt, diesen Delphin habe ich selbst gesehen, wie

er auf den Ruf des Knaben hörte und ihn trug, so oft er auf ihm fahren wollte." Hier spricht also ein Augenzeuge.

Die Hülfe, die der Delphin so gern den Menschen leistete, soll er nicht minder auch Thieren, namentlich Vögeln geleistet haben. In einem griechischen Gedichte wird Philomele also redend eingeführt:

„Borealischem Gestürme zu entgehen,
Entschwang ich über's Meer mich in die Weite.
Da siehe, bot der edele Delphin,
Als Barke zugleich und als Pilote dienend,
Sich Philomelen an, der reisemüden,
Und der Bewohner der Gewässer trug
Die Bürgerin der Luft. Ich labete
Mit Melodie'n sein tönliebend Ohr.
Stets waren im Gewoge
Delphine dienstbereit den Musen, nicht
Um Sold bemüht, nur fromme Hulden übend;
Und keine Fabelei
Ist des Arion seltsames Geschick."

Auch zu einander selbst hatten und haben diese gutmüthigen Geschöpfe ein schönes Verhältniß. Als einmal ein Delphin bei Karien gefangen wurde, kam, sagt man, eine ganze Heerde solcher Thiere in den Hafen, bat mit sichtlicher Betrübniß um Erbarmen und wich erst, als man den Gefangenen entlassen hatte. Die Kleineren werden zu ihrem Schutze stets von einem größeren begleitet; ein sterbendes und sinkendes Junges haben zwei auf den

Rücken genommen. Wird ein junger Delphin gefangen und getödtet, so weiht sich auch die Mutter dem Tode und stirbt mit ihm [1]).

2.

In einer Reisebeschreibung des Herrn von Bibra in Nürnberg wird ein mehrmaliges Zusammentreffen mit den Delphinen des Atlantischen Meeres geschildert. Es heißt daselbst: „Die Fabeln, die sich die Alten von den Delphinen erzählten [2]), werden theilweise durch die Lebhaftigkeit und die Intelligenz gerechtfertigt, welche diese Thiere beweisen. Der erste Zug, der uns entgegenkam, etwa 36—40 Individuen stark, begleitete das Schiff längere Zeit um das Bugspriet spielend, bald vorauseilend, bald zurückbleibend, und dann wieder in verdoppelter Eile nachkommend. Das Begleiten der Schiffe, das den Delphinen eigen, scheint keineswegs den Zweck zu haben, irgend eine Nahrung zu erhaschen; es hat den Anschein, als geschähe es allein aus

1) Ueber alles dies vergl. außer dem schon Angeführten: *Aelian.* nat. an. I, 18. II, 6. V, 6. VI, 15. XI, 12. *Plin.* hist. nat. IX, 8 ff. *Aristot.* hist. an. IX, 48. *Pausan.* I, 44. II, 1. X, 13. *Plutarch.* de sol. anim. und sympos. *Serv.* Virg. Aen. III, 332. VIII, 671. *Prob.* und *Pompon. Sabin.* zu *Virg.* Georg II., 197. *Euripid.* Electr. 435. *Dio Chrysostomus* Or. 37. Müller's Dorier II. S. 216. 369. I. S. 317.

2) Es sind keine Fabeln; die Alten berichten darüber, wie wir oben nachgewiesen, zum Theil sehr glaubhaft und als Augenzeugen.



Heiterkeit oder um einen Wettlauf zu veranstalten. Der Kapitän warf nach einem der Thiere mit der Harpune und traf es auch wirklich; als man es aber heraufholen wollte, riß die Harpune und das Thier ging, schwer verwundet, verloren. Schon des andern Tages kam wieder ein Zug in die Nähe des Schiffes. Die Thiere schienen eine Art von Vorposten ausgeschickt zu haben; denn der Hauptzug, etwa 50 Individuen, folgte langsam und dicht geschlossen, während 5—6 von ihnen voraus und auf das Schiff zueilten. Als sie sich dann, wie gewöhnlich, anschickten, das Schiff zu begleiten, harpunirte der Kapitän eines derselben, welches, schwer getroffen, noch im Wasser so heftige Bewegungen machte, daß es sich losriß und verloren ging, während das Eisen der Harpune, durch die Anstrengungen des Thieres fast im rechten Winkel gebogen, an Bord gezogen ward. Ich stand neben dem Kapitän und half ihm die Leine fixiren. Was mich dabei höchlich verwunderte, war das auffallende und wirklich Intelligenz verrathende Benehmen der Kameraden des verwundeten Delphines. So wie dieser getroffen war und sich, die See mit Blut färbend, wieder losgerissen hatte, waren die nächsten am Bord mit Blitzesschnelle verschwunden. Bei dem großen, in beiläufiger Entfernung von 2 oder 3 Schiffslängen nachkommenden Zuge aber konnte man die deutlichsten Zeichen der Mißbilligung und Entrüstung beobachten. Knurrend und eigenthümliche Töne von sich gebend, sprangen die Thiere über das Wasser empor und schlugen im Augenblicke eine der

7*

unsrigen entgegengesetzte Richtung ein; in dem vorher wohlgeordneten Haufen war ersichtlich Verwirrung und Schrecken eingetreten. Mir schien es, als wollten uns die Delphine ihren Zorn und ihre Kränkung zu erkennen geben, daß wir sie, die gekommen waren, uns zu begrüßen und uns ein freundliches Geleite zu geben, so mörderisch empfangen hatten."

In einem bekannten Werke von John L. Stephens [1]) heißt es bei Beschreibung einer Fahrt auf dem stillen Meere: „Der Delphin, dieser schönste aller Fische," begleitete uns. Aber die Matrosen hatten keinen Respekt vor seinem goldigen Rücken. Der Unterschiffer, ein mordsüchtiger junger Franzose, stand stundenlang mit einer Harpune in der Hand, hieb mehrere damit an und brachte endlich einen an Bord. Der Meerkönig schien sich seines Falles bewußt, seine schönen Farben erblichen, er ward fleckig und endlich bleiern und glanzlos, wie jeder andere todte Fisch."

3.

Was jenes alterthümliche Verhältniß des Delphins zum Menschen und des Menschen zum Delphin betrifft, so scheint sich hier noch ein Andenken und Rest der Stellung erhalten zu haben, welche in einer paradiesischen Urzeit Thier und Mensch zu einander eingenommen. Wie es jetzt steht, ist so eben mit einigen Beispielen und Citaten belegt

---

1) Reise-Erlebnisse in Centralamerika u. s. w. Uebers. von Höpener. Leipz. 1854. S. 207 f.

worden. Man sieht hier, wie mich dünkt, recht deutlich und unverkennbar die durch die Entartung und Verwilderung unseres Geschlechtes bewirkte Zerstörung einer märchenhaft schönen, aber nichtsdestoweniger reellen Verbindung und Vertraulichkeit. Ich füge des Contrastes wegen noch ein Paar kleine, auf verunglückte Delphine bezügliche Gedichte aus dem Griechischen in der metrisch freien Uebertragung bei, in der ich sie in meiner „Polydora" gegeben. Ein solches ist jenes, wo, nach Art der antiken Grabschriften, in welchen man die Todten selbst reden ließ, ein verunglückter und von Menschen beerdigter Delphin also spricht:

„Die Wuth des Sturmes und der Wogen warf
Mich hurtigen Delphin,
Den Spielball eines seltsamen Geschickes,
An's feste Land. Allhier erbarmten sich
Freundliche Menschen, die mich liegen sahen,
Und bargen in die Erde meinen Leib."

Sodann ist noch folgendes Trauerlied auf einen im Sturm umgekommenen Delphin übrig.

„So bist du denn dahin;
Wirst nicht mehr, o du armer,
Unglücklicher Delphin,
Das Fischgewimmel schreckend,
Durch das Gewoge stürmen;
Nicht mit musikischem
Ohre dem Halle mehr,
Dem lieblichen, der Flöten

Aufhorchen, noch den Schiffen
Zur Seite deine Sprünge,
Die kräftigen, versuchen;
Nicht freudigen Gesprudels
Hin durch die Feuchte mehr
Die Nereide tragen.
Denn ach, es warf die See,
Wild aufgewühlt vom Sturme,
Dich, wie ein Felsenstück,
Mit Schaumgeraſ' auf das Gestade her."

Wie widerlich sticht von so zarten Empfindungen das rohe Benehmen moderner Menschen ab, die, wenn sie solcher Thiere ansichtig werden, keinen anderen Gedanken haben, als ihnen eine fürchterliche Mordwaffe in den Leib zu werfen und sich so des dieser Barbarei allein schätzbaren materiellen Theiles derselben zu bemächtigen, sei es auch, daß sie sich in der freundlichsten, vertrauendsten, den Menschen ehrendsten Weise genähert haben! Die Grausamen müssen es dann aber auch dulden, wenn aus thierischem Munde, wie nach Bibra's interessevoller Beschreibung und Auslegung [1]), ein Ruf des Unwillens und Abscheues hervorbricht, der gewichtvoller und moralisch vernichtender ist, als ein menschlicher Richterspruch.

1) Ich kenne den Mann persönlich; es ist keine sentimentale Natur.

VII. Der Elephant.

1.

Dieses viel bewunderte, riesenhafte, dem Menschen seiner Gestalt nach so unähnliche, seiner Seele nach aber so nahe stehende Geschöpf ist für unseren Zweck zu wichtig und bedeutungsvoll, als daß wir ihm nicht eine eigene Betrachtung widmen müßten; vorzüglich, um einige weniger bekannte oder anerkannte Züge hervorzuheben. Es ist dasjenige Thier, in welchem sich die der menschlichen ähnliche thierische Denkkraft ganz besonders deutlich und kennbar darstellt und darthut, und welches nur darum eine so colossale und gewaltige Leiblichkeit erhalten zu haben scheint, damit jenes geistige Princip ja nicht, wie es bei geringeren Thieren der Fall, übersehen und geläugnet werden könne. Es ist das Thier, in welchem die bei dem Menschen so hochgeachteten Tugenden der Familienpietät, der Gatten-, Eltern- und Kinderliebe, der Treue, des Erbarmens, der Scham, der Gerechtigkeit, der Schonung, der Selbstbeherrschung selbst im Zustande der Aufregung und des Zornes, der Selbstaufopferung für das Geliebte und zu Liebende in ihrer höchsten natürlichen Blüthe stehen, welchem das mit ihm so gut bekannte Alterthum auch eine von ihm den Todten seiner Gattung erzeigte letzte Ehre, ja selbst eine Befähigung zu Religion, Anrufung der Gottheit und Gottesdienst, und einen wirklichen, förmlichen, ohne alle menschliche Einwirkung und Anleitung von selbst geübten Religionscultus

sik. Der Elephant liebt sie sehr. Man kennt mehrere Arien, die auf ihn und sie tief einwirken, sie zur Mitempfindung und Liebe reizen. Des Elephanten Unterscheidungsgabe ist, wie die des Pudelhundes, vollkommen. Seinen äußeren wie inneren Sinnen entgeht Nichts; er erkennt Alles: Raum, Zeit, Form, Farbe, Wort, Umstand, Person, Freund und Feind. Deßwegen kann er auch ganz wie ein Mensch beurtheilt und behandelt werden, deßwegen wie ein vollkommener Knecht dienen. Er zieht Schiffe, wälzt Steine, trägt Geschirre; man sagt ihm nur, wohin er sie tragen soll. Er versteht das bekannte Wort, er hat ein vortreffliches Gedächtniß, er besitzt viel Einbildungskraft. Er träumt deßwegen auch und zwar sehr lebhaft [1]). Er bemerkt deutlich jede Vorkehrung, die man seinetwegen macht, er sieht seinem Meister auf die Augen und versteht die Mienensprache.

1) Dies ist ihm jedoch nicht ausschließlich eigen. Hunde knurren, bellen, zanken im Schlafe, sind also wohl ihrer Einbildung nach mit anderen Hunden im Kampfe, wider die sie sich wehren müssen; der Jagdhund träumt von der Jagd, was er durch ein dem Laufen entsprechendes Zucken der Beine und ein heiseres, gedämpftes Bellen verräth. Bennet sah Schnabelthiere im Schlafe mit den Vorderpfoten die Ruderbewegung machen. Daß die Canarienvögel im Schlafe zu singen anfangen, ist eine bekannte Erfahrung. Papageien sprechen im Traume. Plinius VIII, 68. sagt sogar vom Esel, daß er Traumgesichte habe. So wenig hat es selbst beim Thiere den Anschein, als ob die Seele im Schlafe vernichtet sei, wie es nach Louis Büchners unverschämter Behauptung durchaus der Fall sein soll. S. unser erstes Heft S. 181 ff.

Er lernt Dinge, die für seinen Körper fast unmöglich sind, so daß er ihn geradezu seiner Psyche, seinem Willen zu unterwerfen im Stande sein muß.

Wir haben verschiedene, doch nur indische von der größten Art, Dauntelah-Elephanten, jüngere, ältere, männliche, weibliche, halb oder ganz zahme beobachtet. Der junge männliche, noch nicht ausgewachsene, machte die vielen bekannten Kunststücke: Knoten auflösen, eine Münze vom Boden aufheben, mit Hammerschlägen auf ein Brett die Stunden einer vorgehaltenen Uhr angeben u. s. w. Ein alter halb ungezähmter lernte den, der ihm gewöhnlich Geschenke brachte, schnell kennen, untersuchte, wenn er in seine Nähe kam, dessen Rock-, Hosen- und Westen-Taschen, ob Zucker darin sei, fand jede Rosine, jeden Zuckerpunkt u. s. w. darin, nahm auch Zuckerpunkte aus seiner flachen Hand. Schloß Jener die Hand zu, so öffnete er sie ihm sanft, aber unwiderstehlich; fand er Nichts darin, so blies er ihn heftig, aber nicht böse an; gab er ihm eine Münze, so nahm er sie, hob den Rüssel und legte sie in eine hoch an der Wand befestigte blecherne Sparbüchse. Es war deutlich wahrzunehmen, daß er, als eine Reihe kleiner und großer, gelungener und mißlungener Abbildungen von ihm zur Vergleichung mit der Wahrheit vor ihn hingelegt wurden, die Abbildungen ansah und wohl merkte, daß es ihn, seine Person gelte. Das Bewußtsein seiner selbst war kräftig, wie etwa in einem verständigen Kinde. Er war an eine Kette befestigt. Er zog sie möglichst an und konnte dann einen Vorderfuß auf die Bar-

riere setzen, wie wenn er zu den Zuschauern herüber steigen wolle. Lag er, so schien er es doch nicht gern zu haben, wenn man sich auf ihn, wie auf ein Bett, setzte. Oft ergriff er unwillig eine hölzerne Säule und schüttelte sie, daß sie krachte, doch offenbar nur zum Zeitvertreibe. Er machte sich immer Etwas zu schaffen. Dann donnerte ihn sein Kornak an und stieß ihm einen Zweizack ins Maul, so daß er blutete; er litt es und wurde ruhiger. Er griff auch zu einem hohen Gitter herauf, um es zu zerreißen. Stellte man ihm einen Eimer Wasser hin, so begoß er sich an allen Stellen des Körpers zwanzig, dreißig Mal mit der deutlichsten Aeußerung, daß ihm diese Abkühlung große Freude machte. Er spielte mit dem Wasser, sich Kurzweil zu machen, recht eigentlich. Als man eines Abends und die Nacht durch Vorkehrungen zu seiner Abreise machte, schlief er sehr unruhig, schüttelte im Schlaf die Kette oft und stieß ungewöhnliche Brummtöne aus. Entfesselt trat er dann ganz ruhig und froh aus dem Hause, zwischen zwei Ketten rechts und links, in seinen Kasten hinein, in welchem er zu Fuß reisen mußte. Ein weiblicher war gegen Jedermann wunderbar zutraulich, stand ohne irgend eine Barriere und Hemmung und reiste ganz frei und ungebunden mit mächtigen Schritten. Man trieb mit ihm närrische Dinge. Nicht nur mußte er Pistolen losschießen und Allerlei errathen, er mußte sich wie ein Hund auf den Hintern setzen, an einem Tische sitzen, klingeln, worauf ein Diener erschien, der ihm Brod und Obst hinstellte, die er augenblicklich aß. Er klingelte wieder; der

Diener war sogleich wieder da und setzte ihm Backwerk vor. Bald war auch dieses fort, und augenblicklich klingelte er wieder u. s. w. Die Gutmüthigkeit dieses ungeheueren Thieres, dieses Kolossen und grauen Felsen, war unbegreiflich groß. Ohne Furcht konnte man sich auf ihn hinaufsetzen und reiten und sich beim Hinauf- und Herunterklettern an seinen ungeheuren Lappohren halten. Merkte er, daß man heruntersteigen wolle, so machte er seinen Rüssel starr, so daß man auf ihn heruntersteigen und von ihm, wie von einer Querstange, leicht auf den Boden springen konnte.

Thatsachen sind es, daß der Elephant im Freien alle Zweige, die er von den Bäumen als Nahrung abbricht, an seinen Vorderbeinen abstreift, um Staub, Insekten u. s. w. zu entfernen; daß er nicht gern über Brücken geht, wenn er das Wasser sieht, und man also Wände machen muß, zwischen welchen er hindurch gehen soll; daß er etwa einmal seinem zahmen Zustand entläuft und sich wieder Jahre lang bei den wilden aufhält; daß er wieder eingefangen, seinen ehemaligen Herrn, sogar nach zehn und mehreren Jahren, so gut als der Pudel, wieder erkennt; daß der Jäger, wenn er zuerst den Elephanten erkennt, geradezu auf ihn losgehen oder losreiten und ihm befehlen darf, wieder mit ihm zu kommen; daß er für Wohlthaten und Beleidigungen ein treues, für erstere ein treueres Gedächtniß hat, und sogar seinen Zorn übermeistern und selbst bändigen kann [1]. Der

1) „Wer seines Zornes Meister wird, ist stärker, als wer zehn Städte gewinnt," sagt Salomo.

Elephant ist ein Denker; er will beschäftigt sein; Müßiggang ist ihm verhaßt. Immerfort thut er Etwas, macht er sich Etwas zu schaffen und sollte er nur Strohwische machen und sie dann wieder auflösen, Blumensträuße winden und wieder Blättchen für Blättchen zerzupfen, Fliegen, die sich auf ihn setzen und doch gewiß nicht drücken oder belästigen, mit ein bischen Staub, das er ihnen in's Gesicht bläst, verjagen.

Daß er auch den Scherz liebe, hat der Maler Le Brun in Paris erfahren, der, als er ihn mit offenem Maule malen wollte und, damit er oft hinein sehen könne, ihm Aepfel zuwarf, aus Mangel an solchen die letzten noch ihm mehrere Male zuzuwerfen nur fingirte, endlich vom Elephanten, der sich nicht äffen lassen wollte, plötzlich von oben herunter einen Strom Wasser aus dem Rüssel auf die ganze Malerei kriegte. Das Thier hat die Erkenntniß geäußert, was der Maler wolle, und wie er geärgert und am besten gestraft werden könne. Wie spaßhaft handelte der Elephant in Kassel, der vom Wärter im Stalle vergessen, in des Wärters Haus und Stube ging, alles Bewegliche, Tische, Bänke, Sessel, Spiegel, Kupferstiche, aus der Kammer die Betten u. s. w. zusammennahm, auf einen Haufen legte, zusammentrat und mit Urin begoß, dann auf die Wiese spazierte, und als der Wärter ihn sah und fand, sich stellte, als ob durchaus nichts Uebles von ihm gethan worden sei. Wer aber Uebles mit solchem Bewußtsein thut, der weiß es hintendrein noch sehr wohl.

Man sagt, daß der Elephant periodischen Anfällen von Wuth oder Verrücktheit unterworfen sei. Es wird dies nur in der Gefangenschaft Statt finden können; eben dieses deutet wieder auf große Intelligenz. In solchem Zustande muß er furchtbar sein, weil nichts vor ihm bestehen mag, was er untergehen machen will. Ein solcher wurde in Venedig schnell getödtet; in Genf gab man einem solchen Blausäure in einer Portion, mit der man vielleicht eine Kompagnie Soldaten hätte tödten können, ohne Erfolg. In einem Hof bei'm Zeughause spielte er mit schweren eisernen Kugeln, warf sie in die Luft und fing sie wie Spielbälle wieder auf. Man schob eine geladene Kanone vor, er ergriff ihre Mündung, der Schuß ging los in seinen Rachen, und er lag hingestreckt.

Das Sterben des Elephanten ist bedeutungsvoll. Ein am Senegal schwer verwundeter legte sich nach großem Blutverluste ruhig nieder, wartete geduldig auf seinen Tod und gab anständig liegend seinen Geist auf. Von einer Menge Flintenschüsse durchbohrt senkte sich einer in London allmählig zu Boden und starb so ruhig, wie wenn er gedacht habe, auch sein Loos sei das Sterben. Man bezüchtigt ihn der Furcht vor dem Feuer, vor großem Lärmen, vor Kanonenschüssen und Verwundungen und daß er im Kriege mit Feuergewehren sich sogar umwende und gegen sein eigenes Kriegsheer wüthe, deßwegen nicht mehr in Schlachten benutzt werden könne [1]. Man tadelt die zahmen Weibchen,

1) Dem widersprechen andere Nachrichten. In dem letzten

weil sie sich tückisch zum Betruge der wilden Männchen benutzen lassen, so daß letztere, mit ihnen beschäftigt und sie kosend, gebunden werden können. Wirklich benehmen sie sich wie Kupplerinnen, wie Delila's im Dienste der Philister, den Mann, den Simson, seiner Stärke zu berauben. Es ist, wie wenn sie auf die Freiheit der Männer eifersüchtig und neidisch wären, auch ihnen die Knechtschaft bereiten wollten. Deutet ihr Benehmen auf etwas Unsittliches, so sehen wir darin einen hohen Grad von Schlauheit, Verstellungskunst, Verstand, den der Mensch mißbraucht und in seinen Dienst zieht [1]).

Es ist jedoch dem Elephanten die Freiheit nicht so lieb, als den meisten anderen Thieren, und keines gewöhnt sich an den Menschen besser, als er. Sein Gefängniß in Indien ist aber kein Gefängniß. Frei spaziert er herum, wie Hund und Mensch, als Haus- und Stadtthier. Seines hohen Werthes wegen wird kein Thier, außer

---

indischen Kriege wurden Elephanten an Kanonen gespannt und erregten durch ihr Benehmen in der Schlacht Bewunderung. Die Engländer erzählen, wie einer, da die Artilleristen gefallen, bei der Batterie, die er bediente, freiwillige Handreichung that, s. unten.

1) Vielleicht aber halten es die Elephantinnen für ehrenvoll, dem Reiche der menschlichen Dinge einverleibt zu sein und wollen diese Ehre auch ihren wilden Anverwandten verschaffen. Man darf nicht übersehen, daß letztere zum Theil freiwillig folgen. Man sehe auch, was Scheitlin sogleich weiter angibt.

etwa noch das Pferd, so köstlich gehalten. Es ist kein menschlicheres Thier auf Erden. So viel Gemüth zeigt auch das Pferd, mehr Gemüth nur noch der Hund, Verstand hat auch dieser in nicht größerem Maße. Die Psyche hat sich in ihnen zu Gunsten des Thieres erschöpft."

3.

Eine gelehrte Abhandlung über den Elephanten ist in A. W. v. Schlegel's indischer Bibliothek Bd. I. Heft II. zu finden, woraus wir für unseren Zweck folgende Bemerkungen und Notizen herausfassen.

„Für die Physiologie der Thiere," sagt Schlegel, „haben die Alten seit dem Aristoteles Wenig oder Nichts geleistet. Was sie aber von den Sitten und Fähigkeiten derjenigen Thiere melden, welche sie aus lebendiger Beobachtung kannten, verdient gründlich erwogen zu werden. Insbesondere ist dies der Fall mit ihren Erzählungen von den Elephanten. Sie haben hier die Fülle der Erfahrung voraus, wegen des vielfältigen Gebrauchs im Kriege und wegen der Spiele im Circus. Durch den Umgang des Menschen mit den Thieren wird in diesen das Individuelle entwickelt, da sie im freien Zustande nur einen allgemeinen Gattungscharakter zu haben scheinen; das Außerordentliche, was unter einer großen Anzahl von Fällen vorkommen mag, ist nicht schlechthin abzuleugnen. Der europäische Naturforscher, der wenige Elephanten vereinzelt und in einer kümmerlichen

Gefangenschaft beobachtet hat, ist nicht eben sonderlich berechtigt, in diesem Stücke die Zeugnisse der Alten zu bestreiten. . . . . . . Wie hoch die Indier die geistigen Fähigkeiten dieser Thiere von jeher geschätzt haben, erhellt zur Genüge aus einem einzigen mythologischen Symbol — Ganesas, der Gott aller Wissenschaft und sinnreichen Kunst, wird mit einem Elephantenkopf abgebildet. . . . . . Was der Elephant Behendes leistet, setzt wegen seines massiven Baues und seiner scheinbaren Unbeholfenheit um so mehr in Erstaunen. . . . . Man suchte (in der Römerzeit) die Kunstfertigkeiten der Thiere in ein glänzendes Licht zu stellen. Hieraus erfahren wir, daß die mauritanischen Elephanten den indischen an Gelehrigkeit nicht nachstanden. Man lehrte sie, griechische Buchstaben mit dem Rüssel zeichnen, auf schräg gespannten Seilen hinauf und rückwärts hinunter zu gehen; viere trugen auf einer Sänfte einen fünften, der eine Kindbetterin vorstellte. Die Elephanten des Germanicus führten einen Tanz auf, und das nicht bloß nach dem Tacte, sondern mit Bewegungen, die dem Charakter der Musik angemessen waren; paarweise geordnet und nach dem Unterschiede der Geschlechter mit männlichem und weiblichem Putz angethan, lagerten sie sich auf Polstern und Teppichen um eine prächtig besetzte Tafel herum und nahmen aus goldenen und silbernen Bechern und Schüsseln bedächtig, wie versichert wird, mit aller Beobachtung des Anstandes und der feinen Sitte ihre Mahlzeit ein. . . . . . Das Mitgefühl des geselligen

Thieres preisen die indischen Dichter in manchem Gleichnisse. Der große männliche Elephant streichelt mitleidig den weiblichen, der von dem vergifteten Pfeile des Jägers getroffen, in Schmerzen niedersinkt; die weiblichen Elephanten hinwieder brüllen wehklagend, wenn sie den bezahnten Führer gebunden sehen. Daß diese Fähigkeit des Mitgefühls sich in wunderbarem Grade auch auf den Menschen wende, dafür haben wir schöne Zeugnisse der Alten, unter Anderem die rührende Geschichte von dem indischen Weibe, die einen Elephantenführer im Heere des Antigonus begleitet hatte, und da sie im Kindbette starb, dem treuen Thiere ihr Kind befahl. Der Elephant wollte nun immer die Wiege neben sich haben und verweigerte alle Nahrung, wenn man sie wegnahm; er schaukelte sie, wenn das Kind weinte, gelinde hin und her, und scheuchte, wenn es schlief, mit einem Strohbüschel die Fliegen hinweg. *Athen.* XIII. c. 85. *Aelian.* de nat. anim. XI. c. 14. Beide haben es aus dem Geschichtschreiber Phylarchus und dieser Zeuge ist ganz unverwerflich. . . . . . Zu dem Wunderbarsten und Unglaublichsten, was die Alten berichtet haben, gehört die Ueberlieferung, daß der Elephant sogar eine Art von Religion habe. In den mauritanischen Gebirgen, berichtet Plinius, steigen die Elephantenheerden bei Erscheinung des neuen Mondes an einen Fluß, Namens Amilo, hinab, reinigen sich durch feierliches Besprengen mit Wasser, grüßen das Gestirn und kehren dann in ihre Waldungen zurück. Wie leichtgläubig man auch die Vorwelt hierüber schelten

möge, kann ich doch nicht umhin, es merkwürdig zu finden, daß diese mauritanische Sage von dem Mondcultus des Elephanten in Indien ebenfalls verbreitet gewesen zu sein scheint. Eine Fabel des Hitopadesa spielt unverkennbar darauf an und ungeachtet der phantastischen Freiheit der Gattung sind die Erdichtungen dieses Buches immer auf allgemein angenommene Voraussetzungen von Thieren gegründet." Es folgt die Uebersetzung der Fabel, die folgende Züge enthält. Die am Ufer eines See's wohnenden Hasen werden von den Fußtritten der Elephanten gefährdet, die hier trinken wollen. Dem zu steuern, tritt ein alter, schlauer Hase dem die Heerde führenden Elephanten entgegen, gibt sich für einen Abgesandten des „hochheiligen" Mondes und die Hasen für Schützlinge des Mondes aus, der deßhalb die Hasenfahne führe. Es sei nicht wohlgethan, sie zu vertreiben. Zur Buße solle sich der Elephant vor dem im See befindlichen und vor Zorn zitternden Bilde des Mondes neigen, was denn derselbe in gutem Glauben sofort auch thut und so den von den Elephanten angeblich beleidigten „göttlichen Herrn" versöhnt.

4.

Plinius in seiner Naturgeschichte VIII, 1 ff. gibt unter Anderem Folgendes an. Der Elephant sei, wie man sage, gegen einen Menschen, der ihm zufällig in der Einöde begegne und sich bloß verirrt habe, voll Schonung und Gefälligkeit und zeige ihm sogar den Weg. Bemerke er aber eine Menschenspur, so zittere er vor Furcht, nehme

die vom Menschenfuße berührte Erde auf, reiche sie dem nächsten hinter ihm, und dieser wieder übergebe sie dem folgenden u. s. w., bis die ganze Schaar unterrichtet sei, worauf sie sich in Schlachtordnung stelle. An der Erde haftet nämlich die menschliche Witterung. Um so edler ist es, wenn sich das von diesen Thieren so gut gekannte und so sehr gefürchtete Wesen im Zustande der Wehrlosigkeit dennoch ihrer Schonung und Hülfe erfreut. Wenn der Elephant einer Heerde begegne, sagt Plinius, so hebe er die ihm in den Weg laufenden Stücke mit dem Rüssel auf die Seite, um sie nicht zertreten zu müssen. Die Elephanten lernten demselben Autor zu Folge Schriftzüge malen; so meldet er von einem, der in griechischer Sprache die Worte schrieb: „Ich selbst habe dies geschrieben und celtische Beute geweiht.“ Für gewiß gibt Ebenderselbe folgende Thatsache an. Ein Elephant, der die Künste, die er lernen sollte, schwer begriff, wurde Nachts bei der Wiederholung seiner Lection angetroffen, die er sich also selbst einübte. Plinius und andere alte Autoren erzählen auch von einzelnen Thieren der Art, die Mädchen und Jünglinge liebten und dabei Geschmack und Schönheitssinn verriethen und eine menschliche Art von Galanterie in Anwendung brachten. Sie äußerten Freude beim Anblick der geliebten Gegenstände, liebkosten sie und warfen in deren Schooß die Geldstücke, die sie erhalten hatten [1]. Wie

---

1) Das Volk scheint sich damit amüsirt zu haben, daß es

diese klugen Geschöpfe, die Alles verstanden und begriffen, von den Alten bei ihren Heereszügen ganz menschlich behandelt wurden, und sich auch ihrerseits wieder ganz menschlich benahmen, davon erzählt Plinius folgendes Beispiel. Als Antiochus die Furt eines Flusses untersuchen wollte, weigerte sich Aiax, der mit silbernem Geschirr geschmückte Anführer der Elephantenschaar, hineinzugehen. Darauf wurde bekannt gemacht, daß derjenige, welcher zuerst den Fluß durchschreiten würde, den Vorrang haben solle. Der Elephant Patroclus übernahm das Wagniß und wurde zum Anführer erhoben. Der abgesetzte Aiax aber nahm vor Scham und Kummer keine Speise mehr und starb. Daß diese Thiere auch ein gewisses Gerechtigkeitsgefühl hätten und gegen menschliche Ungerechtigkeit geltend machten, wird VIII. 5. bemerkt und mit folgendem Beispiele belegt. Als König Bocchus eine Anzahl von Elephanten, an denen er seine Wuth auszulassen gedachte, durch einen Haufen anderer hinrichten lassen wollte, waren diese durch keinen Anreiz zu bewegen, sich zu Werkzeugen seiner Grausamkeit gebrauchen zu lassen [1]). „Der Elephant," so faßt Plinius sein Urtheil zusammen, „ist das größte und dem Menschen an Verstand zunächst stehende Landthier. Er versteht die Landessprache, gehorcht den Befehlen, die man

---

den Elephanten Geldstücke darreichte oder hinwarf und sie dieselben mit dem Rüssel nehmen ließ.

1) Entsprechende Fälle neuester Erfahrung werden unten folgen.



ihm ertheilt, hält das, was man ihn lehrt, unvergessen in seinem Gedächtnisse fest, ist empfänglich für Liebe und Ruhm, ist ehrlich, klug, gerecht, verehrt die Gestirne und betet Sonne und Mond an."

Von den chirurgischen Künsten des Elephanten ist bei Plutarch de sol. an. und bei Aelian de nat. an. VII, 45. die Rede. „Den verwundeten Elephanten werden, wie ich höre, von den unverwundeten Wurfspieße und andere Geschosse vorsichtig ausgezogen, als ob sie der Chirurgie kundig wären." Plutarch a. a. O. und Aelian VII, 37. erzählen auch von dem Benehmen des Elephanten, der dem indischen König Porus die Geschosse auszog, von denen derselbe getroffen worden war, und ihn, wiewohl selbst vielfach verwundet, nicht eher verließ, bis er dessen Tod erkannte. Aelian V, 61. spricht von der Pietät dieser Thiere gegen gealterte Individuen. „Die Jüngeren überlassen den Bejahrteren ihr Futter, pflegen die von Alter Entkräfteten, retten sie aus Gefahren und helfen ihnen, wenn sie in eine Grube fallen, dadurch heraus, daß sie Bündel Reisig und Wellen hineinwerfen, die zu Stufen dienen, auf welchen emporgestiegen werden kann." Wenn aber, heißt es IX. 8., ein junger Elephant in eine vom Jäger gemachte tiefe Grube gerathe, so stürze sich die Mutter kopfabwärts zu ihm hinab und falle sich zu Tode. „Bei Gefahren und Arbeiten," sagt Aelian VII. 15., „gehen die Jüngeren voran; bei'm Trinken und Fressen aber stellen sie sich den Bejahrteren nach und beweisen

ihnen Ehrfurcht, ohne daß sie dazu der lykurgischen Gesetzgebung bedürfen. Einen altersschwachen oder kranken Elephanten verlassen die zu seiner Heerde gehörigen nie, sondern halten treu bei ihm aus und suchen ihn zu stärken, vorzüglich, wenn sie verfolgt werden, und kämpfen für ihn und scheuen Wunden nicht, wenn sie doch fliehen könnten. Auch die Mütter lassen die jungen Thiere niemals im Stiche, sondern halten treu bei ihnen aus, wenn auch hart von den Jägern bedrängt, und entsagen lieber dem Leben, als den Kindern." Auch eine Art Todtenbestattung und letzte Ehre sollen die Elephanten einander erweisen. „Die Aethiopier," sagt Aelian V, 49, „denen hellenische Schönrednerei und Wortprunk fremd, erzählen uns, daß der Elephant, wenn er einen anderen todt liegen sieht, nicht an ihm vorübergehe, ohne mit seinem Rüssel Erde aufzuheben und auf den Leichnam zu streuen, oder einen Zweig darauf zu werfen." Letzteres wäre, wie wir unseren Todten Blumen und Kränze weihen, also ganz menschlich, auch der Form nach.

Aelian II, 11. spricht von der Leichtigkeit, womit der Elephant Dinge lerne, die selbst für die Menschen schwer seien, geschweige denn für ein so großes und bis dahin so wildes Thier. „Chortanz und Ballkunst, rythmisches Einherschreiten, Beachtung der Flötenmusik und der Verschiedenheit der Töne, sachte zu gehen bei langsamem Tacte und schnell bei lebhafter Musik — das Alles lernt der Elephant und beobachtet es mit

fehlloser Genauigkeit." Manche würden es, fährt der genannte Autor fort, für Fabel und Dichtung halten, was er von dem Benehmen dieser Thiere in Indien, Aethiopien und Libyen angeben könnte; was aber zu Rom geschehen und was nicht nur Andere beschrieben, sondern er selbst mit Augen gesehen, davon wolle er Einiges berichten. Was er hierauf von den Tänzen und Schauspielen erzählt, in welchen die römischen Elephanten ihre Künste zeigten, ist auszüglich Nachstehendes. Der Chor bestand aus zwölf Elephanten; davon trat eine Abtheilung von dieser, die andere von jener Seite her auf den Schauplatz. Sie waren, wie Tänzer, mit bunten Gewändern angethan und gingen mit zierlichen Schritten und den Körper üppig wiegend einher. So wie der Ordner des Chors das Zeichen mit der Stimme gab, zogen sie in einer Reihe auf, dann wieder im Kreise umher und machten die befohlenen Schwenkungen. Sie streuten auch Blumen aus und zierten den Fußboden damit, und das mit Maß und Sparsamkeit. Dabei stampften sie mit den Füßen nach Tänzerart und mit harmonischer Zusammenwirkung. Eine Tafelscene war folgender Art. Es waren auf dem Schauplatz niedrige Sophas gestellt, Kissen darauf gelegt und auf diese bunte Teppiche; auch kostbare Becher aufgestellt und goldene und silberne Mischkessel und Wasser darin, auch Tische von Citrusbaum und Elfenbein und eine Menge von Speisen darauf. Da trat denn eine Gesellschaft von sechs männlichen und sechs weiblichen Elephanten herein, streckte

den Rüssel sehr anständig aus und aß mit großer Sittsamkeit und Mäßigkeit. Keiner zeigte sich als Fresser, noch nahm Einer dem Anderen seine Portion hinweg. Damit sie auch tränken, wurde Jedem ein Mischkrug vorgesetzt; sie schöpften mit den Rüsseln und tranken höchst ehrbar; dann trieben sie Scherz und bespritzten sich, doch auch dies mit Mäßigung, und ohne wild und ausschweifend zu werden." Diese Dinge müssen den alten Autoren geglaubt werden. Auch stimmen damit die neueren Erfahrungen, wie aus den nächstfolgenden Anführungen erhellen wird.

5.

Ein Aufsatz von Dr. A. B. Reichenbach mit der Ueberschrift: „Ein Blick in die Seele der Thiere mit besonderer Berücksichtigung des Elephanten" steht im illustrirten Familienjournal Bd. IX. S. 119 f. Daselbst heißt es: „Die bei uns zur Schau gestellten Elephanten produciren allerlei Künste. So müssen sie z. B. Knoten auflösen, eine Münze vom Boden erheben, mit Hammerschlägen auf ein Brett die Stunden einer vorgehaltenen Uhr angeben, Pistolen abschießen u. s. w. Höchst possirlich sieht es aus, wenn das große Thier wie ein Hündchen dasitzt, und mit vorgebundener Serviette seine Mahlzeit hält. Es klingelt, worauf ein Diener erscheint und Brod und Obst hinsetzt, die bald verzehrt sind. Es klingelt wieder; da erhält es eine Flasche Wein, die es sogleich entkorkt und austrinkt. Oft läßt man den Elephanten auch Stellungen annehmen, die bei einem so schwerfälligen Körperbau gewiß

sehr schwierig sind, indem er bald auf dem rechten Vorderbeine und linken Hinterbeine oder auf dem rechten Vorder- und Hinterbeine stehen muß. Auch läßt man ihn seine Künste auf einem für ein so riesiges Thier ziemlich schmalen Balken als Seiltänzer produciren, oder, wie unsere Abbildung zeigt, mit einem anderen Elephanten eine Staunen erregende Gruppe bilden." Das Bild, worauf hier hingewiesen wird, zeigt einen liegenden Elephanten, auf welchem ein anderer mit den Vorderfüßen steht. Auf dem Kopfe des letzteren läßt sich ein Gaukler in einer imposanten Stellung sehen.

Ich selbst sah in einer Meßbude einen Elephanten, der auf Befehl des Wärters allerlei schwierige Stellungen einnahm und auf dessen Fragen lautbare Antworten gab. Er war jedoch, wie ich hörte, krank und nahm die guten Bissen, die ihm junge Leute hinwarfen, nicht an. Er faßte sie — zuweilen mehrere zusammen — mit dem Rüssel auf und legte sie still und sanft in die Hand des Gebers zurück. Er schien sagen zu wollen: „Behalte dein Brod! Ich kann's nicht genießen." Er that immer von Neuem so mit großer Geduld und Artigkeit. Im Darreichen machte sein Rüssel eine wellen- und schlangenartige Bewegung, die nicht ohne eine gewisse Anmuth war. Es ist die einzige Weise, in welcher der plumpe Koloß, der eher einem grauen Felsstück, als einem Thiere gleicht, die Weichheit und Grazie seiner Seele auch äußerlich merken lassen kann.

Zu Marseille trat einmal ein theatralischer Künstler auf, wie man noch keinen vorher gesehen hatte. Es war ein den Gebrüdern Maffey gehöriger Elephant, der den Namen Kiouni führte. Um ihm Gelegenheit zu geben, sich in seinem ganzen Glanze zu zeigen, hatte man für ihn ein eigenes Stück geschrieben, in welchem er drei und dreißig Mal auf der Bühne zu erscheinen hatte. Er erwies sich als einen vollkommenen Schauspieler. Er hatte Alles bestens inne, trat allein und ganz nur seinem Gedächtnisse folgend, auf und wieder ab und verfehlte nie die rechte Zeit. Nur einmal erlaubte er sich, ein wenig zu improvisiren. Der tactschlagende Musikdirector hatte seine Aufmerksamkeit und Wißbegierde erregt; er guckte ihm in's Notenbuch und schien sich auch mit diesem Theile der Kunst vertraut machen zu wollen. Er erhielt von dem unhöflichen Musiker einen Schlag auf den Rüssel, nahm diese Zurechtweisung ruhig hin und ließ ihn ferner unbehelligt. Die schönste und rührendste Scene des Stückes war die, wo seine Gebieterin ihr verlorenes Kind suchte. Da erschien Kiouni im Hintergrund und trug im Rüssel das kleine Mädchen, das nach der Mutter rief. Ein Bach floß vor ihm hin, darüber legte er einen ausgerissenen Baum, schritt hinüber und legte dann das Kind in den Arm der Mutter. Ein rauschender Beifall folgte. Der Elephant trat vor und schaute das Publikum mit klugen Augen an. Er schien recht gut zu wissen, daß der stürmische Applaus ihm und seiner Geschicklichkeit gelte.

6.

Ich erzähle nicht umständlich, was man in allen Naturgeschichten findet, wie z. B. ein Elephant, der in einem kupfernen Kessel Wasser holen mußte, denselben, da er schadhaft war, zum Kupferschmied trug, um ihn ausbessern zu lassen; wie ein anderer, der eine Wunde erhalten, in's Spital ging, um sich verbinden zu lassen und sich selbst für ein schmerzliches Ausbrennen der Wunde dankbar erwies [1]), und dergleichen mehr. Nur folgendes, sich an diese Fälle anreihende Beispiel von ganz menschenähnlichem Benehmen sei näher angeführt. In Tomlinson's Schrift über die Hausthiere [2]) heißt es: „Ein merkwürdiger Beweis der Klugheit des Elephanten wird vom Schauplatze des gegenwärtigen Krieges in Indien berichtet. Ein solches Thier, das zur Bespannung einer Kanone diente, sah, wie alle mit Zureichung der Kanonenkugeln beschäftigten Artilleristen niedergeschossen wurden, so daß Niemand für diese Arbeit mehr übrig blieb. Da verrichtete es so lange unaufgefordert diese Handreichung, bis die Batterie, die es bediente, entsetzt wurde.“ Man sieht hier zugleich, wie unrichtig es ist, wenn man liest, der Elephant sei in neueren Zeiten, in Folge seiner Furcht

1) Ersteren Fall erzählt Sonnini in einer Anmerkung zu Buffon's Naturgeschichte. Der Elephant diente zu Neapel 1740 als Handlanger. Den zweiten Zug gibt d'Obsonville aus Ostindien.

2) Uebers. v. Warburg, Hamburg 1858. S. 7.

vor den Schießwaffen, zum Gebrauch im Kriege unfähig geworden.

7.

Wenn uns die Alten, die genauen Beobachter dieses Thieres, berichten, wie dasselbe Lebendiges schonungsvoll aus dem Wege hebe, um es nicht zertreten zu müssen, und daß es, wenn ihm Ungerechtes und Grausames befohlen werde, hier allein in den Fall komme, renitent zu sein und hartnäckig den Gehorsam zu verweigern, so stimmen damit neuere Nachrichten bestens überein. So versichert Külb, Bibliothekar zu Mainz, mit eigenen Augen gesehen zu haben, wie Elephanten, die man auf Jahrmärkten zeigte, Hunde und Kinder, die ihnen in den Weg kamen, sorgfältig auf die Seite hoben. Als einer in Hindostan eine Straße, durch die er hindurch mußte, durch eine Menge auf der Erde liegender Kranker und Sterbender versperrt fand, legte er dieselben mit dem Rüssel auf die Seite und trat so behutsam auf, daß er keinen verletzte [1]. „Der Elephant," sagt Burdach, „ist im Kampfe unerschrocken und beweist, daß er seine Kraft wohl kennt. Er ist aber nur mit Mühe dahin zu bringen, daß er Thiere angreift oder im Kriege sich wider Menschen brauchen läßt. Er zeigt einen entschiedenen Widerwillen, eine Ziege zu tödten, wozu man

1) *Foucher d'Obsonville*. Essais philosophiques sur les moeurs de divers animaux étrangers. Paris 1783. p. 179. Auch das Pferd hütet sich in der Regel, einen Menschen zu verletzen.



ihn zu reizen pflegt, um ihn an Blutvergießen zu gewöhnen [1]). So mißbraucht, demoralisirt, bestialisirt der Mensch das Thier, er, der das bessere, edlere Wesen sein und das Untergeordnete vielmehr, so viel als möglich, zu seiner höheren Stufe emporheben sollte! Welche Umkehrung des wahren Verhältnisses, welch ein laut sprechender Beweis der fürchterlichen Entartung, der die gottgeschaffene Menschennatur anheimgefallen, einer Entartung, die diesen hochgestellten Herrn der Erde tief unter das ihn moralisch beschämende Thier hinuntersetzt! Etwas ungemein Merkwürdiges hat man erst vor einiger Zeit in öffentlichen Blättern gelesen. Es wurden Nachrichten aus Anam mitgetheilt und über eine schreckliche Christenverfolgung berichtet, die daselbst zum Ausbruche gekommen. Ein ehrwürdiger Prälat, Msgr. Melchior, wurde martervoll hingerichtet; hierauf sollten, nach dem Befehle des dabei anwesenden Mandarins, fünf Elephanten über die Leiche hingeführt werden, um sie, zum Zeichen der Verachtung, mit Füßen treten zu lassen. Die Elephanten weigerten sich dessen; man suchte sie vergebens dazu zu zwingen; zwei derselben geriethen in solche Wuth, daß auf die Ausführung des Befehls verzichtet werden mußte. Als der Kaiser Tu-Duc dies erfuhr, verdammte er die fünf Thiere zum Tode. Dieses Urtheil wurde unter Aufgebot enormer Streitkräfte ausgeführt; die Elephanten verthei-

---

1) Nach d'Obsonville a. a. O. p. 178.

während der Pintscher ausgeschlossen blieb. Es dauerte nicht lange, so kratzte dieser an der Thüre. Man hütete sich, zu öffnen; denn man glaubte, er wolle nur wieder über den Verhaßten herfahren und ihn vollends erwürgen. Da fing er tief und kläglich zu heulen an; der Spitz aber kroch an die Thüre und antwortete in kurzen Lauten auf diese Klagetöne. Man ließ den Ersteren endlich herein; er stürzte auf den Spitz zu, legte sich vor ihm auf die Vorderpfoten, umkreiste ihn unter lautem Heulen, legte sich endlich zu ihm und leckte seine Wunden; dieser aber streckte sich hiebei behaglich aus und wedelte. Von da an war alle Feindschaft und Zwietracht verschwunden, und man erkannte, daß sich die beiden Hunde ernstlich und aufrichtig ausgesöhnt hatten [1]).

Man findet hier Bewußtsein eines unziemlichen Verhaltens, Reue darüber, und Bestreben, es wieder gut zu machen; Versöhnung nach grimmiger Feindschaft und argem, verwundendem Kampf. Man sieht zugleich, wie sich diese Geschöpfe verstehen; denn der Spitz, wiewohl zur größten Furcht vor seinem eben noch so wüthenden Feinde veranlaßt, erkannte doch sogleich, wie dieser vor der Thüre seine Klage anhub, welche Veränderung in ihm vorgegangen sei, was er wolle und daß von nun an Nichts mehr zu besorgen sei.

1) Bertha v. Braun. Manuscript.

IX. Die St. Bernhardshunde.

Jedem unserer Leser werden diese berühmten Hunde wenigstens einigermaßen bekannt sein; doch dürften speciellere Nachrichten und besondere Auffassungen und Darstellungen, wie wir sie hier unserem Zwecke gemäß einreihen wollen, nicht überflüssig sein.

Wir tragen die Sache zunächst so vor, wie sie in dem Taschenbuche: „Die Alpenrosen," in der Naturgeschichte von Lenz, in Tromlinson's Domestic animals and their treatment etc. und anderen solchen Schriften verzeichnet ist.

„Ueber den großen St. Bernhard führt ein sehr betriebener Bergpaß aus Wallis nach Italien. In dem öden, hohen Felsenthale, von mit Schnee bedeckten Felsen umschlossen, steht die höchste menschliche Wohnung in der alten Welt, das Kloster des heiligen Bernhard. Hier wohnen zehn bis zwölf fromme Mönche, deren einziges Geschäft es ist, die Reisenden unentgeltlich zu bewirthen, und ihnen alle Hülfe angedeihen zu lassen. In den acht oder neun Monaten des Jahres, wo Schnee, Nebel, Ungewitter und Schneelawinen den Weg sehr gefährlich machen, streifen diese Geistlichen und ihre Diener täglich umher, um Verirrte aufzusuchen oder Versunkene zu retten. Schon viele Jahre hindurch bedienen sie sich zur Rettung der Verunglückten auch besonders abgerichteter großer Hunde. Diese gehen entweder allein aus oder werden von den

Menschen mitgenommen. Sobald der Hund einen Verunglückten ausgewittert hat, kehrt er in pfeilschnellem Laufe zu seinem Herrn zurück, und gibt durch Bellen, Wedeln und unruhige Sprünge seine gemachte Entdeckung kund. Dann wendet er um, immer zurücksehend, ob man ihm auch folge, und führt seinen Herrn nach der Stelle hin, wo der Verunglückte liegt. Oft hängt man diesen Hunden ein Fläschchen mit Branntwein oder anderen stärkenden Getränken und ein Körbchen mit Brod um den Hals, um es einem ermüdeten Wanderer zur Erquickung darzubieten. Ein solcher Hund war Barry. Zwölf Jahre lang war er unermüdet thätig und treu im Dienste der Menschheit, und er allein hat in seinem Leben mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Der Eifer, den er hierbei bewies, war außerordentlich. Nie ließ er sich an seinen Dienst mahnen. Sobald sich der Himmel bedeckte, Nebel einstellten, oder die gefährlichen Schneegestöber von Weitem zeigten, hielt ihn Nichts mehr im Kloster zurück. Dann strich er bellend umher und ermüdete nicht, immer und immer wieder nach den gefährlichen Stellen zurück zu kehren und zu sehen, ob er nicht einen Sinkenden halten, oder einen Vergrabenen herausscharren könne; und wenn er nicht helfen konnte, so rannte er in ungeheueren Sprüngen nach dem Kloster hin und holte Hülfe herbei. Als er kraftlos und alt war, sandte ihn der Prior nach Bern, wo er starb und im Museum aufgestellt wurde."

Dieser Hund hat sich eine ehrenvolle Unsterblichkeit

erworben, wie sie sonst nur ausgezeichneten Menschen zu Theile zu werden pflegt. Ein Bild desselben ist in Bern zu haben und findet sich in Schinz's Naturgeschichte und Abbildung der Säugethiere. Im Kloster selbst hängt ein Gemälde, den Barry mit einem von ihm geretteten Kinde darstellend. In begeisterter Weise spricht über dieses Thier Scheitlin in seiner Thierseelenkunde. Er selbst war auf dem Berge bei den Mönchen und hat, wie er sich ausdrückt, „die Ehre gehabt, den heiligen Barry zu sehen." So übertrieben dieser Enthusiasmus Manchem vorkommen mag, so glauben wir die Darstellung des trefflichen Thierpsychologen doch unverändert und unverfälscht ausheben zu müssen, das Urtheil darüber dem Leser anheimstellend. Einen solchen Augen- und Ohrenzeugen sprechen zu hören, der keine Sagen und Fabeln vorträgt, muß jedenfalls von großem Werthe sein.

„Der allervortrefflichste Hund, den wir kennen," sagt er, „war nicht derjenige, der die Garnison der Akropolis in Korinth aufweckte; nicht jener Bezerillo, der Hunderte nackter Indianer zerriß [1]); nicht der Hund jenes Henkers, der auf Befehl seines Herrn einen angsthabenden Reisenden schützend durch einen langen, finsteren Wald begleitete; nicht derjenige, der zu Hause anzeigte, das Müllerkind sei in den Bach gefallen, noch der in Warschau, der von der

1) Aber eine alte Indianerin schonte, die er zerreißen sollte und die ihn um ihr Leben bat.

Brücke in den Strom hinabsprang und ein kleines Mädchen dem Tod in den Wellen entriß; nicht der Macaire's, der den Mörder seines Herrn anpackte; nicht Benvenuto Cellini's, der die Goldschmiedegesellen wach zerrte, als man Juwelen stehlen wollte rc. rc. Es ist Barry, der heilige, auf dem St. Bernhard. Ja, Barry, du höchster der Hunde, du höchstes der Thiere! Du warst ein großer, sinnvoller Menschenfreund, mit einer warmen Seele für Unglückliche. Du hast mehr als vierzig Menschen das Leben gerettet. Du zogst, ein Körbchen mit Brod und ein Fläschchen mit stärkender und erquickender Flüssigkeit am Halse, aus dem Kloster in Schneegestöber und Thauwetter Tag für Tag, um Verschneite, Lavinenbedeckte zu suchen, sie hervorzuscharren, oder im Falle der Unmöglichkeit schnell nach Hause zu rennen, damit die Klosterbrüder kämen mit Schaufeln und dir graben hälfen. Du wartetest nicht, bis man dich suchen hieß; du erinnertest dich selbst an deine Pflicht, wie ein frommer, gottesfürchtiger Mönch, und so wie du nur von Ferne die Ankunft von Nebel und Schneewetter sahst, eiltest du fort.

Du warst das Gegentheil von einem Todtengräber, du machtest auferstehen. Du mußtest, wie ein feinfühlender Mensch, durch Mitgefühl belehren können; sonst hätte jenes hervorgegrabene Knäbchen es gewiß nicht gewagt, sich auf deinen Rücken zu setzen, damit du es in's freundliche Kloster trügest. Angelangt zogst du an der Klingel der heiligen Pforte, damit du den barmherzigen Brüdern den

köstlichen Findling zur Pflege übergeben konnest, und als die zarte Last dir abgenommen war, eiltest du sogleich von Neuem zum Suchen auf und davon. Jedes Gelingen belehrte dich und machte dich froher und theilnehmender. Das ist der Segen der guten That, daß sie fortwährend Gutes gebären muß. Aber wie sprachst du mit den Gefundenen? Wie flößtest du ihnen Muth und Trost ein? Ich würde dir, wenn ich es vermöchte, die Sprache verleihen, damit manche Menschen von dir lernen könnten [1]).

---

1) Ob das fruchten würde? — An dem heutigen Geschlechte scheint Alles verloren zu sein. Eben liest man in den Tagesblättern folgenden Fall. Zu Grestemünde bestiegen drei junge Leute ein Segelboot, um eine Wasserfahrt zu machen. Sie geriethen auf eine Untiefe und konnten ihr Fahrzeug nicht wieder flott machen. Sie brachten eine schreckliche Nacht zu, am Morgen gaben sie Nothsignale. Man sah sie deutlich von verschiedenen Stellen der oldenburgischen Küste aus und verstand ihre Signale sehr wohl. Es fuhren Schiffe vorüber; man erkannte, daß bei steigender Fluth der Untergang dieser Menschen unzweifelhaft sei; es wurde kein Versuch zu ihrer Rettung gemacht. Ein an der Küste liegender Schiffer war nicht zu bewegen, hinüber zu rudern. Von Bremerhaven sah man die Gefährdeten durch Fernrohre. Aber erst, als der Besitzer des gestrandeten Fahrzeuges und Prinzipal eines der jungen Leute Zahlung zugesichert, setzte sich ein Boot in Bewegung. Als es ankam, waren die drei Menschen bereits von den Wellen fortgerissen. Ein ähnlicher Fall war im vorausgegangenen Winter vorgekommen. Ein dortiges Blatt bemerkte dabei: „Wenn ein Baumwollen-Ballen oder ein

Was würde wohl aus dir geworden sein, wenn du Mensch gewesen wärest? — Ein heil. Vincenz, ein Stifter von hundert barmherzigen Orden und Klöstern. So thatest du, unermüdlich und ohne Dank zu wollen, zwölf Jahre! Ich hatte die Ehre, dich auf dem Bernhard kennen zu lernen. Ich zog den Hut ehrerbietig, wie sich's gebührt, vor dir ab. Du spieltest so eben mit deinen Kameraden, wie Tiger mit einander spielen; ich wollte mich mit dir befreunden, aber du murrtest, denn du kanntest mich nicht, ich aber kannte dich schon par renommée, und dein Name hat einen guten Klang. Wäre ich unglücklich gewesen, du würdest mich nicht angemurrt haben. Nun ist dein Körper ausgestopft im Museum zu Bern. Bern that wohl daran, daß es dich, da du alt und schwach geworden und der Welt nicht mehr dienen konntest, im Prytaneum ernährte, bis du starbst. Du hattest es besser, als viele Menschen, verdient. Wer deinen Körper wohl ausgestopft nun in Bern sieht, ziehe den Hut ab und kaufe dein Bild lithographirt daselbst, und hänge es in Rahm und Glas an die Wand seines Zimmers, und kaufe auch

---

Stück Treibholz unter den nämlichen Verhältnissen zu bergen gewesen wäre, so hätten sich nicht zwei, sondern zwanzig Boote beeilt, eine Wettfahrt darnach anzustellen." Vergl. Didaskalia vom 29. April 1860. Das ist der moralische und gemüthliche Standpunkt der Menschen unserer Zeit ihrer überwiegenden Mehrheit und Masse nach.

dazu das Bild des zarten Knaben auf deinem Rücken, wie du mit ihm vor der Klosterpforte stehst und klingelst, und zeige es den Kindern und Schülern und sage: geh' hin und thue desgleichen, und wirf dafür von den Wänden die Robespierre, Marat, Hannibal, Abällino und andere Mörder- und Räuber-Bildnisse zum Fenster hinaus, auf daß das junge Gemüth von Hunden lerne, was es bei Menschen verlernt: Erbarmen und Menschlichkeit."

So weit Scheitlin. Nach französischen Nachrichten werden die Hunde zu Martinach in Unterwallis erzielt, wo sich das Noviziat der St. Bernhardsmönche befindet. Sie machen hier eine kurze Schule durch und kommen dann auf den Berg, wo sie von den alten, geübten Hunden in die Lehre genommen werden und den Menschen weiter keine Mühe machen. Daß die Thiere einander unterrichten und erziehen, ist bekannt; wir werden unten darüber besonders handeln. Doch betrifft das gewöhnlich nur thierische Verrichtungen und Künste zur Erhaltung oder Ergötzung des Thieres und der Thiergattung selbst. In unserem Falle sind es menschliche Interessen, die sich die Hunde angeeignet haben und in deren Dienste sie nicht nur selber thätig sind, sondern auch einander anregen und anweisen. Man las übrigens schon vor Jahren, daß die Race im Aussterben begriffen, indem sie den aus den französischen Kriegszügen für sie erwachsenden Aufgaben und Anstrengungen zum Opfer gefallen. Die Intelligenz, die diese Hunde bei ihren menschenfreundlichen Bemühungen bewiesen, ward im Lande

geradezu für ein göttliches Wunder gehalten, ihr Leben dem eines menschlichen gleich geschätzt und ihre Tödtung wie ein Menschenmord gerächt. Ein französischer Officier begegnete einem dieser dem Volke heiligen Thiere, wie es, mit Erfrischungen beladen, auf Menschenrettung ausging. Er wollte sich die Branntweinflasche, die es trug, zu Gemüthe ziehen; der Hund aber gab sie nicht, sondern nahm vor dem Räuber die Flucht. Dieser tödtete ihn durch einen Schuß, ward aber sofort ergriffen und zur Strafe für diese Unthat sofort ebenfalls erschossen [1].

---

1) Vergl. Thalysie ou la nouvelle existence par *Gleizès*. Paris 1841. II. p. 163 f. „Ces chiens, originaires de New-Yorc, d'autres disent de la Camargue, naissent maintenant à Martigny dans le Bas-Vallais, où est le noviciat des religieux du mont Saint-Bernard. Ils y font le leur en quelque manière et montent avec les jeunes frères sur la montagne, pour y occuper les places vacantes. Ce noviciat, au reste, se réduit pour eux à peu de chose à Martigny, car il est bien remarquable, que ce sont les vieux chiens, qui instruisent au monastère les nouveaux venus. Le zèle et le dévouement de ces animaux n'a d'egal que leur intelligence, et l'on apprendra avec peine qu'ils ont presque tous péri à l'époque de nos dernières guerres d'Italie; ils ont succombé sous le faix de leur courses trop répétées, ce qui n'étonnera point si l'on songe que leur charge est ordinairement de quatre livres, qu'ils portent à leur bouche à travers les neiges. Leur habileté à découvrir les hommes ensevelis sous ces neiges est si grande, qu'elle paraît moins tenir à un instinct supé-

Neuestens liest man in Zeitungen, daß die Race auf dem Bernhard und in dem Simplonkloster zu Ende gegangen; nur im St. Gotthardskloster seien noch zwei Exemplare vorhanden. Seit einiger Zeit seien sie durch Hunde aus Cronberg in Württemberg ersetzt worden, die durch feinen Geruch und Spürkraft ausgezeichnet seien. Der dortige Stadtrath Heinrich Essig habe dem St. Bernhardskloster ein Paar seiner Hunde geschenkt, werde auch dem Gotthardskloster ein Paar zusenden. Die alte Race, wird hier behauptet, sei von den Pyrenäen her, wo dergleichen Hunde zu Wolfs- und Bärenjagden verwendet würden. Wenn das richtig ist, welche Veränderung in den

---

rieur, qu'à la volonté particulière de celui qui donne la robe selon le froid; et c'est l'idée qu'on en a dans le pays. Il ne leur est jamais arrivé de se méprendre, et de porter leur tribut à d'autres qu'à ceux qui en avait besoin. Dans les guerres que je viens de rappeler, un officier de notre armée ayant rencontré un de ces animaux qui allait remplir ces pieuses fonctions, voulut lui dérober un de ces flacons pleins d'eau-de-vie, qu'ils portent, avec les autres provisions, pour ranimer les mourans. Le chien, devinant les mauvaises intentions de cet officier, se prit à fuir. Ce fut en vain; celui-ci l'arrêta pour toujours en lui tirant un coup de fusil dans la tête. Mais il ne put recueiller le fruit de son crime. Son action inspira une telle horreur, qu'il fut saisi aussitôt et condamné à périr du même supplice que le chien, sur le lieu couvert du sang de ce noble animal, auquel le sien ne méritait pas d'être mêlé."

Seelen dieser Thiere ist dann durch die liebreichen Mönche hervorgebracht worden! Dort mußten sie ihre physischen und psychischen Kräfte nur bestialisch auf Verfolgung, Angriff und Mord richten; hier wurden sie bis zur Menschlichkeit im Sinne der reinsten Humanität emporgesteigert. So weit hat es hier das katholische Christenthum und das vielgescholtene Mönchsthum notorisch und unwidersprechlich mit dem Thiere gebracht.

X. Ein merkwürdiger Kater.

Ich besaß einen in meinem Hause von einer schwarzen Katze geborenen jungen Kater, der sehr groß, stark, schön und klug wurde und sich sehr eigenthümlich benahm. Wir hießen ihn den Löwentiger. Er war oben und auf der Seite silbergrau mit schwarzen Streifen, hatte auf der Stirne eine regelmäßig gezeichnete, einem lateinischen M ähnliche Figur, die sich wie ein fürstlicher Schmuck ausnahm und auf der Brust einen schneeweißen Fleck oder Stern; war weiter unten goldgelb und noch weiter hinten auf dem Bauche purpurroth gefärbt, so daß es, wenn ich ihn bei den Vorderpfoten aufhob, wie eine prächtige Morgenröthe anzusehen war [1]). Auch war er außerordentlich

1) Hier kann ein Umstand auffallen, der wider eine zoologische Regel streitet. „Jede Katze, an welcher ein stark in die Augen fallender Unterschied von drei Farben



fein und weich anzufühlen. Ich habe nie etwas Aehnliches getroffen und weiß nicht, ob es sonst noch vorkommt. Dieser junge Kater war sehr sanft, umgänglich und vertraut mit mir, und da ich ihm alles Mögliche gestattete, so nahm er sich unbedenklich auch alles Mögliche heraus und behandelte mich ganz nach Belieben, doch stets mit der größten Liebe und Zärtlichkeit und ohne jemals eine Spur von Falschheit und Tücke zu zeigen. Er liebte es, wenn ich studirte, neben mir auf dem Tische zu sitzen; spielte ich Clavier, so legte er sich der Länge nach auf die Claviatur, bedeckte sie mit Körper und Schweif gänzlich und schnurrte dazu, so daß ich nicht mehr spielen konnte, was ich mir

---

zu sehen, ist ein Weibchen. Kater sind nur ein- oder zweifarbig, oder wenn sie dreifarbig sind, so sticht wenigstens die eine Farbe nicht stark von der andern ab." So war ein Kater nach Lenz weiß mit grauen Flecken und hinter den Ohren braun. Die Farben meines Katers waren Hellgrau, Schwarz, Gold, Purpur, Schneeweiß; das waren fünf Farben, oder wenn man Grau und Schwarz und eben so Gold und Purpur, als nicht sehr differirend, zusammen nehmen will, so kommen doch immer drei von einander sehr abstechende Farben heraus. Man sieht, wie in manchem anderen Falle, auch hier wieder, daß die Natur sich nicht an so feste, unveränderliche Gesetze bindet, als man wohl denkt und vorgibt, daß sich nie Etwas in ihr unbedingt fixiren und als absolute Norm aussprechen läßt, daß man immer auf irgend eine Ausnahme, einen Strich durch unsere wissenschaftlichen Rechnungen gefaßt sein muß.

lächelnd gefallen ließ. Er hatte auch den Gebrauch, an meinem Schlafrock empor und auf meine Schulter zu springen, wo er sich festsetzte, und selbst wenn ich herumging sitzen blieb, so daß ich ihn mit mir herumtragen mußte. Er versuchte dergleichen auch wohl bei Anderen, die zu mir kamen und die er deshalb ebenfalls für seine Freunde ansah und eben so behandeln zu dürfen glaubte, was mich in große Verlegenheiten setzte. So waren einmal ein paar Frauenzimmer bei mir; mein Löwentiger, auf den man im Gespräche nicht achtete, machte einen Satz und sprang einer jungen Dame von hinten auf den nur mit einem dünnen Flore bedeckten Nacken, so daß sie sich, die nicht wußte, was es war, wie von einem mörderischen Ungeheuer überfallen und verwundet fühlte und einen entsetzlichen Schrei ausstieß. War er im Hofe, ich aber an einem Fenster, das in diesen Hof hinaus ging, und in dessen Nähe ein Baum stand, so durfte ich nur rufen; gleich war er auf dem Baum und sprang von einem Aste desselben mit einem kühnen Satze zu mir herüber in's Fenster hinein. Ich setzte zuweilen, um denen, die an dem Thiere Freude hatten, seine Klugheit zu zeigen, ein oben enges Gefäß mit fetter Milch auf den Tisch. Der Kater setzte sich davor ganz gravitätisch hin, steckte die Pfote hinein, zog sie ganz weiß wieder heraus und leckte sie behaglich ab; dies trieb er so lange, bis die Milch zu Ende war [1]. Ich hatte ihn indeß nicht

1) Jesse erzählt, wie Ratten in eine Oelflasche ihre Schwänze

lange genug in meinem Besitze, um seine vollständige Entwicklung zu sehen; er wurde mir gestohlen und ich weiß nicht, was aus ihm geworden ist.

XI. Ratten und Mäuse.

Wenn wir von Thieren, die wir achten, schätzen, lieben, etwas Außerordentliches, für sie Ehrenvolles und in Verwunderung Setzendes hören, so wird uns das doch immer noch nicht so ganz befremdlich sein, als wenn man dergleichen Züge von Geschöpfen berichtet, die wir verachten, die uns geist- und gemüthlos vorkommen, oder die uns ihrer

---

eintauchten und diese dann ableckten. Froriep, Notizen. Bd. XL. S. 138. Vergl. Lenz unter „Wanderratte" S. 391. Ein Affe, der eine Branntweinflasche offen, aber angepicht fand, brauchte Anfangs Zunge und Finger; dann warf er so lange Sand hinein, bis der Branntwein überlief. Degrandpré, Reise nach der westl. Küste von Afrika. Weimar 1801. S. 13. Burdach, Blicke in's Leben I. S. 242. Ich habe zuweilen Anderen zu rathen gegeben, wie es der Affe in jenem Falle gemacht; Niemand kam auf den Kniff. Ein Rabe, der das in einer Urne befindliche Wasser nicht erreichen konnte, warf Steinchen hinein und machte dadurch das Wasser steigen. Plinius, hist. nat. X, 60. Nach Aelian II, 48. ist dieser Kunstgriff den libyschen Raben eigen; sie wissen, sagt er, daß zwei Körper nicht einen Raum einnehmen können. Auch andere alte Autoren sprechen davon.

Lästigkeit und Schädlichkeit wegen widerwärtig und verhaßt sind und nur geeignet zu sein scheinen, von uns schonungslos verfolgt und vertilgt zu werden, wie diejenigen, von denen hier die Rede sein soll. Welche Entdeckung, sogar auch in solchen Thieren nicht nur viel Intelligenz, sondern auch viel Herz und Gefühl zu erkennen, ihnen Eigenschaften und Handlungsweisen zugestehen zu müssen, die wir uns selbst zur höchsten Ehre rechnen, und die oft im bedauerlichsten Grade trotz unserer natürlichen Höherstellung und trotz unserer Bildung, Erziehung, Moral und Religion uns selber fehlen!

Von dem Musiksinn und den Tanzkünsten der Ratten und Mäuse ist in der Abhandlung von den musikalischen Thieren die Rede. In Gefängnissen dienen sie oft zur Unterhaltung der Eingekerkerten. Der bekannte Baron v. Trenck hatte eine Maus so zahm gemacht, daß sie auf seinen Ruf herbei kam und ihm auf die Schulter sprang. Ein Officier nahm sie ihm weg; sie entwischte jedoch, kauerte sich in eine Ecke vor der Gefängnißzelle und huschte hinein, als sie geöffnet wurde. Man nahm sie nochmals weg und sperrte sie in einen Käfig; da nahm sie keine Nahrung mehr und starb am dritten Tage. Als sich Crébillon im Gefängnisse zu Vincennes befand, ward er Nachts durch eine ungeheuere Ratte erschreckt, die sich zu ihm gesellte, und von der er nicht wußte, was es sei. Mittags, da er speiste, kam sie auf den Tisch zu ihm. Der vorige Gefangene hatte sie aufgezogen und zahm gemacht;

und Crébillon überwand den Abscheu, den er vor solchen Thieren hatte, und gewann sie so lieb, daß er sie bei seiner Befreiung mit fort nach Paris genommen hätte, wenn man es zugegeben hätte. Ein Gefangener zu Genf hatte 1825 eine junge Ratte gezähmt, so daß sie ihm unter die Weste an die Brust kroch, und da Stunden lang ruhig lag; sie entfloh, als er sie einst wegen unreinlicher Aufführung zu stark gezüchtigt hatte; kam aber nach einem Monat wieder. Als er das Gefängniß verlassen, fraß sie nicht mehr und man fand sie nach drei Tagen todt in einem alten Tuche, das der Gefangene zurückgelassen hatte [1]. H. M. de Latude, der 38 Jahre lang in Staatsgefängnissen zubrachte, erzählt in seinen Memoiren, wie er sich daselbst die Ratten zähmte. In der Bastille brachte er es zunächst dahin, daß deren zwei auf seinen Ruf kamen und aus seiner Hand fraßen. Nun wollten auch andere Ratten seine Gunst theilen, die Zahl stieg auf zehn; sie ließen sich unter dem Halse krabbeln, jede bekam ihren Namen und hörte darauf, wie ein Hund. Es verging kein Jahr, so waren es 26 Stück, die zusammen eine Familie ausmachten und keine Fremden duldeten. Ein unter Ratten erzieltes socialistisches Zähmungs- und Bildungsresultat! Der Verfasser der Merveilles de la nature sah 1741 zu Bourges einen Deutschen, der sechs Ratten dressirt hatte. Sie befanden sich in einer Schachtel; dieselbe wurde auf den Tisch gestellt, der Meister stand davor mit einem Stöckchen. Er öffnete die Schachtel, aber keine kam heraus,

1) Morgenblatt vom 26. Juni 1826.

wenn er sie nicht mit Namen rief. Geschah dies, so lief die Gerufene an ihm empor, hüpfte auf den Stab, setzte sich darauf und grüßte alle Zuschauer. Dann horchte sie auf die Befehle ihres Herrn, die sie pünktlich vollzog. Sie lief auf dem Stabe auf und ab, stellte sich todt, hängte sich mit der linken und dann mit der rechten Pfote auf, wie es ihr befohlen ward. Der Lohn dafür war, daß sie die Erlaubniß erhielt, an ihm empor zu laufen, ihm das Gesicht zu lecken und eine halbe Nuß zu fressen, die er im Munde hielt. So mußten auch die fünf anderen Kunststücke machen, und wurden eben so belohnt, eine ausgenommen, die einen Fehler machte, und statt der Nuß eine Strafpredigt erhielt, die sie demüthig und mit gesenktem Kopfe anhörte, und sich dann beschämt in die Schachtel verkroch. Darauf mußten die fünf auf dem Tische bestimmte Bewegungen, eine Art Tanz ausführen, zuletzt kam es zu Geschrei und Balgerei; einige Damen geriethen in Angst; da sagte der Mann nur ein Wort und es war Friede. Während des Tanzes guckte die in die Schachtel verbannte Sünderin heimlich hervor und sah den anderen zu [1]).

Wir wollen nun von den moralischen Eigenschaften dieser Thiere sprechen, die sie in ihrer wunderbaren Liebe zu Jungen und Eltern und zu unglücklichen, hülfsbedürftigen Wesen ihrer Gattung entwickeln.

„Den Ruhm," sagt Lenz, „muß man Ratten und Mäusen lassen, daß sie ihre Jungen sehr treulich pflegen und

1) Vergl. Lenz, gemeinnütz. Naturgeschichte unter „Maus."

lieben." Von der Pietät der Ratten gegen ihre Eltern spricht schon Plinius VIII, 82. „Ihre alterschwachen Eltern nähren sie mit ausgezeichneter Zärtlichkeit." — „Die Ratte," bemerkt Rebau, „ist nicht so verabscheuungswürdig, als sie uns durch ihre gefräßige und diebische Natur erscheint; sie hat auch Eigenschaften, welche dem Menschen zum Muster zu dienen im Stande sind. Man hat an den Ratten Beispiele des Mitleids und der Barmherzigkeit beobachtet, welche wirklich rührend sind und unsere größte Bewunderung verdienen. Man hat gesehen, daß alte, blinde Ratten von jüngeren auf das Sorgfältigste verpflegt, sanft am Ohr geführt und auf jede ihnen nöthige Weise bedient worden sind. Höchst merkwürdig ist besonders die aufopfernde Liebe, mit welcher der sogenannte Rattenkönig von ihnen verpflegt wird." Dieser letztere nämlich ist keine bloße Fabel, sondern besteht aus einer zuweilen wirklich vorkommenden Brut von Ratten, die mit ihren Schwänzen unzertrennbar zusammengewachsen ist. Die unglücklichen Geschöpfe, die nicht von der Stelle können, werden erst von der Mutter ernährt; dann kommen auch andere Ratten und pflegen dieselben, damit sie nicht verhungern und verderben müssen. Sogenannte Rattenkönige werden in mehreren Kabinetten, wie zu Dresden, Altenburg, Erfurt, Wernigerode und Sondershausen aufbewahrt [1]).

1) Vergl. Bellermann über den Rattenkönig. Berlin 1820. Fünfter Jahresbericht des Mannheimer Vereins für Naturkunde.

„Es wird wiederholt behauptet," sagt Scheitlin, „daß die Jungen die alten, blinden aus den Löchern an die Sonne führen, und sie, wenn Gefahr droht, mit eigener Lebensgefahr zuerst in die Löcher hineinzufliehen nöthigen." Joseph Purdew beobachtete zwei Ratten, die eine dritte große und, wie es schien, alte, unbehülfliche und stumpfsinnige aus dem Loche schleppten, mit gesammelten Brosamen fütterten, bei entstandenem Geräusche mit großem Geschrei von der ihr drohenden Gefahr unterrichteten und sich selbst nicht eher retteten, bis die alte, deren Rückzug sie gleichsam deckten, in Sicherheit war [1]). In der „Gartenlaube" von Stolle und Diezmann 1858. Nr. 51. S. 732 ff. steht die Beschreibung und Abbildung einer Londoner „Rattenschlacht." In einem Saale ist ein Sandplatz mit Einfassung hergerichtet, da werden Ratten von Bullenbeißern erwürgt, wobei die vornehmsten Leute zusehen und ihre noble Freude daran haben. Der Berichterstatter erzählt ausführlich, was wir nur der Hauptsache nach kurz ausheben wollen. Eine Anzahl von 50 Ratten wurde losgelassen; sie rannten in schrecklicher Angst umher; nur drei davon schlossen sich eng an einander an und bewegten sich nicht von der Stelle. Die größte von diesen war in die Mitte

---

Rebau's Naturgeschichte. Reutlingen 1840. I. S. 62 f. Oken's Naturgeschichte VII. Abth. II. S. 719. Lenz Naturgeschichte. I. 388.

1) Museum des Wundervollen I. St. 5. Leipzig 1804. S. 363 f. unter der Aufschrift: „Kindliche Liebe der Ratten."



genommen; sie schien sehr alt und verlebt zu sein; ihre matten Augen ließen auf Erblindung schließen, sie verrieth keine Unruhe. Die beiden anderen zeigten in ihren Barthaaren und blitzenden Augen desto mehr innere Aufregung an; man merkte, daß sie die Alte zu vertheidigen im Sinne hatten. Zwei Hunde stürzten sich auf ihre Opfer und bedeckten den Schauplatz mit Leichen und Blut. Die drei beschriebenen Ratten entgingen vor der Hand gerade durch ihre Unbeweglichkeit dem allgemeinen Blutbade; nun aber kam die Reihe auch an sie. Einer der Hunde wollte die alte Ratte erwürgen; in dem Momente wurde er von den beiden andern mit den Zähnen gepackt; er schüttelte sie los, sie bissen sich wieder an und so fort; der Hund schrie vor Schmerz, es lief ihm das Blut von den Backen herab; er ließ aber nicht ab, zermalmte die Alte, und wollte über eine der beiden anderen, die ihm aber auf den Rücken sprang, sich auf die Barriere hinaufschwang und von da auf den Kampfplatz herunterblickte. Auch ihr Kamerad wurde getödtet; da sprang sie schnell hinab, dem sie erwartenden Tod entgegen; „sie wollte ohne Zweifel diejenigen, die ihr theuer gewesen, nicht überleben.“ Ein allgemeiner Ausruf der Verwunderung erfolgte. Einer der anwesenden Lords ließ nun einen großen Hund holen, der den Rattentödter umbringen mußte; dann wurden die drei Ratten nebst Hund ausgestopft, in der Stellung des Kampfes gruppirt und der Gallerie von Natur- und Kunstgegenständen des edlen Lords einverleibt. Das sind englische Belustigungen. Sie dienen offenbar mehr den Rat-

ten, als den Menschen, namentlich der reichen und vornehmen Welt des stolzen Englands, zur Ehre.

XII. Kameel, Esel, Rennthier.

Dreierlei Thiere gibt es, die sich durch eine wunderbare Verbindung von dreierlei Eigenschaften auszeichnen. Diese letzteren sind 1) Genügsamkeit und Entbehrungsfähigkeit. 2) Leistungskraft und 3) vorzügliche Milcherzeugung, wozu theilweise noch eine besondere Fettanhäufung kommt. Bei schlechter, dürrer, karger Kost wird Schätzenswerthestes geleistet und Kostbarstes im eigenen Leibe erzeugt! Wir wollen diese merkwürdige zoologische Trias näher betrachten.

Das Kameel erstlich, dieses „Schiff der Wüste," wie es der Araber nennt, scheint auch in der That ganz für die Sand- und Steppenländer Asiens und Afrikas berechnet und geschaffen zu sein und ist dem Araber so nothwendig, wie dem Lappländer das Rennthier. Es ist äußerst mäßig und genügsam, nimmt mit der allerschlechtesten Kost vorlieb, ja kann des Fraßes und Trunkes lange gänzlich entbehren. Seine Nahrung sind namentlich die dürren, holzigen, dornigen Gewächse der Wüste; es frißt die eisenfesten, fünf Zoll langen Stacheln der Mimosen mit großem Behagen, und kann mit steinharten Dattelkernen gefüttert werden; nach der Versicherung des Engländers Beeschay ist ein Kar-

dennoch noch immer ein ganz gutes Essen für dasselbe. In der Hitzezeit frißt es vierzig Tage lang fast gar Nichts. Dazu kann es unglaublich lange dursten; es werden Zeiträume von acht, zwölf, vierzehn, zwanzig Tagen angegeben. Kalmücken, Kirgisen, Buräten haben eine Menge Trampelthiere, die es in den ärmsten Sandwüsten aushalten und sich mit salzigen und bitteren Kräutern begnügen. Bei den Buräten und Mongolen ertragen sie den langen Winter ohne Obdach und nähren sich im Schnee von Weiden und Zwergbirken. Dieses so kümmerlich lebende Thier bringt in seiner Milch gleichwohl einen Stoff hervor, von dem man vorzüglich, ja ausschließlich leben und bei dem man sich fabelhaft lange erhalten kann. Jene abgelebten Greise der Mauren, von denen man angibt, daß sie gegen oder über dreihundert Jahre alt gewesen, hatten in ihrem langen Leben selten etwas Anderes, als Kameelsmilch, genossen [1]). Diese Milch ist bekanntlich so fett, daß sie mit Wasser verdünnt werden muß, um genießbar zu sein. Dazu kommt noch eine große Sonderbarkeit, der Kameelbuckel, der eigentlich nichts Anderes, als ein auf dem Rücken des Thieres angebrachtes Fettmagazin ist. Er besteht aus einem lockeren Gewebe, welches sich unter günstigen Umständen dermaßen mit Fett anfüllt, daß er hoch emporwächst und eine steife Masse bildet. Bei dem Trampelthier erscheint sogar eine doppelte Anhäu-

---

1) Vergleiche James Riley, Schicksale und Reisen an der Westküste und im Innern von Afrika 1815.

fung der Art. Aesthetisch schön und reizend ist hier Nichts; um so bewundernswürdiger waltet dagegen das teleologische Schöpfungsprincip.

Auch in dem Esel tritt uns ein nicht nur sehr dienstbares und duldsames, sondern auch sehr genügsames Thier entgegen, das sich mit dem schlechtesten Gras und Heu, mit Kleien und stacheligen Kräutern begnügt. Und auch hier wieder finden wir die Erscheinung einer vorzüglichen Milcherzeugung; die Eselsmilch ist sehr nahrhaft und ein bekanntes Heilmittel für Schwindsüchtige. So rächt sich dieses arme Geschöpf gleichsam in der edelsten Weise für die unbarmherzigen Schläge, Stöße und Stiche, die ihm der Mensch versetzt und für den verachteten Zustand, zu dem es derselbe herabgedrückt hat.

Von ähnlicher Bedeutung und Natur ist endlich das Rennthier. Es ist den kältesten Gegenden des gesammten Nordens zugetheilt. Viele Völkerschaften leben fast bloß von ihm, welches zahm in großer Menge gehalten wird, Kleidung und Nahrung liefert und als Zug-, Last- und Reitthier benutzt werden kann, namentlich den Schlitten zieht, über den ungebahnten Schnee läuft, sich seine Nahrung selbst sucht und keines Obdaches und Stalles bedarf. Es muß sich mit den wenigen Gewächsen begnügen, die ihm Lappland, Spitzbergen, Grönland, Nowaja-Semla, überhaupt die Länder des hohen Nordens, darbieten, welche seine Heimath sind. Die Rennthierheerden, welche die Wohlthat und den Reichthum der nordischen Völkerschaften ausmachen,

sind wunderleicht zu halten. Sie kommen nie unter Dach, suchen sich das ganze Jahr über ihr Futter selbst und leben im Winter von Flechten, die sie sich aus dem Schnee hervorscharren. Bei solcher Lebensart ist dieses Thier gleichwohl des Fettwerdens und der ausgezeichnetsten Milcherzeugung fähig. Wenn es abmagert, so ist dies nicht der Kälte und armseligen Nahrung, sondern der von Insekten verursachten Wunden und Beulen wegen, womit es im Frühling und Sommer bedeckt zu sein pflegt. Im Herbste ist es wohlgenährt und sein Fleisch gut und schmackhaft, weßhalb es auch zu dieser Zeit geschlachtet zu werden pflegt. Die von der Plage der Oestruslarven freien Thiere sind nach John Franklin jedesmal feist; die Männchen haben nach St. King im Oktober eine drei bis sechs Zoll dicke Fettlage unter der Haut des Rückens und Schenkels. Das Fleisch des Rennthiers wird seines vielen Fettes wegen dem Hirschfleische vorgezogen; die Milch ist sehr dick, schmeckt vortrefflich, wird schon durch ein geringes Schütteln zu schneeweißer Butter, gibt einen guten Käse und ist äußerst nährend, so daß man kaum einen Löffel voll genießen kann. Im Sommer lebt der Lappländer, der nicht am Seestrande wohnt, fast einzig von Rennthiermilch, in welcher er oft eine Art von Sauerampfer kocht.

Das sind auch Wunder, Dinge, die dem „gesunden Menschenverstande" ebenfalls widerstreiten und die von ihm, wenn er consequent wäre, eben so gut geläugnet werden müßten, als manches Andere, das für vogelfrei gilt, weil es

nicht der täglichen Erfahrung angehört und in ein Gebiet fällt, über das in unserer wissenschaftlichen Welt von vornherein der Stab gebrochen ist. Die Lehre aber, die aus solchen von der Natur gelieferten mystischen Thatsachen zu ziehen wäre, ist diese, daß es selbst in Betreff des physischen Gedeihens lebendiger Wesen, der körperlichen Ernährung, Säfteerzeugung und Leistungsfähigkeit nicht ganz nur auf die nach gewöhnlicher Vorstellung nöthige Qualität und Quantität der Nahrungsstoffe ankomme — eine Lehre, die zwar schon in einem alten, bekannten, in der ganzen Welt verbreiteten Buche gepredigt und durch menschliche Beispiele belegt wird [1]), doch umsonst, zumal in unserer Zeit und Welt, wo dies Buch so gut als gar nicht mehr beachtet, gelesen, studirt und gekannt wird; weßhalb es zeitgemäß ist, statt dessen auf das Buch der Natur zu verweisen, welches die Bibel und erklärte Erkenntniß-

---

1) Dan. 1, 8 ff. Daniel und seine Gefährten wollen nicht, wie Nebucadnezar verordnet hatte, von der eigenen Tafel desselben kostbar und reichlich gespeist und getränkt sein; sie wollen sich mit Gemüse und Wasser begnügen. Der Oberste der Kämmlinge fürchtet, die Knaben möchten ein schlechtes Aussehen bekommen und er möchte deßhalb zur Rechenschaft gezogen werden und sein Leben verlieren. Es wird indessen eine Probe gemacht. „Und nach Verlauf von zehn Tagen erschien ihr Aussehen besser und völliger von Fleisch, als alle die Knaben, welche die Leckerbissen des Königes aßen.“

quelle der Neuzeit ist und auch in der That eine recht gute Bibel und Offenbarung Gottes wäre, wenn man nur Einsicht und guten Willen genug hätte, dasselbe zu verstehen und sich auch in höherer Beziehung zu Nutze zu machen [1]. Auf diesem Wege würde man auch wohl die eigentlich sogenannte Bibel wieder schätzen und goutiren lernen, und zu der Einsicht kommen, daß dieselbe mit der in Natur und Weltall ausgeprägten göttlichen Offenbarung in keinem so großen Widerspruche steht, als es den Anschein hat. Auch das würde sich am Ende herausstellen, daß sie der hl. Geist keineswegs im speciellen Interesse des Protestantismus eingegeben hat, daß sie vielmehr so gut katholisch ist, als die große, allgemeine Offenbarung Gottes in der Natur, daß namentlich das aller heilsamen Zucht und Schranke entbundene protestantische Regime, das ein so geschätztes und charakteristisches Moment dieser Confession ausmacht, so wenig von der einen, als von der anderen dieser heiligen Bücher gutgeheißen wird.

---

1) Mundum codicem Dei vivum esse intellexi, sagt Campanella, der 1568—1639 lebte, und schon Raymund von Sabunde, der in der ersten Hälfte des fünfzehnten Jahrhunderts zu Toulouse Theologie, Philosophie und Medicin lehrte: „Der Mensch hat von Gott zwei Bücher erhalten, das Buch der Schöpfung und das der heiligen Schrift. Denn jedes Geschöpf ist ein durch Gottes Finger geschriebener Buchstabe, der eine Erkennt- enthält &c." Eine „Bibel der Natur," schrieb bekanntlich Swammerdam und so könnte noch Mehreres angeführt werden.

XIII. Zur Ornithologie.

1.

Erlaube man uns zunächst, an die Art und Weise zu erinnern, in der die geflügelten Bewohner des Luftkreises vom Alterthum aufgefaßt worden sind.

Von ihrer Intelligenz erstlich hatte man die höchsten Begriffe, brachte diese wunderbaren Geschöpfe auch ganz besonders mit der Gottheit in Verbindung und glaubte, daß sie ihr zu ganz besonders geeigneten Werkzeugen dienten, um den Sterblichen ihren Willen zu verkündigen, wie es sich in alter Religion, Symbolik, Mythologie, Weissagekunst in bekannter Weise ausgeprägt und in Sage und Glauben des Volkes noch bis in späte Zeiten hinein einigermaßen erhalten hat. Wir sehen den Vogel immer mit dem Höchsten verknüpft. In der nordischen Götterlehre kommen als beständige Begleiter Odhin's zwei Raben vor, deren Namen Denkkraft und Erinnerung ausdrücken. Die Griechen haben ihrem Götterkönig den Adler beigegeben. In der indischen Mythologie finden wir den Vogel Hansa, welcher der beständige Begleiter des Brahman und der Saraswati und das Symbol der Klugheit und des theilnehmenden Mitleides ist. Dieser Vogel ist der Art nach ganz der ägyptische Mumien-Ibis; die Araber nennen den Ibis noch jetzt Abu Hans, Vater Hans[1]. Der Name hängt wohl mit dem lat. anas, anser, griech. χην, dor.

1) Bohlen's altes Indien I. S. 192.

χαν, deutsch Ente, im Dialekt Antvogel, Gans, zusammen, welches letztere schon Plinius [1]) in der Form ganta oder ganza kennt und nennt. Es ist ein uraltes Wort, das sich in die Sprachen zerstreute und da verschiedene Gestalten und spezielle Bedeutungen annahm: an, han, gan, ant, ans; auch mit w und f: an, wan, fan u. s. w. Daher ferner: Hahn, Henne, Huhn, griech. οἰωνος, Vogel, Weissagevogel; aus wan, swan ist unser Schwan geworden, griech. φηνη, φενις, eine Adlerart, penna, pinna, pannus, u. s. w. Und nun ist es interessant, wie damit die Wörter für denken, merken, wissen, vorauswissen stimmen, vergl. ahnen, schwanen, in der Redensart: „es schwant mir," ahnden, Wahn d. i. Gedanke; Argwohn, ein arger, böser Gedanke. Der Vogel war und hieß dem Alterthum der denkende, ahnende, wissende; ja man schrieb ihm geradezu Allwissenheit zu. Die Griechen hatten eine umfassende οἰωνιστικη, die Römer systematische Auspicien und Augurien. „Auch den deutschen Heiden galten Vögel für Götterboten und für Verkündiger wichtiger Nachrichten." Grimm [2]) führt Redensarten, wie folgende an: „Das hat mir ein Vogel gesungen." — „Welcher Vogel hat dir das in die Ohren getragen?" Die orientalische Sage vom Könige Suleiman oder Salomo, der nicht nur über die Menschen, sondern auch über Geister und Thiere herrschte, stellt ihm zwei Wesire vom ersten Range zur Seite.

1) Naturgeschichte X, 22.

2) Mythologie unter „Angang."

Von diesen soll der eine der große Philosoph und Kapellmeister Assaf, der andere aber der weise Vogelfürst Simurg gewesen sein, welchen der große Monarch nicht nur in den die Vögel betreffenden Angelegenheiten, sondern auch in seinen andern Reichsgeschäften um Rath gefragt, während ihm der Wiedehopf Hudhud zum Kundschafter und Boten diente [1]). „Es repräsentirt sich," sagt Friedreich, „in den Vögeln das lebendigste, beweglichste Leben; sie sind in steter Beschäftigung und es ist in ihnen ein ewiges Treiben und Thätigsein. Sie sind ein passendes Sinnbild des nie ruhenden, immer thätigen und kunstreichen Lebens; und das Prädicat eines losen Vogels ertheilt der deutsche Sprachgebrauch nur dem lebendigen, intelligenten Kopf [2])." Noch jetzt in einer Zeit, wo man den Vogel am meisten schätzt, wenn er gebraten auf die Tafel kommt, erfaßt sinnige Thierpsychologen bei Betrachtung des sich in ihm manifestirenden geistigen Princips Bewunderung und Begeisterung. Indem Scheitlin von der vielsprachigen Drossel, deren Gesangs- und Nachahmungskünste über alle Begriffe gehen, und über den singenden Ameisenvogel spricht, der noch klangvoller und zärtlicher, als unsere Nachtigall, und namentlich die ganze Tonleiter singt, ruft er aus: „Sei nicht so stolz, o Mensch! Die Vögel, diese Götterzungen, können ebenfalls viel."

---

1) Rosenöl. Sagen und Kunden des Morgenlandes. Stuttg. und Tübing. 1813. I. S. 147 ff.

2) Friedreich, Symbolik und Mythologie der Natur.

In einigen Vogelnamen und Vogelbildern des Alterthums tritt aber nicht minder ausdrucksvoll auch das sittliche Moment hervor. So war insbesondere der Storch „der fromme Vogel," avis pia, von seiner Pietät gegen Eltern und Junge, und ein Attribut der Göttin Pietas. Hebräisch heißt חסיד wohlwollend, liebevoll, fromm, חסידה Storch; griechisch στοργη, storge, bedeutet Liebe, Zärtlichkeit, besonders elterliche und kindliche, wo sich dann die Vergleichung mit unserem Storch aufdringt. Die Griechen hatten den sonderbaren Ausdruck αντιπελαργια und ähnliche, von πελαργος, Storch, um die Gegenliebe zu bezeichnen, welche Kinder ihren Eltern erweisen. Die Araber glauben vom Storche, er bete; die Griechen versetzten ihn nach seinem Tode auf die Inseln der Seligen. Selbst mit dem christlichen Heilande ist dieser fromme Vogel in Verbindung gesetzt worden. Nach einer schwedischen Volkssage flog, als Christus am Kreuze hing, ein Storch herbei und rief: „Ach stärket ihn! Ach helfet ihm!" Und wenn durch diesen Tod die ganze Natur in sympathetische Aufregung kam, so ist es in der That nur consequent, zu glauben, daß auch einige höhere Thiere Etwas dabei empfunden haben [1]).

---

1) Eine andere schwedische Volkssage hat für den Storch die Schwalbe. Sie setzte sich auf's Kreuz und zwitscherte: hugswala, swala, swala honom, d. h. tröste, kühle, kühle ihn! Deßhalb bekam sie den Namen Swala. S. Afzelius, Volkssagen von Schweden. Vom Kreuzschnabel sagt man, er habe sich bemüht, die Nägel des Gekreuzigten auszuziehen, wobei er



Ein zweiter Vogel hat ebenfalls eine große symbolische Bedeutung erlangt, selbst was unsere eigene Religion betrifft. Dem Heidenthum war die Taube ein Bild der Liebe im erotischen Sinne des Wortes und als solches der Liebesgöttin geweiht. Doch faßte man sie auch ernster und höher auf. Zu Dodona weissagte sie mit menschlicher Stimme vom heiligen Baume des Zeus. Auch sie hat den Namen des frommen, ja göttlichen Vogels erhalten, und galt in Syrien und Palästina für heilig und unverletzlich. Bei den Arabern hatte sie eine gesicherte Freistätte auf dem Tempel zu Mecca. Die von ihrer Mutter ausgesetzte Semiramis wurde von Tauben am Leben erhalten. Die

---

sich den Schnabel verbogen. Das Rothkehlchen soll sich bemüht haben, das den Wunden Christi entfließende Blut zu stillen; davon sei es roth geworden. In der Bretagne sagt man, es habe sich auf den Dornenkranz gesetzt und die Dornen wegzuschaffen gesucht. Diese Vögel sind dem Volksglauben nach heilbringend, Unglück verhütend; wo sie sind, da schlägt der Blitz nicht ein. So sehr man hier nur Dichtung, spielende Ausdeutung zoologischer Erscheinungen und Aberglauben sehen mag, so ist doch vielleicht eine große, tiefe Wahrheit darin enthalten und mythisch ausgesprochen:

„Wage du, zu irren und zu träumen!
Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel."

Auf jeden Fall ist es poetisch schön, wenn der thierischen Schöpfung eine so tiefe, innige Sympathie mit dem Leiden Christi zugetraut und zugeschrieben wird, und auffallend, daß es lauter Vögel sind, welche die Poesie dafür in Anspruch nimmt.

lieblichsten Züge werden hier mitgetheilt. Die Tauben deckten das Kind, um es zu wärmen, mit ihren Flügeln, flogen zu den Hütten der Hirten, brachten in ihren Schnäbeln Milch herbei und träufelten sie ihm zwischen die Lippen hinein. So erhielten sie es ein Jahr hindurch; dann sahen sie ein, daß stärkere Speise nöthig, pickten mit ihren Schnäbeln Käse und brachten dem Kinde davon, bis endlich die Hirten, durch ihr Benehmen aufmerksam gemacht, die Ursache entdeckten und das wunderschöne Kindlein fanden. Seit dieser Zeit, sagt man, hätten die Syrer den Tauben göttliche Ehre erzeigt.

Im Christenthume endlich ist diesem sanften und zärtlichen Vogel die höchste Ehre zu Theil geworden, indem man durch ihn den heiligen Geist, die dritte Person der Gottheit, so wie überhaupt den Geist der Milde und Güte, der diese Religion durchwehen und über alles Andere den endlichen Sieg erringen soll, versinnlichte. Gott ist die Liebe; der Gottmensch leidet und stirbt aus Liebe, und die Liebe wird Alles besiegen, erlösen, versöhnen, verklären und heiligen. Das unschuldig leidende Lamm und die sanfte, liebende Taube sind die beiden hauptsächlichsten Thierbilder des Christenthums. Schon bei den Juden war die Taube ein religiöses und prophetisches Symbol. In einer Beschreibung des salomonischen Thrones heißt es: oben darauf sei eine goldene Taube gewesen, die einen Habicht zwischen den Füßen

gehalten [1]). So wurde die ideale Umkehrung der wirklichen Zustände und Vorgänge des jetzigen Menschenlebens angedeutet, in welchem letzteren das Sanfte, Gute, Schuldlose, Wohldenkende seinem mächtigen und gewaltthätigen Gegentheil zu unterliegen, die Taube vom Habicht gejagt und gewürgt zu werden pflegt. Tertullian [2]) nennt die Kirche das Haus der Taube, und setzt hinzu: „Die Kirche liebt die Taube, welche die Gestalt des heiligen Geistes ist.“ Wie hoch die Taube in der That, auch zoologisch betrachtet, steht und wie sehr sie es verdient, in religiöser Symbolik einen so hohen Rang einzunehmen, werden die weiterhin folgenden Aufsätze und Mittheilungen lehren.

Eine räthselhafte Verbindung ist die des Christuskindes und der heiligen Familie mit dem Stieglitze oder Distelfinken, so wie sie in Kunstdarstellungen häufig gesehen wird. Maria hält das Kind im Schooße, welches diesen Vogel in der Hand hat; das Kind segnet mit der Rechten und hält in der Linken den Stieglitz; es ruht im Arme der Jungfrau und drückt den Vogel mit beiden Händen an sich; es ruht ihr im Schooße und füttert ihn mit rothen Beeren u. s. w. Solche Bilder sind auch von Raphael gemalt worden; auf einem derselben, der sogenannten Madonna del cardellino, überreicht der kleine

1) Friedreich a. a. O. S. 555.
2) Adv. Valentin. L. VIII.

Johannes dem Christuskinde den Stieglitz [1]). Dieser kann hier freilich bloß für ein kindliches Spielwerk angesehen werden und dann bedarf es keiner weiteren Auslegung; doch scheint das nicht auszureichen. Der Stieglitz ist ein schöner Vogel, hat ein liebliches Betragen und einen schönen Gesang. Er ist auch ein kluger Vogel, den man zu allerlei erstaunlichen Künsten abrichten kann [2]). Statt des Stieglitzes kommt bei Johann van Eyk der Papagei vor, wozu bei Albrecht Dürer noch Affe und Schmetterling kommt. Vielleicht wollte man den Heiland zur Thierwelt in eine bedeutsame Berührung setzen, die auch sie umfassende göttliche Liebe zur Darstellung bringen. Und zum Repräsentanten dieses Theiles der Schöpfung wählte man angemessen die anmuthigste, lebenvollste, dem Himmlischen am verwandtesten scheinende Gestalt desselben, den Vogel. Dürer's Darstellung macht die deutlichste Repräsentation des Thierreiches aus; sie fällt jedoch in's Unästhetische; es geht hier die katholische Feinheit und Zartheit verloren.

---

1) Vergl. Kugler, Handbuch der Geschichte der Malerei. Waagen, Verzeichniß der Gemäldesammlung zu Berlin. Friedreich, Symbolik und Mythologie der Natur. S. 518.

2) Er zieht sein Wasser an einem Fingerhut empor, sein Futter in einem Wägelchen heran; er faßt mit dem Schnabel eine kleine Lunte und feuert eine Kanone ab, steht Schildwache, hängt sich verkehrt an einem Galgen auf, stellt sich todt, lebt scheinbar wieder auf u. dgl. Er wetteifert so mit dem in gleicher Weise abrichtbaren Canarienvogel.

2.

Was die ornithologischen Anschauungen neuerer Zeiten betrifft, so weisen wir vor Allem auf die geist- und interessevollen Bemerkungen und Mittheilungen einer George Sand, eines Göthe und Eckermann hin. Erstere äußert sich in ihrer Lebensgeschichte in folgender Art.

„Mir ist," sagt sie, „die Sympathie der Thiere in dem Grade zugewendet, daß meine Freunde davon oft, wie von einem Wunder, überrascht worden sind. Ich habe auf diese Weise die außerordentlichsten Erziehungen zu Stande gebracht, besonders bei Vögeln. Ich habe diese Gabe von meiner Mutter, der sie in noch höherem Grade eigen war, so daß sie in unserem Garten immer von kecken Sperlingen, beweglichen Grasmücken und munteren Finken begleitet wurde, die in Freiheit auf den Bäumen lebten, aber zutraulich in die Hände pickten, die sie fütterten."

Die genannte Schriftstellerin geht so weit, zu behaupten, daß der Vogel das höchste Wesen der Schöpfung sei; als ein thierisches Vorbild der höchsten Lebensstufe und Lebensform, wie sie in menschlicher Weise noch nicht erreicht ist, kann man ihn wohl unbedenklich gelten lassen. Der Vogel ist bereits das als Thier, was wir in einer künftigen Weltperiode als Menschen sein werden. „Seine Organisation ist ganz bewundernswürdig; sein Flug stellt ihn in äußerer Beziehung über den Menschen [1]). Schnabel und

---

1) „Ach zu des Geistes Flügeln wird so leicht
Kein körperlicher Flügel sich gesellen.

Krallen besitzen eine unglaubliche Geschicklichkeit. Er hat den Instinkt der ehelichen Liebe, der Vorsorge, der häuslichen Betriebsamkeit. In seinem Neste stellt sich uns ein Meisterstück von Kunstfertigkeit, Sorgfalt und zierlicher Schönheit dar. Die Hauptart ist diejenige, in welcher das Männchen dem Weibchen in Erfüllung der Familienpflichten beisteht, in welcher der Vater, wie bei den Menschen, das Haus baut, die Kinder schützt und nährt. Der Vogel ist Sänger; er ist schön; er besitzt Grazie, Leichtigkeit, Lebhaftigkeit, Anhänglichkeit, Sittenreinheit, und man hat ihm Unrecht gethan, wenn man ihn zum Vorbilde der Unbeständigkeit gemacht. Er ist unter den Thieren das treueste."

Sie erzählt nun eine liebliche Geschichte von zwei jungen Grasmücken, die sie selbst besessen und beobachtet hat, wobei sie bemerkt, daß die Grasmücke am klügsten unter unseren Vögeln ist und am frühesten zur Reife gelangt.

„Ich erzog zwei Grasmücken aus verschiedenen Nestern und von verschiedener Art; die eine mit gelber Brust, die

---

Doch ist es Jedem eingeboren,
Daß sein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über ihm, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt;
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Und über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimath strebt."

Aus Göthe's Faust.

andere mit grauem Mieder. Die Gelbbrust, die Jonquille hieß, war um vierzehn Tage älter, als die Graubrust, die Agathe genannt wurde. Vierzehn Tage für eine Grasmücke kommen zehn Jahren eines jungen Mädchens gleich. Jonquille war also ein nettes Jüngferchen, zwar noch mager und schlecht befiedert, unfähig weiter zu fliegen, als von einem Zweige zum anderen und selbst nicht im Stande, allein zu fressen; denn die Vögel, die der Mensch erzieht, entwickeln sich später, als die in der Wildniß aufwachsenden. Die Grasmücken-Mütter sind viel strenger, als wir, und Jonquille würde vierzehn Tage früher allein gefressen haben, wenn ich so klug gewesen wäre, sie dazu zu zwingen, indem ich sie sich selbst überließ und ihre Zudringlichkeit nicht beachtete.

Agathe war ein unausstehliches kleines Kind; sie konnte Nichts, als Unruhe stiften, schreien, ihre sprießenden Federn schütteln und Jonquille quälen, die bereits anfing, ernsthaft zu werden und sich in Gedanken zu vertiefen, indem sie die eine Kralle in die Federn ihres Kleides steckte, den Kopf zwischen die Schultern zog und die Augen zur Hälfte schloß.

Indessen war auch sie noch sehr kindisch und sehr naschhaft. Und so oft ich die Unvorsichtigkeit beging, sie anzusehen, bemühte sie sich, bis zu mir zu fliegen, um sich satt zu fressen.

Eines Tages schrieb ich an einem Roman, der mich etwas erregte. Ich hatte den grünen Zweig, auf welchem

meine beiden Zöglinge in Eintracht zusammen saßen und lebten, in einiger Entfernung aufgestellt. Es war etwas kühl; Agathe, die noch halb nackt war, hatte sich unter Jonquille zusammengekauert, und diese erfüllte ihre Mutterrolle mit großmüthiger Gefälligkeit. So saßen beide eine halbe Stunde ruhig neben einander und ich benutzte die Zeit zum Schreiben, denn es war selten, daß sie mir am Tage so viel Muse ließen. Aber endlich erwachte der Hunger. Jonquille sprang auf einen Stuhl, dann auf den Tisch und löschte das Wort aus, das mir eben aus der Feder floß, während Agathe, die ihren Zweig noch nicht zu verlassen vermochte, mit den Flügeln schlug und mir den offenen Schnabel mit verzweiflungsvollem Geschrei entgegenstreckte. — Ich war in der Mitte meiner Entwicklung und wurde zum ersten Male etwas ärgerlich gegen Jonquille. Ich stellte ihr vor, daß sie alt genug wäre, um allein zu fressen, daß sie vor ihrem Schnabel ein vortreffliches Futter in einer hübschen Tassenschale fände und daß ich entschlossen wäre, ihrer Faulheit nicht länger nachzugeben. Die empfindliche und eigensinnige Jonquille zog sich trotzend auf ihren Zweig zurück; aber Agathe fügte sich nicht, wendete sich zu ihrer Gefährtin und bat sie um Nahrung mit unglaublicher Beharrlichkeit. Wahrscheinlich bat sie auf sehr beredtsame Weise, oder wenn sie sich noch nicht gut auszudrücken vermochte, so lag doch Etwas in dem Tone ihrer Stimme, das ein gefühlvolles Herz zerreißen mußte. Ich Grausame sah und hörte ruhig

zu und beobachtete Jonquille's sichtliche Bewegung; sie schien unschlüssig zu sein und innerlich einen außerordentlichen Kampf zu kämpfen. Endlich bewaffnet sie sich mit Entschlossenheit, fliegt mit einem Schwung bis zur Tassenschale, schreit einen Augenblick, als hoffe sie, das Futter solle allein an ihren Schnabel kommen; doch zuletzt entschließt sie sich, es selber anzugreifen. Aber, o Wunder der Liebe! sie vergißt den eigenen Hunger zu stillen, füllt den Schnabel und kehrt auf den Zweig zurück, wo sie Agathe so geschickt und reinlich füttert, als wenn sie selbst schon Mutter gewesen wäre.

Seit diesem Augenblicke belästigten mich Agathe und Jonquille nicht mehr. Die Kleinere wurde durch die Aeltere aufgezogen, und diese erfüllte ihre Aufgabe weit besser, als ich; denn Agathe wurde reinlich, glänzend und fett und lernte viel schneller sich selbst bedienen, als unter meiner Leitung. So hatte diese arme Kleine ihre Gefährtin zu ihrer Pflegetochter gemacht, obwohl sie selbst noch ein Kind war und hatte nur gelernt, sich selbst zu ernähren, weil ein Gefühl mütterlicher Liebe sie bezwang und antrieb.

Einen Monat später lebten Jonquille und Agathe — die immer unzertrennlich blieben, obgleich sie von gleichem Geschlecht und verschiedener Abstammung waren — in voller Freiheit auf den großen Bäumen meines Gartens; sie entfernten sich nicht weit vom Hause und wählten besonders den Gipfel einer hohen Tanne zu ihrem Aufenthalt.

Sie waren schlank, glatt und munter, und da es in der schönen Jahreszeit war, kamen sie täglich, wenn wir im Freien saßen, auf den Tisch geflogen und blieben bei uns wie liebenswürdige Gäste. Bald saßen sie auf unserer Schulter, bald flogen sie dem Diener entgegen, um die Früchte, die er brachte, noch vor uns zu kosten. Obwohl sie zu uns Allen das größte Zutrauen hatten, ließen sie sich doch nur von mir greifen und halten und zu jeder Tageszeit kamen sie auf meinen Ruf, den sie niemals mit dem der Anderen verwechselten, von ihrem Baum herunter. Einer meiner Freunde, der aus Paris kam, war sehr erstaunt, als er hörte, wie ich die Vögel rief, die in den Zweigen versteckt waren und dann sogleich herbeieilten. Ich hatte gewettet, daß sie mir gehorchen würden, und da er ihre Erziehung nicht gesehen hatte, war er einen Augenblick geneigt, an Hexerei zu glauben. Ich habe auch ein Rothkehlchen gehabt, das in Betreff des Verstandes und des Gedächtnisses ein wunderbares Geschöpf war; dann einen Königsgeier, der für Alle ein wildes Thier blieb, aber mit mir so vertraulich lebte, daß er auf dem Wiegenrade meines Sohnes saß und leise mit seinem großen Schnabel, der scharf war, wie ein Rasirmesser, die Fliegen fing, die sich auf das Gesicht des Kindes setzten. Er stieß dabei einen zarten, liebevollen Ton aus und ging dabei so geschickt und vorsichtig zu Werke, daß er den Kleinen niemals weckte. Doch war dieser Bursche von so außerordentlicher Kraft und Willensstärke, daß er eines Tages fort flog, nachdem

er einen ungeheueren Käfig umgeworfen und zerbrochen hatte, in den er gesperrt war, weil er für Personen, die er nicht leiden konnte, gefährlich war. Es gab keine Kette, deren Ring er nicht leicht zerrissen hätte und die größten Hunde fühlten eine unüberwindliche Furcht vor ihm.

Mit der Geschichte der Vögel, die ich zu Freunden und Gefährten gehabt habe, würde ich niemals fertig werden. In Venedig habe ich mit einem reizenden Staar zusammengelebt, der zu meiner Verzweiflung im Kanal ertrank; dann mit einer Drossel, die ich dort lassen mußte, und von der ich mich nicht ohne Schmerz getrennt habe. Die Venetianer besitzen ein großes Talent zur Erziehung der Vögel und es gab an einer Straßenecke einen jungen Burschen, der in dieser Hinsicht Wunder vollbrachte. Eines Tages setzte er in die Lotterie und gewann, ich weiß nicht, wie viele Zechinen. Er verzehrte sie im Laufe des Tages bei einem großen Gastmahl, das er seinen zerlumpten Freunden gab. Am folgenden Tage kehrte er dann in seinen Winkel auf den Stufen seines Landungsplatzes zurück, wo er den Vorübergehenden abgerichtete Staare und Elstern verkaufte, mit denen er sich vom Morgen bis zum Abend auf das liebevollste unterhielt. Er fühlte weder Schmerz noch Reue, das Geld mit seinen Freunden verzehrt zu haben, denn er hatte zu lange mit den Vögeln gelebt, um nicht Künstler zu sein. An diesem Tage verkaufte er mir meine Drossel für fünf Sous. Für fünf Sous eine schöne, gute, fröhliche und unterrichtete Gefährtin zu haben, die mir

einen Tag mit uns zu leben braucht, um uns für das ganze Leben zu lieben — das ist wahrhaftig zu wohlfeil! Ach, wie werden die Vögel so wenig geschätzt und so schlecht erkannt!"

„Ich habe einen Roman geschrieben, wo die Vögel eine ziemlich wichtige Rolle spielen und wo ich versucht habe, etwas über Wahlverwandtschaften und verborgene Einwirkungen zu sagen. Es ist Teverino. Darin ist ein junges Mädchen dargestellt, welches, wie die erste Eva, alle Vögel beherrscht — und hier will ich es aussprechen, daß dies keineswegs eine bloße Erfindung ist."

3.

Wir lassen nunmehr einen Auszug aus den ornithologischen Gesprächen Göthe's mit Eckermann folgen.

„Alles, was ich über den Kuckuck gehört," sagte Göthe, „gibt mir für diesen merkwürdigen Vogel ein großes Interesse. Er ist eine höchst problematische Natur, ein offenbares Geheimniß, das aber nichts desto weniger schwer zu lösen ist, weil es offenbar ist. Und bei wie vielen Dingen finden wir uns nicht in demselbigen Falle! Wir stecken in lauter Wundern, und das letzte und beste der Dinge ist uns verschlossen. Nehmen wir nur die Bienen. Wir sehen sie nach Honig fliegen, Stunden weit, und zwar immer einmal in einer anderen Richtung. Jetzt fliegen sie wochenlang westlich nach einem Felde von blühendem Rübsamen. Dann eben so lange nördlich nach blühender Haide. Dann wieder in einer anderen Richtung nach der Blüthe

des Buchwaizens. Dann irgendwohin auf ein blühendes Kleefeld. Und endlich wieder in einer anderen Richtung nach blühenden Linden. Wer hat ihnen aber gesagt: jetzt fliegt dorthin, da gibt es etwas für euch! Und wer führt sie zurück nach ihrem Dorf und ihrer Zelle! Sie gehen wie an einem unsichtbaren Gängelbande hierhin und dorthin; was es aber eigentlich sei, wissen wir nicht. Ebenso die Lerche. Sie steigt singend auf über einem Halmenfeld, sie schwebt über einem Meere von Halmen, das der Wind hin und her wiegt, und wo die eine Welle aussieht, wie die andere; sie fährt wieder hinab zu ihren Jungen und trifft, ohne zu fehlen, den kleinen Fleck, wo sie ihr Nest hat. Alle diese äußeren Dinge liegen klar vor uns, wie der Tag; aber ihr inneres, geistiges Band ist uns verschlossen."

„Mit dem Kuckuck, sagte ich, ist es nicht anders. Wir wissen von ihm, daß er nicht selber brütet, sondern sein Ei in das Nest irgend eines anderen Vogels legt. Wir wissen ferner, daß er es legt: in das Nest der Grasemücke, der gelben Bachstelze, des Mönches, der Braunelle, des Rothkehlchens und des Zaunkönigs. Auch wissen wir, daß dieses Alles Insekten=Vögel sind und es sein müssen, weil der Kuckuck selber ein Insekten=Vogel ist, und der junge Kuckuck von einem Saamen fressenden Vogel nicht könnte erzogen werden. Woran aber erkennt der Kuckuck, daß dieses Alles auch wirklich Insekten=Vögel sind, da doch alle die genannten sowohl in ihrer Gestalt, als in ihrer Farbe und auch in ihrer Stimme und in ihren Locktönen von einander so

äußerst abweichen? Und ferner: wie kommt es, daß der Kuckuck sein Ei und sein zartes Junges Nestern anvertrauen kann, die in Hinsicht auf Structur und Temperatur, auf Trockenheit und Feuchte so verschieden sind, wie nur immer möglich? Das Nest der Grasemücke ist von dürren Grashälmchen und einigen Pferdehaaren so leicht gebaut, daß jede Kälte eindringt und jeder Luftzug hindurch weht, auch von oben offen und ohne Schutz; aber der junge Kuckuck gedeiht darin vortrefflich. Das Nest des Zaunkönigs dagegen ist äußerlich von Moos, Halmen und Blättern dicht und fest gebaut und innen mit allerlei Wolle und Federn sorgfältig ausgefüttert, so daß kein Lüftchen hindurchdringen kann. Auch ist es oben gedeckt und gewölbt und nur eine kleine Oeffnung zum Hinein- und Hinausschlüpfen des sehr kleinen Vogels gelassen. Man sollte denken, es müßte in heißen Junitagen in solch einer geschlossenen Höhle eine Hitze zum Ersticken sein. Allein der junge Kuckuck gedeiht darin auf's Beste. Und wiederum wie anders ist das Nest der gelben Bachstelze! Der Vogel lebt am Wasser, an Bächen und in allerlei Nassem. Er baut sein Nest auf feuchten Triften, in einem Büschel von Binsen. Er scharrt ein Loch in die feuchte Erde und legt es dürftig mit einigen Grashälmchen aus, so daß der junge Kuckuck durchaus im Feuchten und Kühlen gebrütet wird und heranwachsen muß. Und dennoch gedeiht er wiederum vortrefflich. Was ist das aber für ein Vogel, für den im zartesten Kindesalter Feuchtes und Trockenes, Hitze und Kälte,

Abweichungen, die für jeden anderen Vogel tödtlich wären, durchaus gleichgültige Dinge sind? Und wie weiß der Kuckuck, daß sie es sind, da er doch selbst im erwachsenen Alter für Nässe und Kälte so sehr empfindlich ist?"

„Wir stehen hier, erwiederte Göthe, eben vor einem Geheimniß. Aber sagen Sie mir doch, wenn Sie es beobachtet haben, wie bringt der Kuckuck sein Ei in das Nest des Zaunkönigs, da es doch nur eine so geringe Oeffnung hat, daß er nicht hineinkommen und sich nicht selber darauf setzen kann?"

„Er legt es auf irgend eine trockene Stelle, erwiederte ich, und bringt es mit dem Schnabel hinein. Auch glaube ich, daß er nicht bloß beim Zaunkönig, sondern auch bei den übrigen Nestern so thut. Denn auch die Nester der anderen Insekten-Vögel, wenn auch oben offen, sind doch so klein und so nahe von Zweigen umgeben, daß der große, langschwänzige Kuckuck sich nicht darauf setzen könnte. Dies ist sehr wohl zu denken. Allein wie es kommen mag, daß der Kuckuck ein so außerordentlich kleines Ei legt, ja so klein, als wäre es das Ei eines kleinen Insekten-Vogels, das ist ein neues Räthsel, das man im Stillen bewundert, ohne es lösen zu können. Das Ei des Kuckucks ist nur um ein Weniges größer, als das der Grasemücke, und es darf im Grunde nicht größer sein, wenn die kleinen Insekten-Vögel es brüten sollen. Dies ist durchaus gut und vernünftig. Allein daß die Natur, um im speciellen Falle weise zu sein, von einem durchgehenden großen Gesetz abweich-

wonach vom Kolibri bis zum Strauß zwischen der Größe des Eies und der Größe des Vogels ein entschiedenes Verhältniß stattfindet, dieses willkührliche Verfahren, sage ich, ist durchaus geeignet, uns zu überraschen und uns in Erstaunen zu setzen."

„Es setzt uns allerdings in Erstaunen, erwiederte Göthe, weil unser Standpunkt zu klein ist, als daß wir es übersehen könnten. Wäre uns mehr eröffnet, so würden wir auch diese scheinbaren Abweichungen wahrscheinlich im Umfange des Gesetzes finden."

„Wird denn, sagte Göthe, der junge Kuckuck, sobald er ausgeflogen ist, auch von anderen Vögeln gefüttert, die ihn nicht gebrütet haben? Es ist mir, als hätte ich dergleichen gehört."

„Es ist so, antwortete ich. Sobald der junge Kuckuck sein niederes Nest verlassen und seinen Sitz etwa in dem Gipfel einer hohen Eiche genommen hat, läßt er einen lauten Ton hören, welcher sagt, daß er da sei. Nun kommen alle kleinen Vögel der Nachbarschaft, die ihn gehört haben, herbei, um ihn zu begrüßen. Es kommt die Grasemücke, es kommt der Mönch, die gelbe Bachstelze fliegt hinauf, ja der Zaunkönig, dessen Naturell es ist, beständig in niederen Hecken und dichten Gebüschen zu schlüpfen, überwindet seine Natur und erhebt sich, dem geliebten Ankömmling entgegen, zum Gipfel der hohen Eiche. Das Paar aber, das ihn erzogen hat, ist mit dem Füttern treuer, während

die Uebrigen nur gelegentlich mit einem guten Bissen herzufliegen."

„Es scheint also, sagte Göthe, zwischen dem jungen Kuckuck und den kleinen Insekten-Vögeln eine große Liebe zu bestehen."

„Die Liebe der kleinen Insekten-Vögel zum jungen Kuckuck, erwiederte ich, ist so groß, daß, wenn man einem Neste nahe kommt, in welchem ein junger Kuckuck gehegt wird, die kleinen Pflegeeltern vor Schreck und Furcht und Sorge nicht wissen, wie sie sich geberden sollen. Besonders der Mönch drückt eine große Verzweiflung aus, so daß er fast wie in Krämpfen am Boden flattert."

„Merkwürdig genug, erwiederte Göthe; aber es läßt sich denken. Allein etwas sehr problematisch erscheint mir, daß z. B. ein Paar Grasemücken, die im Begriffe sind, die eigenen Eier zu brüten, dem alten Kuckuck erlauben, ihrem Neste nahe zu kommen und sein Ei hinein zu legen."

„Dies ist freilich sehr räthselhaft, erwiederte ich, doch nicht so ganz. Denn eben dadurch, daß alle kleinen Insekten-Vögel den ausgeflogenen Kuckuck füttern, und daß ihn also auch die füttern, die ihn nicht gebrütet haben, dadurch entsteht und erhält sich zwischen Beiden eine Art Verwandtschaft, so daß sie sich fortwährend kennen und als Glieder einer einzigen großen Familie betrachten. Ja es kann sogar kommen, daß derselbe Kuckuck, den ein Paar Grasemücken im vorigen Jahre ausgebrütet und erzogen haben, ihnen in diesem Jahre ein Ei bringt."

„Das läßt sich allerdings hören, erwiederte Göthe. Ein Wunder aber bleibt es immer, daß der junge Kuckuck auch von solchen Vögeln gefüttert wird, die ihn nicht gebrütet und erzogen haben.“

„Es ist freilich ein Wunder, erwiederte ich, doch gibt es etwas Analoges. Ja, ich ahne in dieser Richtung sogar ein großes Gesetz, das tief durch die ganze Natur geht.“

„Ich hatte einen jungen Hänfling erzogen, der schon zu groß war, um sich von Menschen füttern zu lassen, aber noch zu jung, um allein zu fressen. Ich gab mir mit ihm einen halben Tag lang viele Mühe; da er aber durchaus nichts annehmen wollte, so setzte ich ihn zu einem alten Hänfling hinein, einem guten Sänger, den ich schon seit Jahr und Tag im Käfig gehabt und der außen vor meinem Fenster hing. Ich dachte: wenn der Junge sieht, wie der Alte frißt, so wird er vielleicht auch an's Futter gehen und es ihm nachmachen. Er that es aber nicht so, sondern öffnete seinen Schnabel gegen den Alten und bewegte mit bittenden Tönen die Flügel gegen ihn, worauf denn der alte Hänfling sich seiner sogleich erbarmte und ihn als Kind annahm und ihn fütterte, als wäre es sein eigenes.“

„Ferner brachte man mir eine graue Grasmücke und drei Junge, die ich zusammen in einen großen Käfig that und die die Alte fütterte. Am andern Tage brachte man mir zwei bereits ausgeflogene junge Nachtigallen, die ich auch zu der Grasmücke that und die von ihr gleichfalls adoptirt und gefüttert wurden. Darauf nach einigen Tagen setzte

ich noch ein Nest mit beinahe flügge gewordenen Müllerchen hinein, und ferner noch ein Nest mit jungen Plattmönchen. Diese alle nahm die Grasmücke an und fütterte sie und sorgte für sie als treue Mutter. Sie hatte immer den Schnabel voll Ameiseneier und war bald in der einen Ecke des geräumigen Käfigs und bald in der andern, und wo nur immer eine hungrige Kehle sich öffnete, da war sie da. Ja noch mehr — auch das eine indeß herangewachsene Junge der Grasmücke fing an, einige der Kleineren zu füttern, zwar noch spielend und etwas kinderhaft, aber doch schon mit dem entschiedenen Triebe, es der trefflichen Mutter nachzuthun."

„Da stehen wir allerdings vor etwas Göttlichem, sagte Göthe, das mich in ein freudiges Erstaunen setzt. Wäre es wirklich, daß dieses Füttern eines Fremden als etwas Allgemein-Gesetzliches durch die Natur ginge, so wäre damit manches Räthsel gelöst, und man könnte mit Ueberzeugung sagen: daß Gott sich der verwaisten jungen Raben erbarme, die ihn anrufen."

„Etwas Allgemein-Gesetzliches, erwiederte ich, scheint es allerdings zu sein; denn ich habe auch im wilden Zustande dieses hülfreiche Füttern und dieses Erbarmen gegen Verlassene beobachtet."

„Ich hatte im vorigen Sommer in der Nähe von Tiefurt zwei junge Zaunkönige gefangen, die wahrscheinlich erst ganz kürzlich ihr Nest verlassen hatten; denn sie saßen in einem Busch auf einem Zweig nächst sieben Geschwistern in

einer Reihe und ließen sich von ihren Aeltern füttern. Ich nahm die jungen Vögel in mein seidenes Taschentuch und ging in der Richtung nach Weimar bis an's Schießhaus, dann rechts nach der Wiese an der Ilm hinunter und an dem Badeplatz vorüber, und dann links in das kleine Gehölz. Hier, dachte ich, hast du Ruhe, um einmal nach deinen Zaunkönigen zu sehen. Als ich aber das Tuch öffnete, entschlüpften sie mir beide und waren sogleich in Gebüsch und Grase verschwunden, so daß mein Suchen nach ihnen vergebens war. Am dritten Tage kam ich zufällig wieder an dieselbige Stelle, und da ich die Locktöne eines Rothkehlchens hörte, so vermuthete ich ein Nest in der Nähe, welches ich nach einigem Umherspähen dann auch wirklich fand. Wie groß aber war mein Erstaunen, als ich in diesem Neste, neben beinahe flüggen jungen Rothkehlchen, auch meine beiden jungen Zaunkönige fand, die sich hier ganz gemüthlich untergethan hatten und sich von den alten Rothkehlchen füttern ließen. Ich war im hohen Grade glücklich über diesen merkwürdigen Fund. Da ihr so klug seid, dachte ich bei mir selber, und euch so hübsch habt zu helfen gewußt, und da auch die guten Rothkehlchen sich euerer so hülfreich angenommen, so bin ich weit entfernt, so gastfreundliche Verhältnisse zu stören, im Gegentheil wünsche ich euch das allerbeste Gedeihen."

„Das ist eine der besten ornithologischen Geschichten, die mir je zu Ohren gekommen, sagte Göthe. Stoßen Sie an, Sie sollen leben und Ihre glücklichen Beob-

achtungen mit! — **Wer das hört und nicht an Gott glaubt, dem helfen nicht Moses und die Propheten.** Das ist es nun, was ich die **Allgegenwart Gottes** nenne, der einen Theil seiner unendlichen Liebe überall verbreitet und eingepflanzt hat [1]), und schon im Thiere dasjenige als Knospe andeutet, was im edlen Menschen zur schönsten Blüthe kommt."

4.

Was man nach gewöhnlichen Begriffen von Thier und thierischem Triebe für rein unmöglich halten müßte, ist dies, daß ein Wandervogel den ihn so instinktmäßig-zwangvoll und unwiderstehlich, wie man annimmt und wie es in der That den Anschein hat, leitenden und bewegenden Drang, zu bestimmter Zeit in eine andere Gegend fort zu ziehen, aus Liebe, Mitleid, Sorge für ein anderes thierisches Individuum unterdrückt, zumal, wenn letzteres gar nicht seiner Gattung angehört. Ein rührender Zug der Art, wiewohl noch nicht vom wunderbarsten Genre, ist der folgende. Ein männlicher Storch suchte sein Weibchen, das einer Wunde wegen nicht mitziehen konnte, drei Jahre hindurch im Frühjahr treulich wieder auf; in den folgenden

---

1) Vergl. das unten in der poetischen Sammlung befindliche arabische Gedicht:

„Erbarmen ist und Liebe
In hundert Theile getheilt" ꝛc.

Jahren aber blieb er auch im Winter bei ihm[1]). Noch merkwürdiger ist nachstehende Erzählung, die ich wörtlich, wie ich sie finde, ausheben will.

„Im Jahre 1778 traf der Landjäger zu Thale Pauli, nebst einem andern Jäger in der Gegend von Treuenbritzen in spätem Herbst eine einzelne Bachstelze an, die mit ängstlicher Eile ihr kümmerliches Futter suchte, zu einer Zeit, wo man diese Thierchen in unseren Gegenden gar nicht mehr bemerkt, weil sie schon lange vorher wärmeren Ländern zuziehen. Die Seltenheit dieser Erscheinung machte die beiden Freunde aufmerksam, und sie beobachteten die Bachstelze genauer. Bald bemerkten sie, daß das Vögelchen, so wie es Etwas gefangen hatte, einer benachbarten Eiche zuflog, dann zurückeilte, neues Futter suchte und schnell zu dem Baum zurückkehrte. Sie näherten sich behutsam der Eiche und sahen aus einer kleinen Vertiefung in dem Baume den Kopf eines Vogels hervorragen, der durch seine Größe verrieth, daß er zu einem andern Geschlechte gehörte. Und noch bemerkten sie zu ihrem Erstaunen, daß dies der Gegenstand war, der die Bachstelze an diese Gegend fesselte und dem sie von Zeit zu Zeit die mühsam gesuchte Nahrung zubrachte. Um sich näher von der Sache zu unterrichten, stiegen sie den Baum hinan und sahen, daß der größere Vogel in einer Höhlung desselben so eingeschlossen war, daß er nur seinen Kopf und Hals

1) Naumann, Naturgesch. der Vögel. Leipz. 1822—40. Bd. IX. S. 239. Burdach, Blicke in's Leben. II. S. 91.

herausstrecken konnte. Sie gingen zurück, um ein Beil zu holen und den Gefangenen zu befreien. Bei ihrer Zurückkunft fanden sie die Bachstelze immer noch sorgsam beschäftigt, ihrem großen Pflegekinde Futter zu bringen. Und als sie jetzt mit dem Beile arbeiteten, die Höhlung zu vergrößern, sahen sie die Pflegemutter des Eingekerkerten das Nest mit allen Zeichen der höchsten Angst umflattern. Jetzt war der Kerker geöffnet, und sie fanden einen Kukuk, der aber nicht völlig ausgewachsen war und nicht einmal auf seinen Füßen stehen konnte. Ein Kukuk hatte also in diese Höhlung, die sich die Bachstelze zu ihrem Neste erwählt, in die er aber selbst nicht kommen konnte, sein Ei eingebracht; die Bachstelze hatte es ausgebrütet; der junge Kukuk wuchs zu einer Größe heran, welche ihn hinderte, die Höhlung zu verlassen, und die Bachstelze fütterte ihr eingesperrtes Pflegekind, das sich selbst nicht nähren konnte, Monate lang und erfüllte so die Bestimmung der Natur, welche den Müttern die Pflege der Jungen auferlegt hat, mit der größten Treue; denn sie allein war zurückgeblieben, als ihr ganzes Geschlecht unsere Gegend verließ, und die Erfüllung dieser Pflicht beschäftigte sie so, daß sie, sich selbst vergessend, nur für den hülflosen Vogel Angst empfand, der ihr so viele Freuden geraubt, so viele mühevolle Tage gemacht hatte. Gewiß ein bewundernswürdiges Beispiel von mütterlicher Liebe und Treue [1]."

---

1) Kaßmann im Museum des Wundervollen II. St. 1. Leipz. 1805. S. 28 ff. Lenz, Naturgesch. II. S. 197. Ka-

5.

H. Stiehler gibt in der „Gartenlaube" 1857. Heft I. einen interessanten Aufsatz über „die Elternliebe in der Thierwelt." — „Es geht durch die in Kämpfen so gewaltig aufgeregte Natur ein großer, versöhnender Zug, dessen Spur selbst bei den grausamsten und blutgierigsten Thieren nicht fehlt: Der Zug der Elternliebe zu den Jungen, oder, in Ermangelung der Eltern, der Liebe von Pflegeeltern zu den Verlassenen." Es wird bei diesen Zusammenstellungen alles, was für ein bloß instinktmäßiges Thun und Treiben gehalten werden kann, bei Seite gelassen und nur die sichtlich bewußte, bedachte und absichtsvolle Liebe in Betrachtung gezogen. Wir fassen hier bloß die ornithologischen Züge heraus, und auch von denen nur einige der auffallendsten. Grasmücken, Rebhühner, Wachteln gebrauchen, wenn ihre Nester überfallen werden, ein rührendes Mittel, um die Gefahr von ihren Jungen abzuwenden. Die Mutter erscheint wie verletzt, mit verrenktem Bein und verletztem Flügel, so daß sie nicht mehr recht fortkommen kann. Damit zieht sie die Aufmerksamkeit des Verfolgers auf sich; weiterhinkend und weiterflatternd, entfernt sie ihn vom Neste, damit die Brut Zeit gewinne, sich zu sichern. „Man muß namentlich eine Rebhuhnmutter gesehen haben, um eine Vorstellung von der List zu haben, welche die Mutterliebe hier in Anwendung

mann, Naturgesch. der Vögel Deutschlands. II. S. 821. Burdach, Blicke in's Leben. II. S. 96.

bringt.“ — Die Eiderente Islands und Norwegens rupft sich, um ihren Jungen ein warmes Lager zu bereiten, ihre weichen Brustfedern weg. Werden sie von beutegierigen Menschen weggenommen, so thut sie es zum zweiten Male. Sind zum dritten Male Federn nöthig, so opfert auch das Männchen bereitwillig den Schmuck und Schutz seiner Brust auf. — Es wird auch vom Kukuk gehandelt. „Das sehen wir deutlich, daß für das scheinbar Verlassenste am reichlichsten gesorgt wird.“ Auch daß Sumpfmeisen für Kohlmeisen gesorgt haben, hat man schon bemerkt. Man hat, wie R. Brehm erzählt, ein Rohrsängermännchen vom Neste weggeschossen; nach ein Paar Tagen war ein anderes Männchen, das einer anderen Art Rohrsänger angehörte, beschäftiget, die Jungen mit aufzufüttern. Jäger und Jagdliebhaber wissen, daß verwaiste Eulen, Schneeammern und Eisvögel von fremden Weibchen und Männchen ihrer Gattung gepflegt werden. Tüchtige Kenner des Vogellebens, wie Naumann sen. und R. Brehm versichern, daß oft Junge der ersten Brut die zweite mit aufziehen helfen. So ist es von Kanarienvögeln und Meisen bekannt, wie die erste Brut, als ältere Geschwister, den Eltern in der Erziehung treulich beigestanden. Der ältere Naumann sah bei dem grünfüßigen Rebhuhne, daß die Jungen der ersten Brut die der zweiten führten. Auch gefangene Vögel zeigen Aehnliches. Nicht blos die Gartengrasmücke, sondern auch Kanarienögel füttern fast jeden gefangenen jungen Vogel auf. Es wird bemerkt,

daß auch die Insektenklasse genug solcher Beispiele aufzuweisen habe. „Die Fürsorge der Eltern für erziehungsbedürftige Junge ihres oder eines verwandten Geschlechtes hat ein ordentliches Pflegeelternsystem ausgebildet, ohne daß es dazu eines Geheißes oder Adoptivbriefes bedarf.“

6.

An einer alten Gans, die vierzehn Tage lang in der Küche eines Pächters gebrütet, bemerkte man, daß sie plötzlich sehr krank wurde. Sie verließ hierauf ihr Nest und begab sich in ein Nebengebäude, wo sich eine junge, ein Jahr alte Gans befand, welche sie mit sich in die Küche brachte. Diese bestieg unmittelbar nach ihrer Ankunft das Nest der Alten, brütete, führte und schützte späterhin auch die Brut. Die alte aber setzte sich, so wie die junge ihren Platz eingenommen, zur Seite des Nestes nieder und endete bald darauf ihr Leben. Da nun die junge nie zuvor gewohnt gewesen, in die Küche zu kommen, so ist anzunehmen, die alte habe im Vorgefühl ihres Todes und erfüllt von der Sorge für die durch ihren Tod gefährdete Nachkommenschaft, dieses Vorgefühl, diese Sorge der jungen verständlich zu machen und sie zu bestimmen gewußt, ihre Stelle einzunehmen[1]). Es ist dies ein mir besonders werthes Factum der Thierpsychologie, welches mehrere

1) Froriep's Notizen Bd. 24. Nr. 16. Friedreich's Magazin für Seelenkunde. Heft 3. Würzburg 1830. S. 173 f.

merkwürdige Züge enthält, die sich bei einer so stumpfsinnig scheinenden Thiergattung finden. Denn außer der durch den Fall bewiesenen Möglichkeit einer zwischen zwei solchen Thieren vorgehenden so intelligenten Verständigung, ist einerseits die Muttertreue des alten Thieres, die es trieb, noch vor seinem Tode ein anderes, das seine Stelle bei der verwaisten Brut vertrete, herbeizuschaffen, so wie der Verstand, den es hiebei bewies, andererseits die Bereitwilligkeit des jüngeren, sich diesem Amte zu unterziehen, und seine Beharrlichkeit in selbigem, in würdigende Betrachtung zu ziehen.

7.

„Das Feldhuhn," sagt der geistvolle und zuverlässige Leroy [1]), „pflegt in der Auswahl einer Stelle zur Anlegung seines Nestes sehr vorsichtig zu Werke zu gehen.

---

1) Der Vater desselben war Holz- und Jagdaufseher in den königl. Gärten zu Marly und Versailles, und sein i. J. 1723 geborener Sohn folgte ihm in diesem Amte, welches den denkenden Mann in die Lage setzte, die Natur und Lebensart der Thiere durch eine Menge von unmittelbaren Wahrnehmungen und Erfahrungen zu erforschen. Er war ein Freund der ersten Gelehrten seiner Zeit und schrieb namentlich „philosophische Briefe" an seine Freundin, Frau v. Angivilier, über die Intelligenz und Perfectibilität der Thiere, neue Edition, Paris 1802, übersetzt von Dr. Müller, Nürnberg 1807. Dies ist die von uns benützte werthvolle Schrift. „Was er sagt," bemerkt Scheitlin, „hat Wahrheit, Leben und Geist."

Es wählt immer einen erhabenen Ort, um das Nest vor dem Eindringen des Wassers zu sichern. Es trägt Sorge, daß dasselbe von Dornen und Gesträuchen, die es verbergen und den Zutritt zu ihm erschweren, umgeben sei. Es bedeckt die Eier, wenn es auf Nahrung auszugehen genöthigt ist, sorgfältig mit Blättern. Mit einem Worte: es zeigt sich in jeder Hinsicht seine Sorgfalt für eine ihm noch nicht einmal bekannte Brut. Sind die Jungen ausgeschlüpft, so bemerkt man bei der Mutter, so wie auch beim Vater eine unruhige und anhaltende Thätigkeit, eine mühevolle Emsigkeit und eine muthvolle Vertheidigung, wenn Gefahr vorhanden. — — — — Diese Leidenschaft, die sich insbesondere bei den Müttern zeigt, und an der bei Thieren, unter welchen eine ordentliche Ehe Statt findet, auch die Väter Theil nehmen, hat charakteristische Merkmale, die näher beobachtet zu werden verdienen. Es scheint, als werde dadurch im Thiere ein lebhafteres Interesse geweckt, als es für sich selbst zu fühlen im Stande ist. Man sieht Vögel, die ihre junge Brut, wenn sie in Gefahr ist, von Regen oder Kälte beschädigt zu werden, so sorgfältig mit ihren Flügeln bedecken, daß sie selbst das Bedürfniß der Nahrung vergessen und auf ihrem Neste den Hungertod sterben [1]). Sie sind thätiger, um das Nöthige für ihre Jungen zusammen-

1) Man vergl. das unten in der poetischen Abtheilung eingetheilte Gedicht aus der griech. Anthologie.



zusuchen, als sie es zur Befriedigung ihres eigenen Bedürfnisses sein würden. Die Hülflosigkeit dieser schwachen Wesen scheint auch den Muth der Eltern zu steigern und sie mit jenem schwärmerischen Feuer zu erfüllen, welches die Gefahren nicht berechnet oder ihrer nicht achtet. Alle Thierarten dehnen in diesem Falle ihre Keckheit über die Grenzen der Mittel aus, die ihnen zur Vermeidung drohender Gefahren zu Gebote stehen, wiewohl diese Keckheit ihre den erwähnten Mitteln entsprechenden Grade hat. Die Wölfin oder die Bache z. B., denen Kräfte und furchtbare Waffen verliehen, werden schrecklich, wenn sie ihre Jungen zu vertheidigen haben. Sie stürzen wüthend auf diejenigen los, vor welchen sie ohne Anstand fliehen würden, wenn ihnen dieselben bloß ihre Lebensmittel entreißen wollten, sei es auch, daß sie der stärkste Hunger quäle. *Der tiefste und brennendste Schmerz scheint der zu sein, den eine Mutter fühlt, die das Geschrei ihrer Jungen hört.* Die Hirschkuh, so schwach und furchtsam sie ist, stellt sich in solch einem Falle doch muthig der Gefahr entgegen, nur ist sie freilich zu ohnmächtig, um nicht bald ihre Kühnheit aufzugeben und die Flucht ergreifen zu müssen. Und so kann man, ungeachtet der verschiedenen Grade des Muthes und der Tapferkeit, die sich hier herausstellen, doch leicht die Bemerkung machen, *daß bei allen Arten von Thieren die Liebe der Mutter für ihre Jungen die Sorge für ihre eigene Erhaltung entschieden überwiegt.*"

8.

Im Volke ist die Sage, daß der Storch ein feuerlöschender und brandverhütender Vogel sei. Dieser Glaube kann auf Thatsachen beruhen, wie die folgenden sind, wo diese in so mancher Hinsicht merkwürdigen Geschöpfe wenigstens ihr Nest und ihre darin befindliche Brut vor Gluth und Flammen schützten.

Einer mündlichen Erzählung nach befand sich in Hammelburg ein Storchnest, welches bei einem daselbst Statt gefundenen großen Brande von den Alten bewässert und unversehrt erhalten wurde. Sollte man diese Angabe bezweifeln, so hat doch ganz dasselbe Prof. Obbarius im allgemeinen Anzeiger der Deutschen vom Jahre 1823. Nr. 328. S. 3731 ff. als Augenzeuge berichtet [1]). In Kelbra, einem Städtchen in Thüringen, brach Feuer aus. Es war in einer Scheune, wo viel Stroh lag; die Flamme schlug hoch empor und loderte abendwärts. An dem südöstlichen Ende der Scheune befand sich ein Heustall, der ebenfalls in Brand gerieth; er stand in Verbindung mit einem höheren Gebäude, welches zum Glücke mit einer Brandmauer versehen war. Auf dem Forste dieses Gebäudes hatten sich Störche ein Nest gebaut, das bei diesem Brande in hohem Grade gefährdet war; die Flamme leckte den Giebel hinauf, die Hitze war übergroß und das Nest hätte sich unter solchen Umständen nothwendig ent-

1) Vergl. Dr. L. v. Voß, Ahnungen und Lichtblicke. Berlin 1826. S. 57 ff.

zünden müssen, zumal da mehrere vom Luftzug hinaufgetriebene Strohhalme und Flachsstengel von ihm herabhingen. Da flogen die beiden Alten in die nahe vorbeifliegende Helma, kehrten zu dem Neste zurück und ließen von ihren Flügeln Wasser träufeln. Auch schien es dem Berichterstatter und Anderen, die dabei waren, als ob aus den Schnäbeln Wasser laufe. Diese Bewässerung und Durchfeuchtung des Nestes wurde von den ab- und zufliegenden Vögeln so lange fortgesetzt, bis ihnen das Nest gesichert scheinen mochte. Sie stellten sich nun in einiger Entfernung von dem Neste seitwärts auf dem Forste hin und standen in dem sie umhüllenden Rauche wie verklärte Erscheinungen da, ängstlich nach ihren Jungen sehend, die sich im Neste bewegten und eine quakende Stimme vernehmen ließen. Die Gefahr ging vorüber; die Jungen blieben trotz der ungeheueren Gluth unversehrt und versuchten einige Wochen darauf ihre Schwingen.

Den Störchen ist also die feuerlöschende Kraft des Wassers bekannt; sie bedienen sich bei Feuersbrünsten in besonnener und vollkommen zweckmäßiger Weise dieses Elementes, um Nest und Junge zu schützen; sie treiben dies bis zu einem Punkte, wo es ihnen zur Genüge geschehen zu sein scheint, und warten dann ruhig den Erfolg ab. In anderen Fällen, wo keine Rettung möglich, verlassen sie ihre Brut dennoch nicht; sie erleiden mit ihr freiwillig den furchtbaren Feuertod, wie in den folgenden Fällen geschehen ist.

Während der Schlacht von Friedland war ein Gehöfte in der Nähe der Stadt von einer Bombenkugel angezündet worden und der Brand ergriff auch einen alten dürren Baum, auf welchem sich ein Storchnest befand. Das Weibchen brütete eben und wollte das Nest nicht verlassen, bis dies ganz von Flammen umgeben war. Dann erhob es sich gerade in die Luft, und wenn es eine große Höhe erreicht hatte, stürzte es sich wieder mitten in's Feuer, als wolle es versuchen, seinen kostbaren Schatz zu retten. Aber endlich fiel es, umringt von Feuer und Rauch, in die Mitte des glühenden Nestes und fand seinen Tod. Eben so erzählt man von einem Storch, welcher bei dem großen Brande zu Delft in Holland sein Nest nicht verließ und sammt seinen Jungen verbrannte [1]. Ein Gedicht von Usteri: „Der Storch von Luzern" hat, wenn ich mich recht erinnere, denselben Inhalt; ich habe jetzt keine Gelegenheit, darüber nachzusehen.

9.

Der thierfreundliche Pfarrer Dann in seinem Schriftchen: „Bitte der armen Thiere" u. s. w. (Tübingen 1836) erzählt von einer Storchfamilie, die in seinem Wohnorte hauste. Einer der Alten wurde durch einen Schuß getödtet. Seitdem sah man den andern bald hier, bald dort in tiefe Trauer versunken, und um ihn her die drei Jungen, die seinen Schmerz theilten. Die Letzteren traten weiterhin

1) Lenz, Naturgeschichte II. S. 308.

ihre Wanderung an, aber nicht fröhlich, wie sonst die Reise begonnen ward; sondern traurig und still; es ließ sich dabei kein anderer Vogel der Art in der Gegend blicken; es war, als ob die Kunde des Frevels sich überall hin verbreitet und die verwandten Thiere abgeschreckt hätte [1]. „Der Alte," sagt Dann, „sitzt noch immer auf seinem Neste einsam und wehmüthig, indem er sich von dem Orte, wo er einen so schmerzlichen Verlust erlitten, nicht trennen zu wollen oder zu können scheint."

10.

Pfarrer Snell in Hohenstein (Nassau) hat in der „Maje [2]" einen Aufsatz über die Ehen der Thiere geliefert, woraus wir folgende Notizen entnehmen.

Alle Vögel mit wenigen Ausnahmen leben in fester, lebenslänglicher Ehe, wie man es an Tauben, Elstern, Raben, Spatzen ꝛc. leicht beobachten kann. Zu den ganz unzertrennlichen Vögeln gehören, trotz ihrer sonstigen Wildheit, die Lerchenfalken. Sieht man im Herbste, wo sie heimwandern, einen dieser Schnellsegler in den Lüften seine wunderbaren Schwenkungen machen, so wird man in der Regel auch bald den anderen Gatten

1) Wo die Störche einzeln wohnen, da rufen sich die Familien gegenseitig ab; wo sie häufig sind, versammeln sie sich zu Hunderten und üben sich wohl auch, ehe sie ihre Wanderung antreten, im Fluge.

2) Auch in den „Frankfurter Familienblättern" vom 21. Feb. 1860 ist der Inhalt angegeben.

gewahr. Viele Vögel schaaren sich im Herbst zu größeren oder kleineren Heerden zusammen; aber auch hier hat man gefunden, daß sich die einzelnen Paare zusammenhalten. Zwar gibt es auch Zugvögel, von welchen sich Männchen, wie Weibchen, in besondere Schaaren vereinigen und so getrennt von einander ihre Wanderungen machen, wie es z. B. bei den Buchfinken der Fall ist. Im Frühling aber finden sich dieselben Paare wieder zusammen. Das Nachtigallenmännchen schlägt im Frühling in den ersten Tagen seiner Ankunft nur darum so lebhaft und ununterbrochen Tag und Nacht, um seinem etwas später anlangenden Weibchen seine Anwesenheit kund zu thun und es so zu sich zu rufen. Der Sperber, der den Winter über mancherlei Kreuz- und Querzüge gemacht, vielleicht auch einmal den Palmenhainen Afrika's einen Besuch abgestattet hat, findet sich im Frühling mit seinem Weibchen auf dem nämlichen Baume wieder ein, wo er im Jahre vorher von ihm Abschied genommen, und bezieht wieder denselben, wenn noch vorhandenen, Horst, den er vorher bewohnt. Nur wenige Vögel, wie die Auerhähne, die Haushühner, die zahmen Enten und Gänse und einige andere, leben in Vielweiberei. Eheliche Zwiste pflegen nicht vorzukommen. Das Weibchen ordnet sich dem Männchen unter. Die Wahl des Ortes, wo genistet wird, ist die Sache des Männchens. Pfarrer Snell beobachtete bei Spatzen und Tauben Fälle, wo das Männchen aus Dummheit oder Aengstlichkeit einen ganz unpassenden Platz wählte und das Weibchen dann auch

sofort Material herbeischleppte, wiewohl es gar nicht anzubringen war. Nur bei den Lerchenfalken kommen zuweilen Uneinigkeiten über eine Beute vor, die aber nie zu Thätlichkeiten werden. Die Tugend der ehelichen Treue muß im Allgemeinen allen in Monogamie lebenden Vögeln zuerkannt werden; doch findet sich zwischen den beiden Geschlechtern ein merkwürdiger Unterschied. Von weiblicher Seite, sagt Snell, habe ich, so lange und so sorgfältig ich auch die Vögel beobachtete, nie einen Fall von Untreue bemerkt; bei den Männchen kommen, wenn auch nur Ausnahmsweise, solche Fälle vor. Wie bei den Störchen die wirkliche oder scheinbare Untreue bestraft wird, ist oft genug erzählt worden. Wohl zu unterscheiden ist davon die förmliche Auflösung der Ehe, die zuweilen vorkommt und auch wohl von weiblicher Seite vollzogen wird. Bei den Tauben finden solche freiwillige Ehescheidungen jedoch nur dann Statt, wenn sie sich von Anfang an nicht von selbst, sondern in Folge eines Zwanges verbunden hatten. Hier war eigentlich keine wahre Ehe vorhanden, und so war der Bund, dem hier geltenden Naturgesetze nach, auch scheidbar.

In der Brütezeit werden die Weibchen von den Männchen treu unterstützt; bei den meisten Vögeln brüten sie sogar mit und tragen Nahrung zu. Sobald die Jungen ausgebrütet sind, bekommt das Männchen alle Hände voll Arbeit; denn bei allen Vögeln, deren Junge gefüttert werden müssen,

nimmt dasselbe an dem Aetzungsgeschäfte Theil; ja wenn die Jungen heranwachsen, liegt dieses, sowie das Erziehungsgeschäft, ihm vorzugsweise ob. Bei denjenigen Vögeln aber, deren Junge sogleich davonlaufen und allein fressen, wie z. B. bei den Rebhühnern, hat sie das Männchen an die geeigneten Futterplätze zu führen, bei Gefahr zu warnen und zu schützen. Bei den Rebhühnern bleibt die ganze Familie den Winter über beisammen und erst im Frühjahre trennen sich die beiden Gatten von den Kindern. „Wer es beobachtet hat, wie so zwei Ehegatten stets beisammen sind, stets einander zurufen, Freud' und Leid mit einander theilen, bei hartem Frost auf der Schlafstätte sich dicht aneinander drängen, um sich gegenseitig warm zu halten, — und dies Alles zu einer Zeit, wo die sinnlichen Triebe in der Vogelbrust so tief schlafen, wie die ganze Natur unter ihrer Decke von Schnee und Eis, der wird damit übereinstimmen, daß eine solche Ehe kein bloß sinnlich und selbstisch begründetes, moralisch bedeutungsloses Zusammenleben, sondern eine ächte, auf wahrer Freundschaft beruhende Ehe ist."

11.

Daß Menschen bei dem Ende ihrer Geliebten plötzlich ebenfalls des Todes sind, kommt nicht oft vor; selber das langsame Nachsterben aus Trauer und Sehnsucht dürfte nicht allzu häufig sein, zumal in einer Zeit, wie die unsrige. Daß ein Vogel, namentlich eine Taube, „an gebrochenem Herzen" stirbt und das sogleich, wie der Tod des geliebten

Wesens gewiß, ist viel eher der Fall. Ich weiß zwei Beispiele der Art, von welchen ich das eine der Mittheilung einer Dame, die sich viel mit Thieren und thierpsychologischen Beobachtungen abgab, das andere einem öffentlichen Blatte verdanke.

Auf dem Landgute Th. am Main wollte der Sohn des Besitzers im Hofe Krähen schießen, und traf hiebei eine Taube. Wie nun die herbeigekommenen Schwestern des Schützen ihm hierüber Vorwürfe machten, erschien auf dem Dache ein Tauber, girrte ängstlich, kreiste um den Ort, wo die todte Taube lag, senkte dann an ihrer Seite die Flügel, ging um sie herum, stieß sie an und legte sich endlich, als er kein Lebenszeichen bemerkte, neben sie nieder. Die jungen Leute hatten dies Alles mit steigender Theilnahme, ja mit nassen Augen angesehen; als sich das trauernde Thier nun gar nicht mehr regte, traten sie hinzu und fanden es todt [1]). Dies ist der eine, gewiß rührende, auch sehr gut bezeugte Fall; der andere, wo eine Taube um eines geliebten Menschen willen starb, ist der nachstehende.

„Der kürzlich in Würzburg verstorbene Staabsauditor Kohler," so meldeten im vorigen Jahre die Tagesblätter, „war ein großer Wohlthäter der Armuth; er fütterte auch die Tauben der ganzen Umgegend und gewöhnte sie so an sich, daß sie zu ihm in's Zimmer kamen. Während seiner nur dreitägigen Krankheit kamen sie stets an das geschlossene Fenster. Nach seinem Tode wurde dieses herkömmliche

1) Bertha v. Braun. Manuscript.

Weise geöffnet; da kamen die Tauben zu der Leiche ins Zimmer herein; ein Eintretender verscheuchte einen dichten Haufen derselben. Zuletzt fand man eine auf dem Gesimse des Fensters todt. Es war, wie man aus ihrer Zeichnung erkannte, diejenige, welcher der Verstorbene mit besonderer Liebe zugethan gewesen [1])."

12.

Einiges in Betreff dieser lieblichen und zärtlichen Vogelgattung, die auch der hl. Franziscus so vorzugsweise liebte, kann ich aus eigener Erfahrung geben.

Vor Jahren, da noch Geflügel zum Verzehren in mein Haus und auf meinen Tisch kam, was ich später abschaffte, hatte meine Frau einige junge Tauben gekauft und fütterte sie. Da benahm sich eine davon so zutraulich und herzgewinnend gegen sie, daß es ihr schwer fiel, dieselbe dem Tode zu weihen. Als sie mir das erzählte, schlug ich vor, das Täubchen leben zu lassen und im Hause zu halten. Es war Sommer; wir bewohnten ganz allein ein altes Gartengebäude bei Nürnberg; in dem allgemeinen Wohn- und Speisezimmer befand sich ein großer, viereckiger, oben ganz platter Ofen; hier gaben wir dem Täubchen nebst dem ihm nöthigen Futter und Wasser seinen Platz, und hier blieb es auch und hatte seinen gewöhnlichen Aufenthalt daselbst. Dieses so ungemein sanfte, zahme und vertrauensvolle Thierchen, das wir Tutu nannten, machte mir und den Meinigen viel Vergnügen. Setzten wir uns Morgens um den Tisch, um zu frühstücken,

1) Frankfurter Nachrichten vom 9. Dec. 1859. S. 1144.

so flog es von seinem erhabenen Sitze herunter und war äußerst freundlich und liebenswürdig. Es bezeigte seine Freude über unsere Gegenwart, drehte sich tanzend auf dem Tische herum, flog uns auch gern auf die Köpfe, was wir uns lachend gefallen ließen. Ich versuchte es, dasselbe auch außer dem Hause herumfliegen zu lassen und wieder einzufangen. Es gelang; das Täubchen flatterte eine Zeit lang im Garten herum und ließ sich wieder in's Haus zurücktragen. Endlich aber machte es weitere Ausflüge und trieb sich am Tage, ich weiß nicht wo, herum, kam aber immer am Abend wieder, um in der Stube auf dem Ofen zu übernachten und dann des Morgens bei geöffnetem Fenster wieder ins Freie hinauszufliegen. Bei seiner Rückkehr begab es sich unten in die offene Hausthüre hinein und die enge, kurze Treppe hinauf, blieb vor der Thüre des Wohnzimmers sitzen und wartete, bis diese geöffnet wurde. Wir hatten damals auch eine Katze im Hause, die alle mögliche Freiheit genoß, sich im Wohnzimmer aufhielt und auf dem bezeichneten Wege aus- und einging, dem Täubchen aber durchaus Nichts zu Leide that, ohne daß zu diesem Behufe eine Weisung und Zucht angewendet zu werden brauchte. Da war es denn zuweilen ein wundersamer Anblick, wenn man die Treppe heraufkam oder von innen die Thüre öffnete, um hinaus auf den kleinen Vorplatz zu treten, der sich zwischen Thür' und Treppe befand, und da neben einander die Taube und die Katze ruhig sitzen und warten sah, um gelegentlich in das Zimmer hinein zu spazieren. So kommen

hie und da, selbst noch mitten in dieser verwilderten Welt voll Kampf und Mord, Zustände und Verhältnisse vor, die an den reinen Frieden einer paradiesischen Urwelt erinnern. Aber sie dauern nicht lang; sie werden fast immer gleich wieder von den Menschen zerstört, die oft roher und grausamer, als die an Raub und Blut gewöhnten Thiere sind. Die Taube flog eines Tages fort und kam nicht wieder. Sie ließ sich in ihrer unbegrenzten Vertraulichkeit und Arglosigkeit wohl irgendwo greifen und fangen und wurde erwürgt und in einen erwünschten Braten verwandelt. Ich hatte meinen nächsten, in demselben Garten, jedoch ebenfalls für sich in einem besonderen Gebäude hausenden Nachbar in Verdacht, einen wilden Demokraten und Revolutionär, der über alle Sentimentalität erhaben war und sich über die meinige bei Verspeisung des holden Thierchens vielleicht sehr lustig machte. Die Katze hat es nicht gefressen; dessen bin ich gewiß

13.

Ein Beispiel von Antheil und Anschluß eines Vogels an einen andern, verschiedenartigen, aber unglücklichen, um ihn zu trösten und aufzuheitern, ist nachstehendes.

Auf einem großen Hühnerhofe wurden unter anderem Geflügel der Art auch ein Paar Pfauen gehalten. Das Weibchen starb und das Männchen grämte sich so sehr darüber, daß man fürchtete, es werde ebenfalls zu Grunde gehen. Es ging traurig herum oder saß in einem Winkel, weigerte sich, Nahrung zu nehmen, mied am Abende den Stall, wo es sich sonst mit seiner Henne aufgesetzt hatte, flog auf eine

Pappel hinauf und übernachtete daselbst. Die Hühner und Enten des Hofes nahmen einen sichtbaren Antheil an dem Schmerze des Pfaues. Ihre Augen folgten ihm überall nach; kam er heran, so wichen sie ihm still aus, und gerieth er zufällig in die Nähe eines Körner aufpickenden Huhnes, so ließ dies sogleich das Futter liegen. Das dauerte eine geraume Zeit. Da verließ eine Ente das Wasser und ihre natürliche Gesellschaft und schloß sich an den trauernden Pfau an. Sie schwankte schnatternd neben ihm her, wo er auch immer gehen mochte, und wenn er des Abends auf seine Pappel flog, so weilte sie unten am Fuße derselben die ganze Nacht, um gleich wieder am Morgen ihre gesellige Theilnahme und Wanderung fortzusetzen. Anfangs nahm der Pfau keine Notiz von ihr; und wenn sie einmal dazwischen genöthigt war, sich Futter zu suchen, so schien es sogar, als wäre er froh, ihrer los zu sein. Endlich aber erwiederte er dennoch ihre Freundschaft; er blieb bei ihr stehen, und ging mit ihr, wenn sie Futter suchte; auch brauchte sie nun nicht mehr des Bades zu entbehren, indem er sich, während sie in's Wasser ging, auf den Rand des Bassins setzte. Am Abend aber flog er nicht mehr so hoch auf, wie sonst; setzte sich auf die niedrigsten Zweige der Pappel, um der am Fuße derselben ausharrenden Ente nahe zu sein.

So weit hat die Dame, der wir diese Beschreibung verdanken [1]), den Fall zu beobachten Gelegenheit gehabt; ob

---

1) Bertha v. Braun.

sich das Verhältniß auch nach der Ankunft einer neuen Pfauhenne, welche man anzuschaffen gedachte, fortsetzte und in welcher Art es sich da gestaltete, hat sie nicht erfahren können.

14.

Ein Paar Beispiele von Freundschaft zwischen Vogel und Hund, wobei dieser der Retter des Vogels aus Todesgefahr gewesen, der Vogel aber sich dafür dankbar erwies, sind folgende.

„In einem der Höfe vor den Ställen der Königin von England zu Newmarket wurde folgender Fall von Freundschaft zwischen einem Raben und einem Hunde beobachtet. Etwa vor sieben Jahren bei strenger Kälte fiel ein Rabe anscheinend todt in den Hof. Jemand hob ihn auf und warf ihn in die Hundshütte. Die Sache war vergessen. Weiterhin im Frühling, als der Hund seine Hütte verließ, um auf dem Rasen herumzuspringen oder die Tour um die Ställe zu machen, bemerkte man, daß er einen Gesellschafter habe; es folgte ihm stets ein gefiederter Page, jener Rabe nämlich, der in der Hütte wieder aufgelebt war und sich mit dem vierfüßigen Bewohner derselben, der sich seiner wahrscheinlich erbarmend angenommen hatte, auf's Innigste befreundet hatte. Wenn der Hund sein Futter bekam, so suchte der Rabe stets die besten Bissen für den Hund heraus, oder brachte Knochen, die er selbst herbeigebracht hatte, und legte sie vor ihm nieder. Wurde ein Pferd gesattelt und ein Ritt gemacht, wobei der Hund mitgenommen werden sollte, so

war der Rabe in Bewegung und zeigte es dem Hunde an; und so wie Reiter und Hund den Hof verließ, erhob sich der Vogel und folgte nach, so weit die Excursion sich auch erstrecken mochte. Schon so weit war die Sache ungewöhnlich genug; noch wunderbarer aber war das kaum zu beschreibende liebevolle Benehmen des Raben dabei. Als der Berichterstatter die beiden Thiere beobachtete, schlief der Hund auf dem vor dem Hofe befindlichen Rasenplatze; ihm ganz nahe saß der Rabe, in dessen ganzer Haltung und Geberde sich die zarteste Aufmerksamkeit aussprach; seine Augen strahlten, buchstäblich genommen, von Zärtlichkeit. Nichts außer dem Hunde vermochte seine Aufmerksamkeit zu fesseln; man warf ihm Futter vor, er ließ es unberührt; man versuchte es, ihn aufzuscheuchen, er rückte nur um so näher zu seinem Gefährten hinzu und verdoppelte die liebende Sorgfalt, mit welcher er ihn bewachte. Lord Albemarle äußerte die Absicht, dies merkwürdige Beispiel thierischer Dankbarkeit und Treue durch den Pinsel eines berühmten Malers verewigen zu lassen — — — [1])." Dies ist der erste dieser Fälle; wir kommen zu dem anderen.

Der ehemalige Rektor Schudt in Frankfurt bemerkt in seinen „jüdischen Merkwürdigkeiten" Anhang S. 25., daß man der Gans, indem man sie für das dummste Thier hält und sprüchwörtlich von ihrer Dummheit redet, Unrecht

1) Correspondent v. u. f. Deutschland vom 3. October 1838. Nr. 276.

thue, wobei er aus eines Herrn v. Hohberg „adeligem Landleben“ II. Cap. 82. Folgendes aushebt.

Auf einem Edelhofe in der Bretagne trug ein Fuchs eine Gans hinweg. Der Haushund jagte ihm diesen Raub wieder ab, worauf die Gans eine ganz außerordentliche Liebe zu diesem Hunde faßte. Kam sie von der Weide zurück, so schloß sie sich an ihn an und folgte ihm selbst in Stuben und Kammern nach, welche Freundschaft ununterbrochen sechs Jahre lang dauerte. Einst wurden von einem Nachbarn Gänse gestohlen und eingesperrt, worunter auch diese war. War nun der Hund in der Nähe, so spürte es die Gans, erhob ein Geschnatter und flog sogar über die Mauer zu ihm, wodurch der Diebstahl an den Tag kam. Am Ende wurde der Hund von einer auf ihn erzürnten Magd, der er Fleisch gestohlen, mit einem Stein am Halse ertränkt. Da trauerte und klagte die Gans am Teiche acht Tage lang mit großem Geschrei um ihres Freundes Tod.

15.

Auch Vogel und Affe können innige Freundschaften schließen. Leithold in seiner „Ausflucht nach Brasilien“[1] erzählt von der Freundschaft eines Affen und eines Huhnes, die er auf dem Schiffe beobachtet, worauf er die Rückreise nach Europa machte. Der Affe wurde von der Schiffsmannschaft mit empörender Härte und Bosheit behandelt; es kam eine höchst empfindliche Kälte dazu; da erkrankte derselbe, zitterte fortwährend wie Espenlaub, und wurde

1) Berlin 1820. S. 222 ff.

von dem Kapitän zu einem wohlgenährten Huhn in einen großen Käfig gesperrt. Die einander so fremden Thiere wollten sich im Anfange nicht vertragen, wurden jedoch allmählig so vertraut, daß insbesondere das Huhn eine merkwürdige Zuneigung zu dem kranken und immer kränker werdenden Affen faßte, ihn mit seinen über ihn ausgebreiteten Flügeln zu erwärmen suchte, und wenn man ihn herausnahm, so lange kakelte, bis man ihn wieder hineingesetzt. Der Affe starb endlich [1]; nun erkrankte aus Gram und Sehnsucht auch das Huhn, „und mußte schnell abgeschlachtet werden, um dem nicht mehr fernen Tode desselben zuvorzukommen."

16.

Wie sich eine Gans aus Dankbarkeit an einen Hund angeschlossen, ist schon oben berichtet worden, hier wollen wir einige auffallende Beispiele von Freundschaft und Liebe dieser so seelen- und verstandlos scheinenden Thiere zu menschlichen Individuen zusammenstellen.

Dem Peripatetiker Lacydes war eine Gans so zugethan, daß sie ihn stets begleitete und sich zu keiner Zeit von

---

1) Der Erzähler und seine Tochter hatten sich desselben mitleidig angenommen; er verschied auf dem Schooße der Letzteren. „Noch vor seinem Ende," sagt Leithold, „reichte ich ihm in warmen Thee getauchten Zwieback; aber er schüttelte mit dem Kopfe und machte eine Pantomime, die anzudeuten schien, daß er sich seines nahen Todes bewußt sei." Das gehört in das Kapitel der Thiersprache, s. oben Nr. III.

ihm trennen wollte. Wenn er ging, so wandelte auch sie; wenn er sich setzte, so rastete sie ebenfalls. Als sie starb, begrub sie der Philosoph mit großem Anstande, als wenn er einen Sohn oder Bruder begrübe. Zu Aegium in Achaja liebte eine Gans den schönen Amphilochus, ja sie trug ihm, wie man behauptet, als er sich in Gewahrsam befand, sogar Geschenke zu. Zu Chios liebte eine solche die Citherspielerin Glauke, doch werden statt der Gans auch andere Thiere genannt. So die Alten [1]). Sie scheinen, wie so häufig, nur zu fabeln und zu faseln und haben dennoch Recht. Wir nennen neuere Exempel der Art.

Dem Naturforscher Buffon theilte ein wahrheitsliebender Mann die Geschichte eines Gänserichs mit, der ihm aus Dankbarkeit leidenschaftlich ergeben war. Er wurde von einem anderen Gänserich übel behandelt und aus seiner thierischen Gesellschaft verdrängt. Da schloß er sich an den Mann an und bekam mit dessen Hülfe die Oberhand über seinen Gegner. Als seine Weibchen zu brüten anfingen, verließ er sie und folgte dem Manne überall nach, indem er bald ging, bald flog, und wenn er voraus war, an Kreuzwegen anhielt, um zu sehen, welchen Weg derselbe nehmen werde. So zuerst bei einer Wanderung, die von zehn Uhr Morgens bis acht Uhr Abends dauerte. „Nachmals,“ so lautete die Erzählung weiter, „folgte er mir, ohne eine Spur von mir zu haben; er suchte mich sogar einmal in der Kirche

1) *Aelian.* nat. an. VII, 41. V, 29. I, 6. *Plin.* hist. nat. X, 22. 26.

auf. Ein andermal ging er vor dem Fenster des Pfarrers vorbei und hörte mich in der Stube sprechen; er begab sich die Treppe hinauf, trat in die Stube und erhob ein Freudengeschrei." Die Sache wurde jedoch unbequem; es gab unangenehme Vorfälle. Der arme Jakob — so hieß der Vogel — ward eingesperrt und sah den Mann, den er so lieb gewonnen, nicht wieder. Er brachte über ein Jahr in Unruhe und Kummer zu, ward so dürr, wie ein Stück Holz, und starb vor Gram. Es war im dritten Jahre dieser sonderbaren Freundschaft, daß er auf eine so traurige Weise zu Grunde ging.

Die Yorkshire Gazette von 1834 berichtet von einem Gänserich, der sich in ähnlicher Weise benahm. Er gehörte einem Nachbar, schloß sich aber aus Gründen, die ich nicht angegeben finde, an einen alten Herrn an und begleitete ihn fast ohne Unterlaß. Er kam jeden Morgen von dem Hofe seines Besitzers zur Wohnung des alten Herrn und weckte ihn durch sein Geschrei; dann begleitete er ihn den ganzen Tag auf allen seinen Gängen, so, daß man ihn selbst in den volkreichsten Straßen dicht hinter ihm hergehen sah. Setzte sich sein Freund, um auszuruhen, so legte sich der Gänserich zu seinen Füßen hin. Es waren mehrere Plätze, wo der alte Mann zu rasten liebte; die kannte das Thier sehr gut; es lief bei der Annäherung zu einem solchen voraus, kehrte sich dann um und deutete durch Geschrei und Flügelschlagen an, daß hier der Rastort sei. Fiel Jemand dem alten Manne lästig, so bemerkte es der Vogel und gab seinen Unwillen durch

Geschrei, auch wohl durch Beißen zu erkennen. Kehrte der alte Herr irgendwo ein, um eine Erfrischung zu nehmen, so folgte der Gänserich, wenn er durfte, und blieb hinter seinem Freunde stehen, bis derselbe sein Glas Ale getrunken hatte. Ward ihm der Eintritt verwehrt, so wartete er vor der Thüre, bis der alte Herr wieder zum Vorschein kam.

Der Kreisjustiz-Kommissarius Zille[1]) besaß eine Gans, die sich von der übrigen Heerde absonderte und menschliche Gesellschaft wählte, sich aber nicht den fütternden Mägden, sondern einer alten Viehwirthin zugesellte. Diese kümmerte sich nicht um das Thier; letzteres aber verließ sie nie, wählte sich seine Schlafstätte an ihrem Bette, ging ihr im Stalle nicht von der Seite, begleitete sie in die Küche, in das Vorrathsgewölbe, ja bis auf den eine Treppe hoch gelegenen Heuboden hinauf. Streute ihm die Wirthin etwas Futter hin, so fraß es davon, doch nur so lange, als jene dabei blieb; ging die Wirthin fort, so ließ die Gans das Futter liegen und folgte der Frau. Begegnete sie dem ihr feindlichen Truthahn, so floh sie nicht vor ihm, wie die übrigen Gänse, sondern schmiegte sich an ihre Freundin an und suchte Schutz bei ihr.

Von der Eßlinger Gans, einer Art von „Regimentstochter," hörte ich Jemand, der diese Sonderbarkeit selbst gesehen, mündlich erzählen, las dann auch darüber[2]) Fol-

1) Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Görlitz, citirt von Lenz.

2) Buch der Welt. Stuttgart 1850, und Lenz, Vögel S. 363 f.

Wahrscheinlich empfand es der Vogel übel, und sah es als seiner unwürdig an, daß er fremden Personen seine Künste vormachen solle. Daher seine Stummheit und sein Eigensinn, und, um zu zeigen, daß er wohl sprechen könne, es aber nur zu eigener und seiner Gebieter Belustigung thun möge, der laute und wiederholte Ruf, den er den Abgegangenen nachtönen ließ.

Der Tozneneтl, ein mexicanischer Papagei, spanisch Perico, lernt nach Clavigero's Geschichte von Mexico alle Worte und Laute, die er hört; er ahmt das Lachen, das Schreien der Kinder, die Stimme der Thiere und allerlei lächerliche Töne ganz natürlich nach. — Ein Papagei, der auf einem Schiffe von Guinea nach Europa gebracht wurde, und viel in der Gesellschaft eines alten, kranken Matrosen lebte, nahm die heisere Stimme, den schrecklichen Husten, ja selbst das Fluchen und Toben desselben so natürlich an, daß man nicht selten die Nachahmung für das Original hielt. In England bekam er einen Herrn, der das nicht wußte, und der daher so lange glaubte, der Matrose sei noch im Hause, bis er sich mit Erstaunen von der mimischen Rolle überzeugte, die der Vogel spielte. — Ein alter, reicher Mann, der stets krank war und über seine Leiden klagte, hatte einen Papagei, der nicht nur die Stimme und die Worte seines Herrn zu hören gab, sondern sich auch sonst zu einem Bilde desselben machte. Fragte man ihn, wie es ihm gehe, so nahm er die traurig-

sten Geberden an, dehnte und streckte sich und sagte im kläglichsten Tone: „Ach, ich bin so krank [1])!“

Von dem Staare sagt Lenz: „Manche sind äußerst gelehrig und selbst die Weibchen lernen. Die Zunge braucht man ihnen eben so wenig, wie den Raben zu lösen. Kaum gibt es ein possirlicheres Thier, als einen recht zahmen aufgezogenen Staar. Als Knabe besaß ich einen, der zwei Liedchen pfiff, zwischen die er immer noch den Staarengesang nebst zehnerlei anderen Tönen mischte und das Wort: Spitzbube, ganz deutlich aussprach. Spielte ich auf der Wiese, so war Staarmatz auch mit da und badete sich im Bache; arbeitete ich im Garten, so war er behülflich und suchte Regenwürmer auf; saß ich auf dem Kirschbaume, so saß er neben mir und pflückte noch fleißiger als ich. Wie ein Hund wußte er meine Mienen zu deuten und meine Worte zu verstehen. Er war sehr lecker und suchte immer zum Mehlwurmtopfe zu gelangen, der daher mit einem Brette bedeckt wurde. Der Staar schob aber den Schnabel zwischen Topf und Brett, drängte dieses zurück, hüpfte hinein und fraß so viel, als ihm nur möglich war. Drängte man ihn in eine Ecke und neckte ihn mit dem Finger, so wurde er ganz wüthend, richtete sich hoch empor, biß nach allen Seiten um sich, pfiff aus Leibeskräften und schrie immer dazwischen: Spitzbube, Spitzbube! Einst

1) Aus Fischer's naturgesch. Lehrbuch. Braunschweig 1846. S. 196.

war er fortgeflogen und ich suchte ihn lange vergebens. Endlich hörte ich einen gewaltigen Lärm; ich lief hin; da standen unter einem Baum einige Bürschchen und warfen nach dem Staar mit Steinen und Erdklößen. Der saß oben ganz ruhig, schnarrte, pfiff und schrie: Spitzbube."

„Meine Eltern," schreibt Trimolt, „hatten einen Staar, der mancherlei Töne von selbst nachahmte. Als meine jüngste Schwester noch klein war, und häufig schrie und weinte, gab der Vogel genau Achtung und brachte es durch täglich fortgesetzte Uebung dahin, daß er die schreiende und weinende Kinderstimme vollkommen nachmachte. Trat Jemand später, als meine Schwester schon größer war, in das Zimmer, wo sich der Staar befand, so wurde er sonderbar getäuscht, indem er diese Stimme hörte und doch kein kleines Kind erblickte, von dem sie kommen konnte. Derselbe Vogel bildete sich selbst zu einem Trompeter aus. Es pflegten nämlich des Abends nicht weit vom Hause Trompeter zu blasen und zwar immer dasselbe Stück. Der Staar hörte aufmerksam zu und wagte es endlich, den Schall nachzuahmen. Es gelang, und so lernte er in einigen Wochen die ganze Musik, die er mit allen Pausen und Abwechselungen des Tactes mehrmals unter großer Anstrengung mit schmetternder Stimme hersang.

18.

Der Gimpel hat für sich selbst wenig Singtalent; er besitzt jedoch die Anlage, Stückchen, die man ihm vorpfeift, mit sanfter, voller, flötender Stimme nachzuahmen. Er

ist daher ein sehr beliebter Stubenvogel, zumal, da er auch sonst sehr angenehme Eigenschaften hat. „Ein aufgezogener Gimpel," sagt Lenz, „ist ein gar liebenswürdiges Thierchen. Er kennt seinen Herrn, antwortet ihm, wenn er die Lockstimme pfeift, wendet den Kopf links und rechts, wenn es jener thut, und singt, wenn er freundlich dazu aufgefordert wird. Wir haben hier öfters welche gehabt, die jedesmal eine lebhafte Freude äußerten, so wie ein gemeiner Mann aus dem nächsten Städtchen, wo man sie aufgezogen, in die Stube trat, ja die oft schon ganz unruhig wurden, wenn sie Jemand von dort vor der Thüre sprechen hörten." Welches treue Gedächtniß, welche Kenntniß der Personen und Stimmen, welche rührende Anhänglichkeit an ihren ersten Aufenthalt!

Eine weibliche Person, die in einem einsam liegenden Jägerhause aufwuchs, erzählte mir von einem Gimpel [1]), der am Fenster dieses Hauses hing, folgende Charakterzüge. Er war sehr begierig, die Zufriedenheit und das Lob seines Herrn und gelegentlich auch anderer Menschen zu erwerben. Wenn sein Herr, der Vater der Erzählerin, nach Hause kam, so empfing ihn der Vogel mit der Melodie, von der er wußte, daß sie des Mannes Lieblingsarie war, und nahm dafür die Begrüßung und Belobung desselben hin. Wenn fremde Menschen zugegen waren, so strengte er sich mit

---

1) Sie nannte ihn Blutfink, was aber ein anderer Name für Gimpel ist.

Singen gewaltig an, um ihre Aufmerksamkeit zu erregen und vor ihnen in dem ganzen Glanze seiner Gesangkünste zu erscheinen. Er machte auch Späße und Streiche und freute sich, wenn sie ihm gelungen waren. Er hatte bemerkt, daß sein Herr seine sich auf der Wiese tummelnden Kinder, eben so seine Hunde, wenn sie lärmend einem Wagen nachliefen, durch einen ihm eigenen Pfiff nach Hause rief. Diesen Pfiff machte er täuschend nach, und benützte ihn in Abwesenheit des Mannes, um die Kinder und die Hunde zu rufen. Wenn diese dann eilig daherrannten, in der Meinung, der Mann habe sie gerufen, so bezeigte der Vogel durch seine Bewegungen und durch die vergnügten Töne, die er hören ließ, deutlich seine Freude darüber. Er war also nicht nur fähig, einen ihm fremden Laut nachzuahmen; er verstand auch dessen Bedeutung, gebrauchte ihn dieser Bedeutung gemäß, um Menschen und Thiere zu täuschen, brachte die beabsichtigte Wirkung hervor und war sich dessen mit frohem Selbstgefühl als eines von ihm ausgeführten lustigen Streiches bewußt.

Das größte zoologische Wunder, was Stimme und Nachahmung betrifft, ist die amerikanische Spottdrossel, die alle möglichen Laute hervorbringen und täuschend nachahmen kann; sie pfeift, wie ein Mensch, sie gluckt, wie eine Henne, sie schlägt, wie eine Nachtigall u. s. w. „Die Spottdrossel, Turdus polyglottus," sagt Oken, „ist ein in ganz Nordamerika und Jamaica wegen seines vortrefflichen Gesanges bekannter Vogel. Er bringt darin unauf-

hörlich Veränderungen an, indem er die Melodien anderer Vögel von selbst nachahmt und lieblicher wiedergibt. . . . Er wird daselbst für den besten Sänger der Welt gehalten und selbst über die Nachtigall gesetzt. Er fängt mit seiner eigenen Composition an, borgt zum Schlusse die Töne vieler anderer Vögel und wiederholt sie so künstlich und angenehm, daß er eben so viel Vergnügen als Erstaunen erregt. Er sucht sogar den Schall anderer Dinge nachzuahmen; ein eingesperrter miaute, wie eine Katze, krähte, wie eine Elster und knarrte, wie ein Wetterhahn." Clavigero sagt: „Es gibt in Mexico so gut Goldfinken und Nachtigallen, als in Europa, und überdies noch wenigstens zweiundzwanzig Arten von Singvögeln, die jenen Wenig oder Nichts nachgeben. Alles aber, was wir von der Art gehört haben, übertrifft der berühmte Centzontli. Es ist unmöglich, von seinem lieblichen, sanften Gesange, von der Harmonie und Abwechslung seiner Töne und von der Leichtigkeit, womit er Alles nachahmt, eine Vorstellung zu geben. Er macht nicht nur die Töne anderer Vögel, sondern auch die Stimmen vierfüßiger Thiere nach. Er heißt eigentlich Centzontletotl, d. i. der Vielstimmige. Die Mexicaner gebrauchten gewöhnlich das Wort centzontli, vierhundert, wie die Römer ihr sexcenti, sechshundert, um eine große Zahl zu bezeichnen. Berrington, Vicepräsident der königlichen Societät zu London, sagt in seinem Werke über die Singvögel, daß er einen solchen Vogel gehört, der in einer einzigen Minute den Gesang der Lerche,

des Buchfinken, der Amsel, des Sperlings und des Krametsvogels nachmachte.“ Wir fügen noch die Beschreibung hinzu, welche Wilson in Philadelphia in seiner Ornithologie liefert. „Das Gefieder des Spottvogels,“ sagt er, „hat nichts Ausgezeichnetes, aber seine Gestalt ist schlank und graziös. Die Leichtigkeit und Schnelligkeit seiner Bewegungen, das Feuer seiner Augen und das verständige aufmerksame Horchen auf den Gesang anderer Vögel sind bewundernswürdig. Seine Stimme ist voll, wohlklingend, jeder Biegung fähig und kann eben so leicht den weichen Ton der Wachtel, als das kreischende Geschrei des Habichts nachahmen; seine Nachahmungen aber sind jederzeit Verschönerungen. Wenn er singt, so ist er in steter Bewegung, breitet Flügel und Schweif aus, steigt in die Lüfte, wie ein Pfeil, und senkt sich wieder, wenn sein Gesang erstirbt. Wer ihn hört, ohne ihn zu sehen, der sollte glauben, alle Vögel des Waldes hätten sich versammelt, um einen Wettgesang anzustimmen. So täuscht er auch oft den Jäger, der, durch die nachahmende Stimme verleitet, einem ganz anderen Vogel nachzuschleichen glaubt. Die Vögel selbst werden oft durch ihn betrogen, glauben sich durch ihres Gleichen gelockt und nähern sich, oder fliehen, weil sie den Schrei eines Sperbers zu hören wähnen. Selbst im Käfige verliert er seine gute Laune nicht, und man wird nicht müde, ihm zuzuhören. Bald pfeift er dem Haushunde, der sogleich wedelnd herbeieilt, weil er meint, sein Herr habe ihm gepfiffen; bald schreit er wie ein verwun-

detes Küchlein und sogleich flattert die Gluckhenne mit gesträubtem Gefieder herbei, um ihre Jungen zu beschützen. Ein andermal läßt er das Bellen eines Hundes, das Miauen einer Katze und das Knarren eines ungeschmierten Rades schnell auf einander folgen und endet mit dem ganzen Liede, das sein Herr ihn pfeifen gelehrt hat, es sei so lang, als es wolle. Das Schmettern des Canarienvogels und die Flötentöne der virginischen Nachtigall ahmt er in gleicher Vollkommenheit nach."

19.

Was die Abrichtung der Vögel zu allerlei absonderlichen und Staunen erregenden Kunststücken und Schauspielen betrifft, so zeichnen sich vorzüglich der Canarienvogel und der Aehnliches leistende Stieglitz aus. Lenz erzählt von einem Franzosen aus Befort, der sich im Elsaß mit einem Canarienvogel sehen ließ, welchem er Buchstabier- und Rechenkünste beigebracht hatte. Wurde diesem Vogel ein Wort gesagt, so flog er an ein Kästchen mit Buchstaben und setzte daraus ein Wort zusammen. Wurde eine Uhr gezeigt, so legte er die Zahlen hin, welche Stunde und Minuten anzeigten. Ja er addirte, subtrahirte und multiplicirte mit Zahlen. Ein anderer Canarienvogel, dessen Lenz erwähnt, holte aus einem Kästchen voll Läppchen die Farben, welche eine ihm angezeigte Person aus der Gesellschaft an sich trug. „Dieselben Kunststücke sah man schon 1760 zu Paris, und wieder vor einigen Jahren in Deutschland." In Wegener's „Leben der Thiere" wird

von einem Jahrmarkte erzählt, wo Canarienvögel und Stieglitze zu sehen waren, welche Soldaten spielten, Kanönchen losbrannten und Worte zusammensetzten. Ich selbst erinnere mich in meiner Jugend einen Vogel gesehen zu haben, der aus einem auf dem Tische liegenden Buchstabenspiel, so wie man es bei Kindern anwendet, die man die Buchstaben kennen und zusammensetzen lehren will, die passenden Buchstaben herauszog und daraus ein ihnen vorgesagtes Wort gestaltete. Der Mann, der ihn zeigte, ließ von der um den Tisch herumsitzenden Gesellschaft beliebige Wörter aufgeben. Eine Person gab zwei Wörter oder Namen — ich weiß nicht mehr, welche — mit einander an. Der Mann bemerkte, das sei zu viel; es wurde daher nur ein Wort vorgesprochen. Der Vogel fing an, ganz falsche Buchstaben herauszuziehen und zusammenzusetzen; er wurde von dem Manne bedeutet, daß er seine Sache schlecht mache; er ließ sich aber in seinem räthselhaften Geschäfte nicht stören. Man beschloß, ihn machen zu lassen und zu sehen, was heraus komme. Als er zu Ende war, sah man auf dem Tische mit allgemeinem Erstaunen die beiden zuerst aufgegebenen Wörter richtig buchstabirt und zusammengesetzt. Der Vogel hatte sie somit als seine Aufgabe gefaßt und festgehalten und dieses für ihn so schwierige Problem rühmlichst gelöst, obwohl man es ihm durch Abkürzung und Vorsprechen eines einzelnen Wortes zu erleichtern gesucht, und wiewohl man ihm aus Mißverständniß eine Mahnung und Weisung ertheilt, die ihn irre zu machen geeignet war.

Das habe ich, wie gesagt, mit eigenen Augen gesehen und es ist mir, so viele Jahre seitdem auch dahingegangen, in guter Erinnerung geblieben.

Aus Scheitlin's Thierseelenkunde ist auszüglich Folgendes entnommen: „Man lehrt den Canarienvogel mit Hülfe des Schnabels und eines glühenden Schwamms, Hölzchens oder Stöckchens, ein messingenes Kanönchen losschießen; es muß ihm also alle Furcht vor heftigem Knall abgewöhnt werden können. Man lehrt ihn große ausgeschnittene Buchstaben kennen und daraus Wörter zusammensetzen. Da liegen alle fünfundzwanzig Buchstaben in einer langen Reihe. Man gibt ihm ein zwei- bis dreisylbiges Wort. Er horcht, er denkt, er sinnt nach; langsam nimmt er einen, den ersten Buchstaben des Wortes, und legt ihn bei Seite; kommt in der zweiten Sylbe ein Buchstabe der ersten Sylbe vor, so nimmt er ihn dort mit dem Schnäbelchen weg und stellt ihn an den neuen Ort. Oft hält er das Köpfchen schräg und blinzelt seinem Meister zu; oft staunt und denkt er wieder nach; manchmal versieht er sich und will einen unrechten Buchstaben nehmen; warnt man ihn vor dem Mißgriff, so läßt er's bleiben und wählt besser. Man kann ihm das lange „Konstantinopel“ oder das griechische „Papepipapos," Urgroßvater, aufgeben. So setzt er aus Zahlen eine große Summe zusammen, aus Noten einen Gesang, etwa eine Linie lang. Man gibt ihm auf, die schönste, die älteste, die verliebteste Person in der Gesellschaft, die den Kaffee am meisten liebe u. s. w.

anzugeben. Er fliegt zu ihr hin. Er versteht das Wort und die Gebärde und die Augensprache seines Herrn. Hinwiederum zieht er auf Befehl desselben in jeder beliebigen Richtung ein kleines Wägelchen auf dem Tische hin und her. Er zieht rechts und links, hält an und zieht weiter. Wegzufliegen macht er keine Miene. Am Ende muß er sich selbst mit Hülfe seines Schnäbelchens ausspannen; denn er ist förmlich angeschirrt.

Ein solches Thierchen muß oft eine ganze reisende Familie ernähren. Es erhellet daraus, daß dieser Vogel scharf sieht und hört, und Ton und Bild mit einander verbinden kann, wie wir. Er arbeitet mit Gedächtniß und Einbildungskraft, mit dem Gesichts= und Gehörsinn zugleich. Die Thätigkeit ist schon sehr componirt. Es gibt Menschen, die minder leisten, und doch für Menschen gelten. Es lernt der Canarienvogel auch die Spielkarten kennen, und mit sich das Wechselspiel vive l'amour spielen. Er wählt aus den Karten, die vor ihm liegen, die vier Könige und stellt sie zusammen. Er fehlt nicht! Oder man gibt ihm ein Aß und bietet ihm eine Karte nach der anderen hin. Er ergreift mit dem Schnäbelchen kein Nichtaß. Er merkt auch, daß viere ausreichen. Hat er sie beisammen, so wartet er auf keine neue mehr. Daß die Canarienvögel auch träumen, im Traume zu singen anfangen, ist eine bekannte Erfahrung, die auf viel deutet" u. s. w.

Ueber die Canarienvögel, welche in Paris kleine Schau=

spiele aufführten, berichtet M. Antoine Nachstehendes. „Sie begeben sich auf Befehl ihres Herrn aus ihrem Käfig heraus und wieder hinein. Sie stehen ruhig auf einer Trommel, die man schlägt; sie stehen Wache, indem sie auf dem Kopfe eine Grenadiermütze haben und Flinte, Säbel und Patrontasche tragen. Einer von ihnen, der das gleichsam satt hat, wirft die Waffen weg und desertirt. Der Herr fängt ihn wieder ein; er wird zum Tode verurtheilt und nimmt von der ganzen Gesellschaft Abschied; es werden ihm die Augen verbunden, es wird eine Kanone auf ihn gerichtet, die einer seiner Kameraden abbrennen muß; der Schuß kracht, der Vogel stürzt, ein anderer ladet ihn auf einen kleinen Schubkarren und fährt ihn zum Begräbnißplatze. Aber kaum ist dieser traurige Act vorbei und der Richtplatz leer, so erhebt sich der Todte, singt ein lustiges Liedchen und scheint über die glücklich bestandene Gefahr zu jubeln." Was setzen solche Abrichtungen für Verständigungen voraus! Wie ist es möglich, einem solchen Geschöpfe, mit dem man nicht sprechen kann und das dem, was es vorstellen soll, so fremd und fern ist, alle diese mimischen Künste beizubringen? Und wenn man dies Alles kann, wo ist am Ende die Grenze der Möglichkeiten? Ich könnte in der That noch Einiges beibringen, was das bereits Angegebene übersteigt und einen vollkommenen, mit musikalischem und mimischem Talente verbundenen Menschenverstand, wie er unzähligen talentlosen Menschen mangelt, zu documentiren scheint; ich fürchte jedoch, man

möchte es für erfunden oder romanhaft übertrieben halten, wiewohl es von Augenzeugen berichtet und von anerkannten Zoologen in ihre Darstellungen aufgenommen worden ist[1]).

20.

Noch muß ich Einiges über den Kranich sagen, der nicht nur überhaupt zu den psychisch hochstehenden Vögeln und besonders intelligenten Geschöpfen des Thierreichs gehört, sondern eine ganz eigene Art von socialem Ordner-, Aufseher- und Herrschertalent besitzt und gelegentlich einmal in einem Staunen erregenden Grade offenbart. Es tritt hier eine angeborene Neigung, ja Leidenschaft, zu regieren, zu lehren, zu ziehen und zu züchtigen, Alles in Ordnung zu bringen und in Ordnung zu halten und auch selbst ein gutes Beispiel zu geben, hervor. Ein wirklicher König der Thiere könnte seiner intellectuellen und ethischen Anlage und Befähigung nach weder der Adler, noch der Löwe, wohl aber der Kranich sein; und man sollte fast glauben, er wäre ursprünglich in der That dazu bestimmt und verordnet gewesen.

„Diese Vögel," sagt Oken, „werden außerordentlich zahm und wissen sich bald zum Herrn des Hühnerhofes zu

---

1) So, was Pratt in seiner „Aehrenlese" und nach ihm Lenz in seiner Naturgeschichte, Vögel S. 166 ff. ausführlich von den Kunststücken erzählt, die ein Vogelsteller in einem Wirthshause zu Cleve mit einem Canarienvogel gemacht, mit dem er Jahre lang sein Brod verdient hatte, und der bei dieser Gelegenheit von einer Katze erwischt und gefressen wurde.

machen. Sie gehen mit den Gänsen auf das Feld, hüten und vertheidigen dieselben und bringen sie des Abends wieder in den Stall.“ Ein zoologisch berühmter Vogel der Art, der überall erwähnt wird, und bei dem sich obige Eigenschaften im auffallendsten Grade gezeigt haben, befand sich auf dem Gute des Freiherrn v. Seiffertitz, der über seine Beobachtungen in Brehm's Ornis [1]) berichtet hat. Derselbe maßte sich die Herrschaft über alle Thiere des Gutes und des Dorfes an und führte über sie ein strenges, jeder Art von Unordnung und Zwietracht energisch entgegentretendes Regiment. Besonders auf dem Gute machte er den Aufseher; bei der Heerde vertrat er die Stelle des Hirtenhundes; junges Vieh, das nicht nach Hause gekommen, holte er des Abends ganz allein vom Felde und trieb es in den Stall. Ein Weibchen, das man ihm zubrachte, nahm er freundlich auf, führte es herum, lehrte es tanzen und gab ihm, wenn es sich ungeschickt benahm, Schnabelhiebe. Selbst in einer Schaar von wilden Kranichen wollte er eine solche Rolle spielen, sie seine Künste lehren, sie gleichsam cultiviren und weiter bilden, was sie aber übel aufnahmen; daher er oft blutig und mit zerzausten Federn nach Hause kam. Als ein geschossener Kranich im Hofe mit dem Messer vom Blute gereinigt wurde, gerieth er in den äußersten Zorn, versetzte Schnabelhiebe und war fortan nicht mehr zu bewegen, an diesem

1) Heft I. S. 79. II. 64. III. 42.

Orte sein Futter zu holen. Er besuchte den ganzen Sommer über bald das junge Vieh, bald die Heerden des Dorfes und hütete sie stundenlang, so daß kein Stück über die Grenze durfte. Als einst zwei fremde Ochsen in den Garten kamen, trieb er sie hinaus, wiewohl sie sich ihm stark widersetzten. Unter dem Geflügel litt er keinen Streit; bei der geringsten Fehde war er als Schiedsrichter zur Hand und brachte gebührende Strafen in Anwendung. Pferde, Schaafe bekamen derbe Schnabelhiebe. Doch machte er gewisse Unterschiede; Enten und Hühner wurden schonender behandelt, als Gänse und Truthühner. Um aber, so scheint es, bei Ausübung dieser Herrschergewalt den Schein der Herrschsucht und des Hochmuthes zu vermeiden und selbst ein Beispiel der Unterwerfung und des Gehorsams zu geben, ordnete er sich seinerseits freiwillig dem Bullochsen unter und entrichtete ihm den Tribut der Ehrfurcht und Ergebenheit. Er begleitete ihn auf die Weide, besuchte ihn im Stalle, stand aufgerichtet neben ihm, als wenn er seine Befehle erwarte, und behandelte ihn völlig als seinen Vorgesetzten. War der Ochse im Hofe unter anderem Vieh, so machte er förmlich seinen Adjutanten, ging zwei Schritte hinter ihm her, tanzte oft um ihn herum, machte ihm Verbeugungen und benahm sich so drollig, daß es nicht ohne Lachen anzusehen war. Auch der Ochse fing allmählig an, einiges Interesse für ihn zu zeigen und ihn wenigstens zu rufen. Das Verhältniß des Kraniches zu diesem Thiere war aber keineswegs das einer

subjectiven Zuneigung und hatte keine individuelle und persönliche Bedeutung. Die Bullochsen des Gutes wurden successiv verkauft und der Kranich trug bei diesem Wechsel seine Verehrung und Anhänglichkeit sofort auf den jedesmaligen Nachfolger über, indem er das ansehnliche Thier wohl nur als Symbol oder Repräsentation einer ersten und obersten Autorität und Macht auffaßte, der er selbst sich beugen, als deren Organ und in deren Namen er sein Amt verwalten und die übrige Thierwelt des Ortes beaufsichtigen und beherrschen wollte. Nachdem er es auf diese Weise Jahre lang getrieben hatte, wurde er im Stalle von einem Mastochsen, den er zur Raison bringen wollte, niedergestoßen und der Besitzer verzweifelte daran, ihn völlig wieder herzustellen.

Man kann dies ganze sonderbare Benehmen nicht anders verstehen und auslegen, als indem man annimmt, es habe in dem genialen Vogel eine gewisse allgemeine Idee von socialer Einheit, Ordnung und Organisation und der lebhafte Trieb gewaltet, diese Idee, so viel er konnte, zu vertreten und praktisch durchzusetzen. Und dies ist eine thierpsychologische Erscheinung der höchsten, gesteigertsten Art und mit sonstigen, ähnlich sehenden Trieben, Fähigkeiten und Thätigkeiten der Thiere nicht zu vergleichen, sofern sich dieselben auf die eigenen, speciellen Bedürfnisse, Einrichtungen und Empfindungen dieser Geschöpfe beziehen. Was der Kranich wollte und that, wofür er sogar sein Leben einsetzte und zum Märtyrer wurde, geht über all das

entschieden hinaus; es hat mit Bedürfnissen, Zwecken und Gefühlen jener Art so wenig zu thun, ist so rein objectiver und universaler Natur und von Seiten des Menschen so wenig veranlaßt, bedingt und hervorgerufen, daß ich diesen Vogel als das Bedeutendste und Bewunderswürdigste betrachten muß, was in Hinsicht thierischer Intelligenz, wie sie sich der reinen Vernunftthätigkeit des Menschen in analoger Weise annähert, zu Tage gekommen und wissenschaftlich gesichert und anerkannt ist [1]).

---

1) Der Kranich ist auch ein sonst sehr kluges Geschöpf. So ist man nach Naumann's Erfahrungen nicht im Stande, sein Nest zu entdecken, da er schon von Weitem gebückt und versteckt heranschleicht. Berühmt ist die Wache, die er hält, Aelian, Thiergeschichten III, 13. Rennié, Lebensweise der Vögel. Leipz. 1835. S. 46. Das ist jedoch für uns hier Nebensache. Eher gehört hieher die Sage, daß er den Mord verrathe, wie sie auch bei den Muhamedanern existirt. Friedreich, Symb. und Myth. der Natur S. 578. Das deutet auf den Gerechtigkeitssinn des Thieres hin. Der Kranich des Herrn v. Seiffertitz gerieth, wie oben erzählt, bei dem Anblicke eines geschossenen Kraniches ganz außer sich, und mied aus Indignation die Stätte des blutigen Schauspieles, wiewohl er dort seine Speise bekam. Besondere Züge sind bei diesem Thiere der Haß der schwarzen Farbe und die Verachtung des Schweines gewesen. Auch in unserer Abhandlung über die Religion des Thieres werden wir den Kranich finden. Sein Herrschertalent scheint auch dem Alterthum bekannt gewesen zu sein und ihm sogar den Namen gegeben zu haben. Untersuchen wir nämlich die Wortfamilie, zu welcher

21.

Nach all dem bisher Beigebrachten dürfte es so gewagt nicht mehr sein, auch Einiges von dem anzureihen, was in unseren wissenschaftlichen Ornithologien und Thierpsychologien nicht gefunden wird, weil es für Dichtung und Fabel gilt und einer dort ausgeschlossenen, geächteten, ja gar nicht gekannten Art von Literatur angehört. Man mag diese Nachrichten ansehen, wie man will; die Analogie mit dem Bekannten und Anerkannten, was wir vorangeschickt und was hier freilich bei Weitem übertroffen wird, wird sich nicht verbergen, zuweilen vielmehr sehr augen-

---

γερανος, grus, englisch crane, deutsch Kranich gehört, so treten die Bedeutungen: Spitze, Haupt, Oberhaupt, Ehre, Ehrwürdigkeit, Alter hervor; vergl. γερας, γεραιος, γεραια, γραια, grau, Graf, Greis, αἱ γεραιραι, Γερηνιος Νεστωρ, γερων, γερουσια, οἱ γεροντες; mit k: κερας, κεραια, καρα, κρανον, κραρα, κραιρα, καρανος, κοιρανος, κυριος, κρεων, κραινω &c. Herr und König war in patriarchalischer Zeit der Familienvater, der Alte, der Greis; das Alter war der ehrwürdige Stand, dem Rathe der Alten folgte man; daher die Vereinigung all dieser Vorstellungen in einem Wort und etymologischem Zusammenhang, vergl. senatus, senator, im Italien. und Französ. signore, seigneur, sieur, sire von senex, senior. Der „balearische Kranich" der Alten, ein prächtiger Vogel, ist unser Kronenreiher, Ardea pavonina, Oiseau royal, Königsvogel. Es ließe sich noch viel über diese Vögel sagen, was wir aber für die Zukunft versparen.

fällig und einleuchtend sein. Wir wollen vor Allem von dem lieblichen und rührenden Verhältnisse des heil. Franziscus zu den Vögeln sprechen, wie es von seinen Biographen geschildert wird.

Als derselbe das erste Mal auf den Berg Alverna ging, umgab ihn eine Schaar von Vögeln, die sich ihm auf Kopf, Schulter, Brust und Hände setzten, und mit dem Schnabel und den Flügeln ihre Freude über seine Ankunft zu bezeigen schienen. Als er dahin kam und die Wundmale empfing, wiederholte sich die Erscheinung; besonders fühlte sich ein Falke von ihm angezogen. Wenn die Stunde in der Nacht kam, wo sich Franziscus zum Gebet erhob, so war der Vogel immer da und machte Lärm an der Thüre. Als aber die Körperschwäche des Heiligen zunahm, so änderte er sein Verhalten, kam erst gegen Sonnenaufgang und ließ sich nur leise hören. Von Vögeln, die sich auf eine ähnliche zarte Weise benommen haben, ist oben die Rede gewesen.

Als Franziscus zu Siena krank lag, schickte ihm ein Edelmann einen lebendigen Fasan, den man vor Kurzem gefangen hatte. Derselbe schloß sich so innig an ihn an, daß er sich nicht mehr von ihm trennen ließ. Man trug ihn mehrmals in die Weinberge, um ihm die Freiheit zu geben; er kam aber immer raschen Fluges zu Franziscus zurück. Endlich gab man ihn einem Manne mit, der den Kranken öfters besuchte; so lang er sich aber bei diesem befand, fraß er nicht. Man brachte ihn daher zurück; wie er den Hei-

ligen sah, bezeigte er seine Freude und nahm auch mit Begierde wieder Speise zu sich.

Einst hörte Franziscus im Garten eine Nachtigall singen. Er bat den Bruder Leo, abwechselnd mit dem Vogel das Lob Gottes zu singen; und da dieser sich mit seiner schlechten Stimme entschuldigte, so that er es selbst bis zum Abende, wo er aufhören mußte und gestand, daß der Vogel ihn überwunden habe. Er ließ die Nachtigall auf seine Hand kommen, lobte sie ihres schönen Gesanges wegen, reichte ihr Futter und entließ sie dann; erst au seinen Befehl flog sie hinweg. Wir werden etwas Aehnliches von der heil. Rosa von Lima mittheilen, die auch so mit der Nachtigall um die Wette gesungen haben soll.

Am See von Rieti schenkte ihm ein Fischer einen lebendigen Wasservogel. Er hielt ihn eine Zeit lang in der Hand und wollte ihn dann fliegen lassen; aber der Vogel blieb. Da hob er die Augen empor und blieb lange Zeit im Gebete verzückt. Dann befahl er dem Vogel fortzufliegen und gab ihm den Segen. Der Vogel bezeigte seine Freude und schwang sich in die Luft [1]).

Den berühmten Vorfall, wo Franziscus unter eine

---

1) An demselben See gab man ihm einen großen Fisch, den man so eben gefangen hatte. Er hielt ihn eine Zeit lang in der Hand und ließ ihn dann wieder in's Wasser. Der Fisch blieb an derselben Stelle und spielte vor ihm im Wasser, wie wenn er ihn nicht verlassen könne oder wolle; erst gesegnet und entlassen von dem Heiligen tauchte er unter.

Menge von Vögeln trat, die ihm nicht flohen, und ihnen in seiner kindlich hohen Weise eine Art von Predigt hielt, werden wir unten in den Gedichten beschreiben. Wir bemerken hier nur, daß er sich nach dieser Begebenheit Vorwürfe machte, weil er bis dahin versäumt, Geschöpfe zu erbauen, die das Wort Gottes so ehrerbietig angehört.

Etwas Schönes und Rührendes begab sich in diesen Beziehungen noch bei seinem Tode. Es war bei Eintritt der Nacht; da erschien eine Menge Lerchen, was um so merkwürdiger, da diese Vögel die Finsterniß scheuen. Sie umschwärmten singend das Klosterdach, so, wie es schien, ihres heiligen Freundes glückseligen Hingang und glorreiche Erhöhung feiernd [1]).

In Betreff anderer Heiligen, die ein solches Verhältniß zu den geflügelten Bewohnern des Luftkreises gehabt, möge sich folgende meist aus der Mystik von Görres gezogene Auswahl von Beispielen anreihen.

Wenn der Florentiner Ubaldus im Garten arbeitete, so sah man ihn von Vögeln umgeben, die sich ihm auf

---

1) Alaudae, aves lucis amicae et crepusculorum tenebras horrentes, hora transitus sancti viri, cum jam esset noctis secuturae crepusculum, venerunt in multitudine magna super tectum domus et, cum insolita quadam jubilatione rotantes, gloriae sancti, qui eas ad divinas laudes invitare solitus erat, tam jucundum quam evidens testimonium perhibebant. S. *Bonaventurae* Legenda S. *Francisci*.

Haupt und Hände setzten. Man sieht hier und wird noch ferner sehen, wie sich diese Erscheinungen wiederholen. Es ist, wie auf unbewohnten Inseln, wo einmal Seefahrer landen, die Thiere erstaunen und die Vögel kommen und sich ebenso furchtlos und zutraulich benehmen, bis sie die mörderische Gewalt des furchtbaren Wesens erfahren, in dessen edler Gestalt sie, wie es scheint, etwas Göttliches zu sehen geglaubt [1]). In den Heiligen, von denen wir

1) Einen mitten in der Menschenwelt vorgekommenen Fall erzählt Plinius X, 20. „Auf das Haupt des Stadtprätors Aelius Tubero setzte sich, als er auf dem Forum vom Tribunale Recht sprach, ein Specht so ruhig, daß er mit der Hand ergriffen wurde." Eine alberne Auslegung, welche die Wahrsager dieser schönen Erscheinung gaben, machte, daß der Prätor den Vogel sogleich zerriß. Der Madenfresser, Crotophaga, ist so arglos, daß er öfters von Kindern mit der Hand gefangen wird. Er setzt sich auf die Hängematten der Schlafenden. Humboldt, Voyage II. S. 193. Ein großer Theil der Insel Widö ist von brütenden Eidervögeln bedeckt, die außerordentlich zahm sind. S. darüber Mackenzie, Reise nach Island 1820. Es wird der Besuch bei einem Freunde beschrieben: „Rund um das Wohnhaus, an der Gartenmauer, an den Dächern, selbst im Innern der Häuser und in der Kapelle saßen Gänse auf ihren Nestern." Sie ließen sich sogar berühren. So auch in Norwegen nach G. P. Blom: „Nicht selten legen sie in die Backöfen oder unter die Böte der Einwohner; die Weibchen kann man mit der Hand vom Neste nehmen." Man beraubt sie hier nur der Dunen; in Grönland dagegen werden sie grausam verfolgt. Lenz unter „Eidergans."

sprechen, scheinen sie ebenfalls etwas Neues, Höheres, Himmlisches zu ahnen, und das nicht bloß verführt durch die äußere Gestalt, sondern einem von diesen Menschen ausgehenden sympathetischen Zuge folgend, der tief hinein in die ahnungsvolle Thierseele greift. Und hier ist keine Täuschung, hier haben diese lieblichen Geschöpfe so traurige Erfahrungen nicht mehr zu machen; denn es ist der Mensch und Engel der Zukunft, ihr wahrer Herr und liebevoller Freund und Erlöser, dem sie sich so vertrauensvoll nahen und hingeben.

Mit dem Einsiedler **Gutlach** lebten die Schwalben in der größten Vertraulichkeit. Bei ihrer Wiederkehr im Frühlinge setzten sie sich ihm auf Schulter, Arme, Brust und sangen ihn fröhlich an. Er fertigte ihnen eine Art von Nestern aus Halmen, worauf sie sich in seiner Hütte anbauten.

Wie der heil. **Keiwing** in Verzückung lange die Hände emporhielt, kam eine Amsel geflogen und legte ihm ihre Eier hinein [1]). Ist dies Mythe, so ist doch eine tiefe Thierpsychologie darin. Denn es gibt kein größeres Zeichen des Vertrauens von Seiten des Thieres, als wenn es einem Menschen seine Nachkommenschaft anvertraut [2]).

---

1) *Giraldi* topogr. Hiberniae. c. 28.

2) Wie Katzenmütter, die ihre Jungen so sorgfältig zu verbergen und so wüthend zu schützen pflegen, geliebten und vertrauten Personen dieselben auf die vertraulichste und gemüthlichste Weise in den Schooß legen, habe ich selbst beobachtet.

Die merkwürdige Christina mirabilis ging oft auf das Feld hinaus, rief Vögel aller Art zusammen und saß dann mitten unter ihnen, wie eine Bruthenne unter ihren Jungen, sie küssend und mit der Hand liebkosend.

St. Brigida, Aebtissin von Kildar, beruft wilde Gänse zu sich, die im See schwimmen; sie kommen herbeigeflogen, lassen sich von ihr liebkosen und werden wieder entlassen.

Als die heil. Jutta am Tode lag, saßen an ihrem Fenster eine Menge Vögel von allen Gattungen, und sangen auf's Lieblichste. Hier wieder dieselbe Erscheinung, wie beim Tode des heil. Franz von Assisi. Man mag sich auch der Tauben erinnern, welche bei Kohler's in Würzburg im vorigen Jahre erfolgtem Tode an dessen Fenster kamen und wovon ihm eine, seine Lieblingstaube, sogar sympathetisch nachstarb.

Die heil. Rosa von Lima muthete allen Geschöpfen denselben Gebetseifer zu, den sie selber hatte; sie ermunterte alle zum Lobe Gottes, und es werden in dieser Beziehung wunderbare Fälle von wirklichem Erfolg und einer, wie es schien, magischen Anziehung erzählt. In dem letzten Jahre ihres Lebens kam durch die ganze Fasten hindurch mit Sonnenuntergang ein Vögelchen zu ihrem Gemache herbeigeflogen und setzte sich auf einen nahen Baum, als wenn es das Zeichen zur Anhebung des Wettgesanges erwarte, der dann angestimmt wurde. Rosa begann diesen mit einem eigens dazu gedichteten Liede, wovon sich unter den Gedichten

dieses Heftes eine Nachahmung findet. Sofort begann das Vögelchen mit leiser Stimme seinen Gesang, der dann höher und immer höher stieg, endlich wieder sank und schwieg, worauf Rosa mit wohlklingender Stimme einfiel und fortsetzte, während das Vögelchen ganz stille war, dann wieder endete und letzteres singen ließ und so weiter in vollkommener Ordnung eine ganze Stunde lang bis zur fünften Abendstunde, wo das Thierchen fortflog, um am folgenden Tage wiederzukehren.

Johanna vom Kreuz in Cubas bei Madrid hielt im Zustande der Ekstase Predigten, und zwar in mancherlei Sprachen, lateinisch, griechisch, arabisch, baskisch und in anderen, die sie sonst alle nicht verstand. Man versperrte sie einst in ihrer Zelle und ließ Niemand zu ihrem Vortrage zu. Da sie nun sehr lang in Verzückung blieb, sandte die Aebtissin eine Schwester hin, um nachzusehen. Diese fand sie redend, wie früher, und um sie viele Vögel, welche aufmerksam zuzuhören schienen; darauf liefen Alle herzu und befanden es eben so.

Es kommt bei den Heiligen die Erscheinung des Schwebens vor; es entwickelt sich bei ihnen das wunderbare Vermögen, sich ohne äußere Hülfsmittel bloß durch eine eigenthümliche Kraft ihres Organismus in die Luft zu erheben und es so den fliegenden und schwebenden Vögeln gleichzuthun, worüber in der „Mystik" von Görres das Ausführliche zu lesen ist. In solchen Fällen gesellen sich den Schwebenden auch wohl die Vögel hinzu. So pflegte

sich der heil. P. von Alcantara in seinen ekstatischen Andachten in die Luft zu erheben; man sah ihn hoch schwebend und die Hände in Kreuzform ausgestreckt, während ihn eine große Menge kleiner Vögel umflog, durch ihren Gesang ein angenehmes Concert bildete, sich sogar auf seine Arme setzte und von da nicht wegflog, bis er wieder zu sich selbst gekommen.

Viele Priester, Mönche, Heilige werden genannt, denen die Vögel von allen Seiten zugeflogen kamen, das Futter aus der Hand pickten und ihre schönsten Töne sangen. Zuweilen wurden Tauben gesehen, welche die Häupter der Heiligen beim Meßopfer, beim Predigen und sonst umkreisten. Unter den Benedictiner-Heiligen ist der Bischof Kentigern, der große Gewalt über die Thiere gehabt und mit einer Taube auf dem Kopfe dargestellt wird, weil zuweilen eine solche kam und sich ihm auf's Haupt setzte [1]).

Dem heil. Rigobert schenkt Jemand eine Gans; der Begleiter desselben nimmt sie unter den Arm; sie sträubt sich und entwischt. Der Heilige ist unbekümmert darum und liest eine Messe. Wie sie zu Ende ist, kommt die Gans wieder und überliefert sich ihm. Er läßt sie leben und sich in seiner Nähe auf der Klosterwiese aufhalten [2]). Ein Bild

---

1) Rambeck, heiliges Benedictinerjahr I. S. 56. Tauben setzen sich vertrauten und geliebten Menschen gern auf den Kopf, wie ich selbst gesehen und erfahren habe.

2) Daselbst S. 17.

desselben zeigt auch die ihm zufliegende Gans und darunter steht: Anserem saepius fami sedandae se ultro offerentem nunquam mensae suae adhibuit.

Adler und andere solche Raubvögel sollen dem Bischof Gutbert oder Cuthbert, dem heil. Corbinian, dem Cisterzienserabt S. Stephan 2c. auf ihren Wanderschaften zu Speisemeistern gedient und Fische gebracht oder beim Reisen und Predigen den Ermüdeten und Erhitzten mit ihren Flügeln Kühlung zugeweht, ja sich ihnen als Gefährten förmlich beigesellt und an ihrem Thun und Wirken sympathetischen Antheil genommen haben, wie bei jenem der Fall, der den ehrwürdigen Johannes vom Predigerorden begleitete.

Von besonderer Merkwürdigkeit ist der Schwan des heil. Hugo, Bischof von Lincoln. An dem Tage, wo dieser Heilige in seinem bischöflichen Sitze angekommen, erschien ein Schwan, den man dort nie gesehen hatte, tödtete alle Schwäne, die sich um ein nahes Schloß her befanden und ließ nur einen weiblichen übrig, dem er sich zugesellte. Er zeigte sich nur dem Bischof zahm und vertraut, nahm aus den Händen desselben Speise, versteckte seinen Kopf mit seinem langen Halse in dessen weiten Aermel, und blieb Tag und Nacht bei ihm. Ging Hugo auf Reisen, so flog er zum Teiche zurück; kam Jener wieder, so verkündete es der Vogel meist drei oder vier Tage zuvor, indem er sich durch Hin- und Herfliegen, Schreien und andere ungewöhnliche Bewegungen auffällig machte; die

Diener richteten sich darnach und machten Alles zurecht; einem baldigen Eintreffen des Bischofs zuversichtlich entgegensehend. Man erinnert sich wohl, wie nach obiger Erzählung die Eßlinger Gans, diese zoologische „Regimentstochter,“ die Zurückkunft des ausgezogenen Regimentes wußte, an welches sie sich angeschlossen hatte. Nur einmal, bei der letzten Rückkehr des Heiligen vor seinem Tode, ging ihm der Schwan auffallender Weise nicht entgegen, konnte auch von den Dienern nur mit Mühe herbeigeführt werden, ließ, als er ihn sah, kein Zeichen von Freude und Vertraulichkeit blicken, und ging, wie wenn er krank wäre, mit hängendem Kopfe traurig davon. Doch ist er nach Hugo's Tode noch viele Jahre in dem Schlosse geblieben. Sollten dergleichen Fälle wahr sein, welch ein Verlust für Naturgeschichte und Thierpsychologie, daß man sie so ganz unbeachtet und unbenützt läßt! Man nimmt an, daß die Abwendung vom Glauben und die Abwehr alles dessen, was in sein Gebiet fällt und sein Gepräge trägt, ein reiner Gewinn für die Wissenschaft sei. Mit dem, was bloß der Phantasie angehört, hat sich diese allerdings nicht zu befassen. Vielleicht aber ist es gerade das für sie Interessanteste und Instructivste, was ihr bei einem allzu negativen und exclusiven Verhalten gegen die bezüglichen Nachrichten und Darstellungen verloren geht.

Noch ein Paar ausgezeichnete Fälle sind die folgenden.

Als einst Jacobus de Stephano auf's Feld ging, fand er sich auf einmal von einem Fluge wilder Tauben

umgeben. Die Anwesenden legten auf eine so willkommene Beute ihre Geschosse an, er aber wehrte ihnen mit dem Bedeuten, daß die Vögel in seinem Schutze seien. Diese, als ob sie ihn verstünden, umflatterten ihn und liebkosten ihn auf alle Weise, so daß Alle darüber in Erstaunen geriethen. Solche Scenen wiederholten sich bei ihm zum Oefteren. Er übte eine solche Gewalt über diese Art von Thieren aus, daß er nur zu gebieten brauchte, wenn sie kommen sollten. Sie setzten sich auf seine Schultern und schienen nicht nur seine Stimme, sondern selbst seinen Wink zu verstehen; auch ging die Sage, er gebrauche sie als Boten, um Briefe, wohin er wollte, abzusenden.

Von dem heil. Joseph von Copertino endlich wird so viel Außerordentliches erzählt, daß der Glaube daran allerdings nicht leicht. Aber wenn in diesem Berichte auch eine legendenartige Uebertreibung und Ausschmückung Statt finden sollte, so scheint selbst diese doch immer etwas ganz besonders Auffallendes vorauszusetzen, was in der That vorgekommen und beobachtet worden ist.

Die Vögel, so lesen wir, hörten auf Joseph's Ruf und gehorchten seinem Gebot, ja ließen sich in seinem Namen sogar von Anderen herbeiziehen; er vermochte die Entwischten aus der Ferne herbeizurufen; sie unterwarfen sich seiner Züchtigung; er schien ihnen seine Gesinnungen und Gefühle mitzutheilen und sie handelten dann auch wohl für sich selbst ganz menschenähnlich und seinem Sinne

und Willen gemäß. Nähere Züge aus diesem eigenthümlichen Gemälde sind folgende.

Joseph stieg zuweilen auf die Bäume empor, und wenn er auf ihnen Vogelnester, besonders von Stieglitzen, fand, so bezeigten die Thiere keine Furcht vor ihm; sie ließen sich von ihm greifen und er konnte mit ihnen machen, was er wollte. Wenn er im Garten bei der kleinen Kapelle, wo er Messe zu lesen pflegte, betete und Betrachtungen anstellte, so umflogen sie ihn singend und schäckernd ohne das geringste Mißtrauen, und wenn er ihnen zurief und sie zu Gesang und Freude ermunterte, so sangen sie noch lauter und lieblicher. Als er einst die Kirche von Grotella fegte und in seiner Demuth den Unrath in den Händen wegtrug, kam ihm ein schöner Vogel, wie man ihn dort weder vorher noch nachher gesehen, auf die Hand geflogen, als ob er Etwas zu fressen suchte; Joseph liebkoste ihn einige Zeit und ließ ihn dann wieder fliegen. Bei Fabiano Cerusico in Grotella flog eine Amsel auf einen vor dem verschlossenen Fenster hängenden Vogelbauer. Joseph rief dem Vogel, er flog auf das Fenster und mühte sich ab, es durch Flügelschlagen und Picken mit dem Schnabel zu öffnen. Maria Leonelli, ein junger Edelmann, wollte ihm einen jungen Hänfling bringen, unterwegs aber entkam der Vogel aus seinem Käfig und setzte sich auf einen Baum. Der Jüngling beschwor ihn in Joseph's Namen, zurückzukommen; der Vogel machte singend einen Kreis und kehrte dann wirklich zu dem Käfig zurück, worauf ihn

Leonelli vergnügt in's Kloster trug. Einem Distelfinken gab Joseph die Freiheit unter der Bedingung, daß er auf seinen Ruf wiederkomme und Gott mit ihm lobe. Der Vogel flog fort, hielt sich aber im nächsten Garten auf, kam auf Joseph's Ruf und sang mit ihm. Einen Vogel, den er sehr liebte, hatte er im Käfig vor seinem Fenster hängen, ein Stoßvogel kam und tödtete ihn. Joseph kam herbei und rief dem Stoßvogel, der noch den Käfig umkreiste, die Worte zu: „Bösewicht, du hast den Tod verdient; komme, daß ich dich strafe!" Der Vogel kam sogleich und legte sich über den Käfig, als wäre er todt. Joseph gab ihm mit der Hand ein Paar leichte Schläge und entließ ihn dann mit dem Befehl, dergleichen nicht mehr zu thun. Den Klosterfrauen zu St. Clara in Copertino versprach er ein Vögelein zu senden, das ihnen helfen solle, Gott zu loben. So oft sie nun die Tageszeiten absangen, kam ein Waldvogel und sang mit. Fünf Jahre lang dauerte dies liebliche Wunder. Einst zankten zwei Novizinnen mit einander; der Vogel flog zwischen sie hinein, und bemühte sich mit Flügeln und Klauen, sie auseinander zu bringen und den Streit zu beendigen. Eine davon schlug ihn in ihrem Zorne und jagte ihn fort; da flog er davon und kam nicht wieder. Man klagte es dem Heiligen; er versprach, den Vogel wiederzusenden, worauf derselbe in der That wieder erschien und im Kloster herumlief. Weiterhin hingen sie ihm einmal zur Kurzweil eine kleine Schelle an den Fuß; da entfernte er sich zur Leidens-

zeit Christi auf's Neue. Man mußte sich, um ihn wieder zu bekommen, noch einmal an Joseph wenden, der ihn auch diesmal wieder herbeischaffte, doch mit dem Bedeuten, daß er ihn zum Singen, nicht zum Klingeln gesendet [1]).

XIV. Wie die Thiere einander unterrichten und erziehen.

Ueber diesen Punkt haben schon die Alten Beobachtungen gemacht und aufgezeichnet. So z. B. was die Nachtigallen betrifft, wo, wie in so vielen anderen Fällen, nicht so sehr Alles „Natur" und „Instinkt" ist, als man anzunehmen gewohnt. „Man hat eine Nachtigall gesehen, die ihr Junges unterwies," sagt Aristoteles in seiner Naturgeschichte IV, 9.; er schließt aus dieser Thatsache, daß diesen Vögeln nicht Alles angeboren sei, daß sie ihren Gesang von einander annehmen und ausbilden müßten. „Die jüngeren," sagt Plinius X, 43, „lernen und erhalten die Liedabsätze, die sie nachahmen sollen; die Schülerin hört mit großer Aufmerksamkeit zu und singt nach. Der lehrenden Sängerin merkt man an, daß sie tadelt, und der getadelten, daß sie verbessert." Vergl. Aelian, Thiergeschichten III, 40. Im Liede Mosis wird des Adlers gedacht, der seine Jungen aus

1) Vergl. Görres, Mystik II. S. 226.

dem Neste führt und fliegen lehrt [1]). Die Raubthiere leiten ihre Jungen auch zum Fange an, wie z. B. bei Geiern und Falken wahrgenommen wird. Wenn die Jungen derselben so weit sind, daß sie sich mit ihren Schwingen zu erheben vermögen, so bringen die Alten in ihren Krallen eine Maus, einen Sperling oder dergl. herbei, um ihnen Unterricht im Erhaschen der Jagdbeute zu geben. Herr de la Malle beobachtete einen männlichen und einen weiblichen Falken, die mit einem todten Sperling kamen, über dem Neste schwebten und ein ihre Jungen zum Auffliegen ermunterndes Geschrei ertönen ließen. Als sich diese erhoben, ließen jene den Sperling fallen, auf den sich sofort die Jungen stürzten; doch ohne Erfolg. Die ersten Versuche waren stets nur mißlungene; die Uebung wurde jedoch immer wieder auf's Neue angestellt, bis die Jungen den Vogel, den sie nicht eher verzehren durften, im Herabsinken erhascht hatten. Weiterhin brachten die Alten lebende, doch mehr oder weniger verletzte Vögel, endlich, nachdem auch diese Jagd eingeübt war, ganz unverletzte; wenn die Jungen auch diese zu fangen gelernt hatten, so war der somit von Stufe zu Stufe methodisch fortschreitende Unterricht zu Ende gebracht. Auf eine ähnliche Weise verfährt die Katzenmutter. Sie bringt erst eine lahm und matt gemachte Maus und ermuntert ihr Kätzchen,

1) „Wie der Adler sein Nest aufregt, über seinen Jungen schwebet, seine Flügel breitet, sie nimmt, auf seinen Schwingen trägt, so leitete Jehova sein Volk ꝛc.“ 5 Mos. 32, 11.

darauf Jagd zu machen; will die Maus entspringen, so stürzt sie darauf los, hindert ihre Flucht und bringt sie in den Zustand, in welchem sie von dem Kätzchen vollends getödtet werden kann. Der Adler nimmt nach Daubenton seine Jungen auf den Rücken und macht sie mitten in der Luft von sich los, damit sie sich im Fluge üben; ist aber sogleich bei der Hand, um sie zu unterstützen, wenn sie noch nicht kräftig genug sind. Lenz sah einst fünf Raubvögel, zwei Alte und drei Junge in schönen Kreisen und Schwenkungen schweben. Er lauerte vergebens zwei Stunden lang, um einen derselben zu erlegen. Dabei bemerkte er, wie die Alten öfters über die Jungen emporschwebten und Stückchen Fleisch ausspieen, welche die letzteren jedesmal mit großer Gewandtheit aus der Luft schnappten [1]). Wie ein zahmer Kranich sein Weibchen in die Lehre nahm und selbst mit einer Schaar von wilden Kranichen Bildungsversuche anstellte, ist schon oben in der ornithologischen Abtheilung S. 20 vorgekommen.

C. Vogt in seinen Bildern aus dem Thierleben bemerkt in dieser Beziehung Folgendes.

„Man wird die Erziehung der Thiere durch ihre Eltern und andere Individuen ihrer Gattung nicht läugnen wollen. Jeder Jäger weiß hundert und aber hundert Züge aus dem Leben der Thiere zu berichten, die diese Thatsache bestätigen; man kann täglich sehen, wie die Hausthiere ihre Jungen

1) Lenz in seiner Naturgeschichte unter „Falk."

erziehen, die einen freilich mehr, als die anderen, die Katze in weit höherem Grade ihre Kätzchen, als die Kuh ihr Kalb. Auch Beispiele von Erziehung durch Verwandte und Bekannte sind nicht selten. Ich erinnere mich eines solchen, das alle Zeugen lebhaft frappirte. Wir fuhren eines Tages von Neuenburg nach Boudry. Eines der Dörfer auf dem Wege dahin liegt auf einer Anhöhe, und die Chaussee führt ziemlich steil bergan, so daß die Wagen nur in langsamem Schritte gehen können. An dem Fuße dieser Steige liegt ein Landhaus. Kaum hatte unser Wägelein das Thor desselben passirt, so stürzte plötzlich ein ziemlich großer Hund mit lautem Bellen uns nach hinter dem Wagen drein, so daß das Pferd, erschreckt, schneller bergan ging. In demselben Augenblicke zottelte ein schon älterer Hund aus dem Thorwege hervor, sprang eiligst, so schnell er konnte, dem andern nach, biß ihm in den Rücken, dann in den Nacken, packte ihn am Ohre und schleppte den Widerstrebenden, der laut schrie und sich wehrte, in den Hof des Landhauses zurück. Der Besitzer des Landhauses erklärte uns die Scene, die wir mit großem Erstaunen betrachtet hatten. Der ältere Hund, welcher seit längeren Jahren auf dem Hofe war, hatte Anfangs oft Schläge erhalten wegen der üblen Gewohnheit, die er hatte, die Wagen zu verfolgen. Seit Jahren war er aber deßhalb nicht mehr bestraft worden, da er seine Gewohnheit gänzlich abgelegt hatte. Jetzt, wo er alt, schwach und an den Hinterbeinen gelähmt war, sollte ihm ein Nachfolger in einem jüngeren Hunde gegeben werden, dessen Erziehung

der ältere Hund sich auf die angeführte Weise angelegen sein ließ. Der Besitzer erzählte uns, daß er, selbst durch die Handlungsweise des älteren Hundes überrascht, demselben auch ganz die Erziehung des jüngeren überlassen und noch nicht nöthig gehabt habe, auch nur ein einziges Mal den jüngeren zu strafen. Man wird sich hierbei erinnern, wie nach den oben mitgetheilten Nachrichten die alten, geübten St. Bernhardshunde die von Martinach her auf dem Berge anlangenden jüngeren in die Lehre nehmen. Ich las oder hörte auch einmal von einer Katze, die daran gewöhnt worden war, einen im Zimmer gehaltenen Vogel in Ruhe zu lassen, und die ihr Junges, das nach demselben lüstern war und ihm nach Katzenmanier nachstellte, durch ihre Zucht dahin brachte, daß es sich eben so benahm, wie sie. In diesem Falle war das, wozu die Katze gewöhnt worden war, und wozu sie nun wieder ihr Kind gewöhnte, doch so ganz dem angebornen starken Trieb und Hange dieser Thiere zuwider! Eines der sonderbarsten und ergötzlichsten Bilder aus dem Reiche des Thierlebens bietet endlich der sogenannte Pestun dar, bei dem wir noch ein wenig verweilen wollen.

Die Bärin wirft in der Regel zwei Junge, ein Männchen und ein Weibchen, und zwar im Januar oder Februar in ihrer Höhle. Diese Jungen führt sie im Laufe des Sommers überall mit sich herum; im Herbste aber entläßt sie das junge Weibchen und behält bloß das junge Männchen bei sich. Das Letztere nun muß ihr, wenn sie im folgenden Jahre abermals Junge geboren, als Kinderwärter die-

nen. Es folgt ihr überall nach, verrichtet allerlei kleine Dienste, trägt die Jungen durch Bäche, Sümpfe und über beschwerliche Stellen hin, sucht ihnen das Futter ꝛc. Ist es nachlässig in seinem Dienste, so wird es von der Mutter gezüchtigt. In Rußland und Sibirien führt daher das einjährige Männchen den Namen Pestun d. h. Kinderwärter.

Ein Hirt im Uralgebirge erzählte dem Dr. Eversmann, Prof. der Zoologie an der Universität zu Kasan, folgende Thatsache, wovon er Augenzeuge war. Eine Bärin kam mit ihren zwei Jungen und ihrem Pestun an einen großen Sumpf. Der Pestun trug eines der Jungen auf dem Rücken hinüber an's andere Ufer und kehrte dann zurück, um so auch das zweite hinüber zu schaffen, doch schien er bereits ermüdet und verdrossen zu sein. Mitten im Sumpfe ließ er das kleine Thier fallen und nur auf das Gebrüll der Mutter nahm er es wieder auf und brachte es in's Trockene. Nun kam die Mutter nach und beohrfeigte ihn mit ihren Vordertatzen dergestalt, daß er nicht im Stande war, oder sich nicht getraute, wieder aufzustehen. Diese Scene schien so merkwürdig und so possirlich, daß man sie abgebildet hat. In Wegener's „Leben der Thiere“ erscheint sie als Titelkupfer, worauf man die alte Bärin, wie sie den größeren Sohn straft, und die zwei ganz kleinen Bärchen erblickt.

XV. Der Selbstmord des Thieres.

Philosophen haben behauptet, das Thier könne nicht, dem Menschen gleich, sich selber tödten [1]. In dem Vermögen, einen solchen Vernichtungsact wider sein eigenes Dasein zu beschließen und auszuführen, liegt allerdings sehr viel, vergl. oben S. 21 f. Man glaubt die Sache so ganz einfach und aprioristisch abthun zu können; wie wäre es denkbar, daß Hunde, Pferde, Vögel sich selbst ertränkten, ein gekränkter Affe gar sich aufhinge, wie ein Mensch! Zu viel, zu viel für eine solche Bestie! Die Erfahrung aber, die gebieterische, unerbittliche, der sich die Theorie nun einmal fügen und unterwerfen muß, sagt: „Nicht zu viel.“ Schon Aelian XII, 22 meldet von einer Krankheit der Hunde in Kreta, die sie zum Selbstmord bewege; sie stürzten sich dann von einer Höhe kopfwärts in's Meer hinab. Von dem Selbstmord eines Hundes berichteten englische und deutsche Blätter im Jahre 1845. Ein schöner, schwarzer Hund von der Newfundländer Race, an dem schon mehrere Tage eine unheitere Stimmung bemerkt worden war, stürzte sich in's Wasser und ließ sich untergehen. Man zog ihn heraus; er stürzte sich von Neuem hinein. Nochmal herausgezogen, ward er angefesselt; aber so wie er wieder frei war, eilte er in den Fluß und fand so endlich nach mehreren Versuchen

---

1) S. Hegel Rechtsphilosophie §. 47. und L. Feuerbach Werke II. Leipz. 1846. S. 146.

den erwünschten Tod [1]). Von dem ganz menschlich aussehenden Selbstmord eines Affen erzählt Raffles. Ein brauner Gibbon, den man gezüchtiget und zur Thüre hinausgeworfen, erhing sich; er wurde abgeschnitten; er versuchte es zum anderen Male und kam so zu seinem Ziele. Er sagte gleichsam zu sich selbst:

„Das Leben ist der Güter höchstes nicht;
Der Uebel größtes aber ist — die Schmach."

Lenz sagt von den Meisen: „Es ist oft, als wenn sie durchaus den Tod suchten. So kriechen sie, wenn es angeht, gern in das auswendig am Käfig hängende Saufnäpfchen oder stecken, wenn das Loch zu eng, den Kopf hinein und ersäufen sich so." Daß sich Thiere durch Verschmähung der Nahrung tödten, ist eine öfters vorkommende, sehr bekannte Thatsache. Manche Thiere nehmen in der Gefangenschaft keine Nahrung zu sich; so will der Schneekauz in diesem Falle lieber sterben, als seinen Hunger stillen [2]); eben so die Kreuzotter, die sehr lange hungern kann. Lenz hatte eine solche, welche neun Monate ohne Speise und Trank lebte und selbst die besten Leckerbissen verschmähte [3]). Schöner ist es, wenn sich Thiere aus Liebe zu Tode hungern. In der deutschen Artilleriebrigade bei der französischen Armee im spa-

1) So das in der Fabrikstadt Leeds erscheinende Blatt „Intelligencer" und darnach die „Blätter der Vergangenheit und Gegenwart." Beiblatt zur Hanauer Zeitung vom 7. Febr. 1845.

2) Scheitlin II. S. 27.

3) Lenz, Naturgeschichte I. S. 16.

nischen Feldzuge wurde von zwei Pferden, die immer zusammengespannt gewesen, das eine erschossen; das andere war nun nicht mehr zum Fressen zu bewegen und starb so den Hungertod [1]). Wie eine Katze sich selbst getödtet, erst aber einen liebevollen Abschied von ihrem Herrn und seinen Freunden genommen, erzählt Frau von der Recke in ihrem Tagebuch einer Reise durch Italien. Diese Katze fraß nicht mehr, verschwand, erschien nach einigen Wochen wieder und lief in den Garten, wo sich ihr Herr in großer Gesellschaft befand. Da sprang sie auf ihn zu, liebkoste ihn, ging in der ganzen Gesellschaft herum, schmeichelte Jedem insbesondere und stürzte sich dann vor Aller Augen in einen Teich. Als ein verbürgter Zug wird in Tomlinson's Schrift über die Hausthiere [1]) die Selbstertränkung eines Pferdes erzählt, dessen Herr in der Schlacht von Austerlitz gefallen war. Das Thier blieb Anfangs bei der Leiche ruhig stehen, litt aber nicht, daß sie fortgetragen wurde. Es gab einen Kampf; Napoleon kam dazu, frug nach dem Vorfalle und befahl, das Pferd in Ruhe zu lassen, es zu beobachten und ihm darüber Bericht zu erstatten. Der Rapport lautete also: „Das Pferd hat die Nacht stehend bei seinem Herrn zugebracht; bei Sonnenaufgang untersuchte

1) Froriep, Notizen Bd. XXXVIII. S. 74. Mehrere solche Fälle stellt Burdach zusammen, „Blicke in's Leben." II. S. 112. f.

1) Uebers. v. Marburg, Hamburg 1858. S. 11. Ich habe auch sonst darüber gelesen.

es den Leichnam, beroch ihn von oben bis unten, ließ ein klägliches Gewieher hören, eilte der Donau zu, stürzte sich hinein und ertrank." Die Alten erzählen, wie sich Hunde und Adler in die Flammen stürzten, in welchen man die Leichname der von ihnen geliebten Menschen verbrannte [1]). Was es für eine psychische Bewandtniß mit den Fliegen und Schmetterlingen habe, die sich so unablässig und hartnäckig in die Flamme stürzen, selbst nachdem sie schon die sengende Eigenschaft des Feuers erfahren, kann zweifelhaft scheinen. Wir werden auf dies sonderbare Phänomen weiterhin näher zu sprechen kommen. Im Ganzen ist nicht in Abrede zu stellen, daß das Thier wirklich im Stande ist, seiner ganzen sinnlichen Existenz verneinend entgegenzutreten und, um sich davon zu befreien, mit Absicht selbst die gewaltsamsten Mittel zu wählen, wodurch es sich, eben so, wie in solchem Falle der Mensch, als ein von dieser sinnlichen Existenz verschiedenes und scheidbares geistiges Selbst erweist [2]).

1) *Aelian.* nat. an. V, 29. VII, 40. *Plin.* hist. nat. VIII, 61. X, 6. Letztere im Alterthum sehr berühmte Geschichte, lautet bei dem genannten Schriftsteller folgendermaßen: „Bei der Stadt Sestos ist ein Adler hochgefeiert. Von einer Jungfrau erzogen, bewies er seinen Dank dadurch, daß er ihr erst Vögel und bald auch Jagdbeute zutrug. Als sie starb, stürzte er sich auf ihren Scheiterhaufen und verbrannte sich mit ihr. Deßhalb errichteten die Bewohner an dieser Stelle ein sogenanntes Heroum (Heldendenkmal) und nannten es das Heroum Jupiters und der Jungfrau, weil der Vogel diesem Gotte zugetheilt wird."

2) Hoffentlich wird dies Niemand als eine Vertheidigung des

XVI. Musikalische Thiere.

1.

Daß manche Thiergattungen und einzelne Thiere, nicht bloß Vögel, bei welchen diese Fähigkeit eine so hohe Stufe erreicht, viel Sinn für Musik haben, sich an ihr zu ergötzen, von ihr gelockt zu werden, nach ihr sich zu bewegen aufgelegt und im Stande sind, ist bekannt und es scheint sich durch solche Beobachtungen theilweise bestätigen zu wollen, was die Alten von der Wirkung gesagt, welche der Gesang eines Orpheus und Arion ausgeübt. Von der Musikliebe des Elephanten und Delphins ist in unsern Aufsätzen über diese Thiere insbesondere die Rede. Steale behauptet, Klapperschlangen durch Musik gezähmt und, wenn sie auch noch so wild waren, dadurch besänftigt zu haben [1]); wie

Selbstmordes auffassen. Es handelt sich hier nur um ein psychologisches Phänomen und Problem, um die Bedeutung einer solchen Erscheinung und die daraus zu ziehenden Folgerungen für die Seelen- und Geisteslehre. Wir gehen überhaupt gar nicht ausschließlich darauf aus, das moralisch Gute und Edle im Thiere darzuthun, wiewohl dieser Beweis einer ungebührlichen Thierverachtung und Thiermißhandlung gegenüber von besonderem Interesse ist. Auch das Unmoralische, auch das Böse zu erkennen, ist hier von Wichtigkeit, weil es geistiger Natur ist und bloße Maschinen, Automaten, körperliche Apparate dessen nicht fähig sind.

1) Froriep's Notizen aus dem Gebiete der Natur- und Heilkunde, Bd. VII. S. 84.

auch Chateaubriand von einer solchen Schlange erzählt, deren Grimm durch Flötenton beschwichtigt worden sei[1]). Lenz freilich hat dergleichen Erfahrungen bei den von ihm beobachteten Schlangen nicht gemacht; es gehören vielleicht menschlicherseits auch noch persönliche Momente dazu, die nicht überall Statt finden; auch ist nach Burdach[2]) die Empfänglichkeit des Thieres für musikalische Einwirkungen mehr einzelnen Individuen, als ganzen Gattungen eigen. Daß Hirsche und Rehe die Musik lieben, ist den Jägern bekannt[3]). „Entschieden," sagt Scheitlin, „tritt am Kameele Tact- und Tonsinn auf; von jeher hat man es durch Musik angetrieben und freudiger traben gemacht. Es richtet die Schnelligkeit seines Laufes von selbst nach dem Tacte des Dudelsackes oder Gesanges ein." Affen werden nach Foucher d'Obsonville[4]) durch Musik gelockt und bezeugen ihre Freude darüber. Auch kleine, geringe und verachtete Geschöpfe geben Musiksinn zu erkennen. Daß z. B. Mäuse durch Töne gelockt werden, gibt schon Bechstein an, und Bettina von Arnim beobachtete dasselbe bei'm Singen der Tonleiter. Lenz sagt von der Hausmaus: „Merkwürdig ist ihre Liebe zur Musik. Es geschieht

---

1) Burdach, Blicke in's Leben I. S. 98.

2) Daselbst S. 98 f.

3) Winkell, Handbuch für Jäger rc. Leipz. 1820—22. I. S. 80.

4) Essais philosophiques sur les meurs de divers animaux étrangers. Paris 1783. p. 402.

nicht selten, daß sie aus ihrem Loche hervorkommt, um einem Spielenden zuzuhören. In Merville's Mélanges [1]) wird ein Officier namhaft gemacht, der in die Bastille geschickt wurde und sich da mit Lautenspiel unterhielt. Derselbe sah mit Staunen, wie sich bald ein Kreis von Ratten und Mäusen um ihn versammelte, die alle aufmerksam zuhörten und sich wieder entfernten, wenn er zu spielen aufhörte. Es zogen sich immer mehr solche Gäste nach seinem Kerker hin, so daß er zuletzt ein Publicum von mehr als hundert thierischer Zuhörer hatte. Das ist ganz orpheisch und zauberflötenartig, nur daß es keine Löwen, Tiger, Affen, Elephanten, sondern so kleine, verachtete Thiere, wie Ratten und Mäuse sind, die der Zauber der Tonkunst lockt, was aber eigentlich noch interessanter und bedeutsamer ist. Bettina wirkte, die Guitarre spielend, auch auf eine Spinne ein. Wenn sie über die Saiten fuhr, so bewegte das herbeigekommene Thier die Glieder und machte bei einem Wechsel des Accordes noch andere Bewegungen; Quatremers-Disjonval [2]) sah, wie sich ein solches Thier an der Decke gerade über eine Dame setzte, als sie Harfe spielte; wechselte die Dame ihren Platz, so folgte die Spinne. Derselbe erzählt von dem Verhältnisse, das eine Spinne zu einem berühmten Violinisten gehabt, als dieser noch Knabe war. So wie er zu spielen begann, näherte sich ihm das Thier;

---

1) Vergl. Lenz, Naturgeschichte I S. 389.

2) Arancologie. Frankfurt 1798. S. 35 ff.

ja es wurde allmählig so vertraut mit ihm, daß es auf sein Pult und endlich auf seinen rechten Arm kam. Man hat dergleichen auch von dem Verhältniß einer Spinne zu Beethoven erzählt, doch mit Unrecht. Herr Schnyder von Wartensee fragte ihn persönlich darüber; Beethoven verneinte die Sache in Beziehung auf ihn selbst, bemerkte aber, daß sich die Geschichte mit dem Violinvirtuosen Bertheaume zugetragen. Schnyder erzählte mir von seinen eigenen Experimenten, die er auch in einem musikalischen Journale bekannt gemacht hat [1]). Sie fielen nicht günstig aus. Er spielte den Spinnen auf mehreren Instrumenten — Violin, Violoncello, Pianoforte, Harmonika, Flageolett — vor, doch ohne Erfolg. Endlich bediente er sich seines, wie er selbst sagt, zum Gesange nicht wohl tauglichen Stimmorganes; er brachte mit starker, schnarrender Stimme nahe bei dem Gespinnste einer großen Hängespinne einige kurz auf einander folgende Töne hervor. Das machte allerdings Eindruck, aber keinen angenehmen; das Thier setzte sich in feindliche Positur, zeigte sich äußerst gereizt und wurde bei immer stärkerem Singen immer wüthender. Schnyder glaubte nun zu dem Resultate gelangt zu sein, daß die Spinne gar nicht musikalisch sei, sondern nur deßhalb von Tönen angelockt werde, weil sie ein schwirrendes, summendes Insekt, das ihr zur Beute diene, in der Nähe

---

1) Jahrbücher des deutschen Nationalvereins für Musik und ihre Wissenschaft. Jahrg. I. Nr. 4. 1839.

glaube. Es kommt mir viel natürlicher vor, anzunehmen, er habe das allerdings musikalische Thier durch seinen unmelodischen Gesang beleidigt. Wenn er durch alle jene Instrumente keinen Effect zu machen vermochte, während solche, von Anderen gespielt, doch entschieden einwirkten, so führt das, wie die von Lenz in Hinsicht der Schlangen gemachte Erfahrung, mir zu der Ansicht hin, daß es nicht der Ton allein sei, was diese Thiere bezaubere, daß dabei auch die Persönlichkeit des Spielenden in Anschlag komme, und daß diese, wenn günstige Erfolge erzielt werden sollen, sympathetisch beschaffen und gestellt sein müsse. Und was wäre es auch am Ende, wenn es gelänge, aus der Gruppe der musikalischen Thiere eine und die andere Gattung hinauszustoßen? Es bliebe genug übrig, was nicht wegzuerklären ist, selbst in Betreff derjenigen thierischen Wesen, an deren musikalische Befähigung in der That nicht leicht zu glauben ist. Wir fügen, damit dies um so vollständiger und unläugbarer erhelle, noch folgende Zeugnisse, Citate, Züge und Beispiele hinzu.

2.

Die alten Griechen und Römer, um zunächst einen Blick auf diese zu werfen, pflegten als musikalische Thiere, abgesehen von den Vögeln, besonders Bienen und Cicaden zu rühmen, jene, weil sie einen vorzüglichen Musiksinn hätten, diese, weil sie selbst musicirten. Man glaubte, daß man herumfliegende Bienenschwärme durch rythmische und harmonische Klänge anlocken könne; man sagte, daß sie „dem

Töne des geschlagenen Erzes folgten;" man nannte sie geradezu die Vögel der Musen[1]. Die Cicade spricht Anakreon in einem bekannten Liede folgendermaßen an: „Dich ehren die Menschen als den lieblichsten Sommerpropheten; dich lieben die Musen, dich liebt Apollon, der dir die helltönende Stimme verlieh." Die atheniensische Sitte, goldene Cicaden im Haare zu tragen, sollte ein Symbol der diesen Volksstamm auszeichnenden musikalischen Begabung sein. Auf den Münzen der Messenier in Arkadien, wo nach Polybius die Musik ganz vorzüglich betrieben wurde, befand sich als deren Sinnbild dasselbe Thier; eben so auf den Münzen der Lokrenser. Als einst einer der letzteren mit einem Rheginer im Cytherspiel wetteiferte, sprang dem ersteren eine Saite. Da sich aber auf sein Instrument eine Cicade setzte und gleichsam für ihn, da er aufhören mußte, zu spielen, in den Kampf eintrat, so brachte ihm das gleichwohl den Sieg zu Wege[2]. Bekannt ist ferner die Cicade des heiligen Franz von Assisi, die bei dem Kirchlein Portiuncula auf einem Feigenbaum wohnte, dem Heiligen, wenn er sie rief, auf die Hand flog und auf seine Aufforderung zum Lobe Gottes so lange sang, bis sie entlassen wurde. Zur Hervorbringung der Töne, welche die Singcicade hören läßt, ist ihr ein eigenthümlicher Stimmapparat verliehen,

1) *Virgil.* Georg. IV, 64. *Ovid.* Fast. III, 740. *Aelian.* V, 13. *Varro*, de re rustica III, 16.

2) Vergl. Friedreich, Symb. und Mythol. der Natur S. 638 und die hier citirten Schriftsteller.

den man bei Oken[1]) beschrieben findet, und zwar nur dem männlichen Thier, weßhalb das Weibchen stumm ist. In Surinam gibt es eine sehr große und schöne Fliege, Cicada tibicen, von welcher Frau Merian erzählt. „Sie gibt ein Getön, wie eine Leier, von sich, das man weit hören kann, und heißt daher der Leiermann[2]).

3.

Nach Aelian VII, 27. sagen die Araber, daß bei ihnen die Schafheerden mehr durch Musik, als durch Futter, gemästet würden; Aristoteles, hist. an. IX, 5. gibt an: „Die Hirsche werden durch Musik gefangen, indem der Eine flötet oder singt, der Andere aber schießt.“ Aelian XII, 46. erwähnt eines tyrrhenischen Gebrauches, durch Anwendung desselben Mittels Hirsche und wilde Schweine zu fangen. Die Thiere würden, wenn der Ton zu ihren Ohren dringe, wie von magischer Gewalt ergriffen, kämen allmälig näher und fielen in die ihnen gestellten Netze. Daran mögen sich noch folgende neuere Bemerkungen und Thatsachen schließen.

„Pferde und Lastthiere,“ heißt es in Wegener's Leben der Thiere, „gehen besser, wenn es um sie herum raschelt und klingelt, was die Erfahrung den Fuhrleuten gezeigt hat; ja es sollen ermüdete Kameele, während sie jeder Strafe hartnäckig trotzen, durch Musik zum Weiter-

1) Naturgesch. Bd. V. Abth. III. S. 1586.

2) Oken a. a. O. S. 1596.

schreiten bewogen werden. Wie lieben unsere Schafe und Rinder das Glockengetön und die Schalmei des Hirten! Und ich zweifle nicht, daß auch das Wild Gefallen daran findet; denn nicht allein unsere Hirsche mischen sich unter die Heerden, sondern auch die sanft so scheuen Gemsen lassen sich durch das Geläute der Glocken, welche die Rinder- und Schafheerden auf den Alpen tragen, nicht verscheuchen."

Ein Freund, Herr Archivrath A. Kaufmann in Wertheim, theilte mir schriftlich Folgendes mit. „Auf dem Schlosse Triefenstein wohnte ein Fürst Löwenstein, der eine treffliche Kapelle besaß. Wenn nun im Schlosse musicirt wurde, erschien regelmäßig eine Hirschkuh und lauschte am Fenster. Das Thier wurde nach und nach ganz heimisch in der Umgebung des Schlosses und der allgemeine Liebling daselbst. Auch sonst noch sah man es durch musikalische Töne angelockt. Wenn in den Kirchen der benachbarten Ortschaften Orgel gespielt wurde, so näherte sich die Hirschkuh und lauschte. Sie soll sogar in die Kirchen eingetreten sein, was ich indessen nicht verbürgen kann. Das Uebrige ist hier völlig notorisch und durch die glaubhaftesten Zeugnisse bewahrheitet."

Man erzählt, wie Musikanten, von wilden Thieren gefährdet, sich dadurch gerettet, daß sie denselben Etwas vorgespielt. So hatte man am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts in der Nähe von Spandow Gruben gemacht, um Wölfe zu fangen. In eine solche fiel ein betrunkener Sack-

pfeifer und traf hier mit einem vor ihm hineingerathenen Wolf zusammen, der ihn sofort anzufallen Miene machte. Er hatte den glücklichen Einfall, Musik zu machen, spielte auf seiner Sackpfeife und stimmte auch allerlei Lieder an. Das besänftigte den Wolf und lockte die Jäger herbei, die den Mann sofort aus dieser gefährlichen Lage befreiten [1]).

Der Postcommissarius Naumann erzählt, wie er mit einer Gesellschaft vom Gasthofe nach einem Schlosse gezogen und dabei mit einer kleinen Kinderharfe einen Geschwindmarsch gespielt. Als man vor dem herrschaftlichen Hofe vorbeikam, trat aus einer großen Anzahl von Gänsen eine heraus, schloß sich dem Zuge an und eilte unter dem Gelächter der Gesellschaft immer in der Nähe des Musikanten in gleichem Schritte mitfort. Man stand stille, die Gans blieb ebenfalls stehen. Man ging ohne Musik weiter, das Thier blieb zurück. So wie aber wieder die Harfe erklang, schloß sie sich schnell wieder an [2]). Man sieht hier recht deutlich das individuelle Moment seine Rolle spielen; denn nur eine Gans ward magisch an- und nachgezogen, die anderen blieben gleichgültig.

4.

Die Vögel machen durch ihren Gesang auf einander selbst Eindruck. Wenn das Männchen singt, so arbeitet

1) Kuhn, märkische Sagen und Märchen, Berlin 1843. S. 133.

2) Abhandlungen der naturf. Gesellschaft zu Görlitz. Lenz, Naturgesch. Vögel. S. 383.

das Weibchen am Neste um so emsiger [1]). Die Nachtigallenmännchen kämpfen mit einander um die Weibchen und bewerben sich um die Gunst der letzteren vermittelst ihres Gesanges. Man hat nämlich beobachtet, daß die Weibchen stets denjenigen Männchen den Vorrang geben, die am schönsten schlagen können. Diese üben also ein kunstrichterliches Amt aus. Wenn sie selbst auch keine Gesangkunst üben, so verstehen sie sich doch darauf und fällen ein sachverständiges Urtheil darüber. Eine solche Einsicht entwickelt sich zuweilen, was noch merkwürdiger ist, sogar in Vögeln, die gar nicht zu den gesangkünstlerischen gehören.

Die Engländerin Piozzi [2]) schreibt: „Ich sah diesen Morgen einen sehr merkwürdigen Beweis, wie zahm das Thier gemacht und wie weit seine Fähigkeiten ausgebildet werden können. Der berühmte Componist, Ferdinand Bertoni, lebt hier zu Venedig, seinem Geburtsort, und hält sich, weil er ein großer Freund von Thieren ist, eine Taube. Dieses Thier hat durch die Gewohnheit, seinem Herrn Gesellschaft zu leisten, so viel Geschmack an Musik gewonnen, und ein so vollkommenes musikalisches Gehör bekommen, daß man, wenn man sein Benehmen sieht, keinen Augenblick an dem wahren Vergnügen zweifeln kann, womit es Bertoni spielen und singen hört. Sobald er sich an's Instrument setzt, schwingt die Taube die Flügel,

1) Scheitlin II. S. 299.

2) Letters from France and Italy. Nach Lenz a. a. O. S. 290.

fliegt auf das Pianoforte und bezeugt ihm ihre Freude. Sobald aber er oder ein Anderer eine Note falsch greift, oder einen Mißklang hervorbringt, verräth sie jedesmal große Angst und Unwillen, und wenn man sie zu lange quält, so wird sie ordentlich wüthend und hackt den Spieler so herb in Hände und Füße, daß er an dem Ernste ihres Unwillens nicht zweifeln kann. Ein eben gegenwärtiger Freund versicherte, daß er sich fürchte, vor einem so strengen Kritiker das Klavier zu berühren. Wir lachten über diese Aeußerung; allein Bertoni versicherte, daß das Urtheil der Taube noch nie ausgeblieben sei, und daß er sie oft aus dem Zimmer entfernen müsse, um seine Schüler nicht zu beleidigen oder ihnen Unannehmlichkeiten zu bereiten."

5.

Der Singvogel ist ein zoologisches Wunder, an das wir uns gewöhnt haben, so daß wir nicht allzu sehr erstaunen, auch wenn etwas Besonderes darüber gemeldet wird. Daß der singende Ameisenvogel die sieben Noten der Octave pfeift und dann verschiedene, sehr melodische Stücke flötet, lauter als die Nachtigall und noch rührender und zärtlicher, das lesen wir in Naturgeschichten allerdings nicht ohne Verwunderung. Eben so, was man von den ganz außerordentlichen Gesangs- und Nachahmungskünsten der Spottdrossel erzählt, die alle möglichen Laute und Stimmen täuschend hervorbringt, die zwar ihren eigenen Gesang hat, aber auch die Melodien anderer Vögel nachahmt

und noch lieblicher macht, und die man ebenfalls über die Nachtigall setzt. Doch ist das von dem in Hinsicht des Singvogels überhaupt Bekannten und bereits Gewohnten nicht der Art, sondern nur dem Grade nach verschieden. Ludwig XV. hatte nach Antoine einen Canarienvogel, der zehn Arien und einige Präludien vollkommen pfiff. Auch das lassen wir uns gefallen. Schwerer, als alles Dies, geht es uns ein, daß es Vögel geben soll, die in mehrstimmiger Harmonie und vollkommen richtigen Accorden zusammensingen, wie von dem Sariame (Penelope, Dicholophus cristatus) angegeben wird. „Man kann," sagt Scheitlin, „mit einigen Vögeln sogar kleine Concerte geben, so daß sie Prim und Secund singen, z. B. „„Komm, feins Liebchen, komm an's Fenster."" Doch das sind immer noch Vögel. Allzu viel aber scheint uns zugemuthet zu werden, wenn wir glauben sollen, es gebe Mäuse, die nicht nur quiken, sondern auch ein wenig singen, d. h. sechs bis sieben melodische Töne in einer Reihe von sich geben. Scheitlin [1]) meint, es seien Erinnerungen von einem Gesang oder Claviere. Immerhin merkwürdig genug! Wenn ich hinzusetze, daß es auch singende Kröten gibt, so muß man nicht böse werden und das arme Mansardenheft, worin so absurde Sachen stehen, unwillig aus den Händen werfen. Was kann ich für die Paradoxien der Naturgeschichte! „In Guinea," sagt Oken [2]), „hört

1) Thierseelenkunde II. S. 106.

2) Naturgesch. Bd. VI. S. 490.

man in der Nähe der Sümpfe eine Kröte melodisch singen. Es ist die sogenannte Buckelkröte, Systoma, Breviceps gibbosus." Auch mit musikalisch tanzenden Thieren kann ich aufwarten, nicht nur was große, edle, geschätzte, sondern auch was kleine, verachtete und verfolgte Geschöpfe der Art betrifft. Die ganze Reiterei des sybaritischen Heeres bewegte sich, dem Berichte der Alten zu Folge [1]), tanzend nach dem Spiele der Musik. Das mag ein schöner Anblick gewesen sein! Aber nun muß ich wieder mit den fatalen Ratten kommen, mit denen ich schon oben den „gesunden Menschenverstand" zu empören gewagt. Bonnet in seiner Geschichte der Musik erzählt, daß er zu Paris auf dem Markte St. Germain Ratten nach dem Tacte der Musik tanzen gesehen, wobei sie, wie Seiltänzer, kleine Balancirstangen in den Vorderpfoten gehalten hätten. Eine andere Truppe von acht Ratten habe ein Ballet nach einer Violine getanzt und zwar so richtig, wie irgend ein Tanzmeister.

6.

Wie manches Geheimniß hier noch unenträthselt waltet und vor Augen tritt, davon sind folgende Beobachtungen ein Beweis.

Manches in der Musik macht auf bestimmte Thiere keinen Eindruck, während Anderes auf dieselben eine deutliche Wirkung äußert. So gewisse Tonarten, gewisse Melodien

1) *Plin.* hist. nat. VIII, 64.

und Musikstücke, gewisse Instrumente und Klangarten, die sich aus unbekannten Gründen effektvoll erweisen. Ein Freund des Naturforschers Lenz, der öfters die Violine spielte, hatte einen Kanarienvogel, der sich gewöhnlich um das Spiel desselben nicht kümmerte. So wie aber aus c dur gespielt wurde, war er jedesmal ganz Ohr, flog dann entweder auf die Schulter des Spielenden oder auf die Violine selbst und sang aus Leibeskräften mit[1]). Als John Lockmann, Verfasser des musikalischen Drama's „Rosalinde," sich bei Herrn Lax in Chesire befand, dessen Tochter eine vorzügliche Klavierspielerin war, sah er eine Taube, die dadurch angezogen wurde, doch nur, wenn eine bestimmte Arie aus Händel's Oper „Admetus" vorgetragen wurde. Die Taube kam dann von dem benachbarten Taubenschlage an's Stubenfenster herabgeflogen, wo die Dame saß, und hörte mit offenbarem Vergnügen zu. So wie die Arie zu Ende war, flog sie nach dem Taubenschlage zurück[2]). Ein Elephant in Paris, in dessen Gegenwart man ein Concert aufführte, hörte Einiges gleichgültig an, bei einigen Stücken hingegen drückte er sein Vergnügen durch Bewegungen aus[3]). Bennati bemerkte, daß sein Pudel, wenn er Klavier spielte, sich zu ihm setzte und gern zuzuhören schien. Er versuchte es nun,

---

1) Lenz, Naturgesch. Vögel. S. 165.

2) Lenz a. a. O. S. 289 f.

3) *Leuret*, Anatomie comparée du systeme merveux. Paris 1839. I. p. 532.

ihn durch Spielen der Tonleiter zur Angabe der Töne zu bringen; es wurden dabei verschiedene Instrumente in Anwendung gebracht, doch ohne Erfolg. Endlich schlug Bennati sieben diatonisch gestimmte Glocken nach einander an und brachte es so binnen neun Tagen dahin, daß der Hund die Töne der Scala angab [1]).

7.

Höchst interessant und in doppelter Weise merkwürdig ist die Geschichte von einem Hunde, in welchem sich nicht nur die bei dieser Thiergattung so oft begegnende Eigenschaft der Liebe und Treue bis in den Tod, sondern auch die eines in hohem Grade entwickelten Musiksinnes gefunden haben soll. Die mir darüber vorliegende Erzählung ist folgende.

Zu Anfang der französischen Revolution begab sich ein Hund jeden Tag auf die Parade, die vor dem Palaste der Tuillerien gehalten wurde, gesellte sich zu den Musikern, marschirte mit ihnen und blieb mit ihnen stehen. War die Parade vorbei, so verschwand er, war aber am folgenden Tage zur bestimmten Stunde wieder am Platze. Die Musiker wurden auf diese Erscheinung aufmerksam, befreundeten sich mit dem Hunde, nannten ihn Parade, fütterten ihn und nahmen ihn wechselsweise zum Mittagsessen mit. Der, welcher ihn bei sich haben wollte, streichelte ihn und sagte: „Parade, du gehst heute mit mir!" Das war

1) Annales des sciences naturelles XXII. p. 399.

genug; der Hund ging mit, ließ sich speisen und nahm wieder Abschied, um seinem Hange gemäß in die Oper oder ein anderes Theater zu gehen, wo er in's Orchester lief, da in einem Winkel saß und sich erst nach Beendigung des Stückes wieder entfernte. Dieser musikalische Hund endete in folgender Art. Er folgte den Musikern eines Regimentes der italienischen Armee, zeigte eine große Anhänglichkeit an den berühmten Desaix, warf sich, als dieser auf dem Schlachtfelde von Marengo am 14. Juni 1800 gefallen war, auf dessen Leichnam und wurde in dem Augenblicke von einer zerplatzenden Bombe getroffen [1]).

8.

Schließlich darf ich nicht verschweigen, daß es auch Thiere gibt, die Instrumente spielen, wozu freilich ihres Körperbaues wegen nur wenige geeignet sind. Ich kann mich zunächst auf einige antike Darstellungen beziehen, welche uns die Künste zeigen, die man den Affen beizubringen pflegte. So ist auf einer Lampe ein Affe mit einem Kopfputze und Stäbchen in den Händen, wie sie die Tänzer haben; auf einem pompejanischen Wandgemälde sieht man einen Knaben mit einer Peitsche, der einen bekleideten Affen tanzen läßt; eine Terracotta-Figur stellt einen Affen in langem Kitharödengewande vor, wie er die Leier spielt; auf einer in der Krimm gefundenen Silberschaale sind zwei Affen zu sehen, von denen der eine die Querflöte bläßt,

1) Nürnberger Friedens- und Kriegscurier v. 10. Dec. 1833.

der andere ein unbekanntes Instrument hält [1]). Hiernach wurden also diese Thiere wohl wirklich zum Spielen musikalischer Instrumente gebracht, wie diese Leistung auch beschaffen sein mochte. Die alten Schriftsteller bestätigen dies. Die Aegyptier lehrten nach Aelian den hundsköpfigen Affen die Buchstaben, den Tanz, das Flöten- und das Saitenspiel. Der Affe verdiente damit seinen Lohn, den er, wie ein geübter Bettler, in seinen ihm angehängten Beutel steckte. „Der Affe," sagt ebenderselbe, „ist der beste Nachahmer. Alles, was mit dem Leibe verrichtet wird, lernt er, wenn man es ihm lehrt, mit Genauigkeit, so daß er es wiederholen kann. Er lernt tanzen und die Flöte spielen. So habe ich auch einen gesehen, der die Peitsche schwang, die Zügel hielt und kutscherte" u. s. w. [2]). Auch in neueren Zeiten fehlt es nicht an Beispielen, wo Affen als Musiker auftraten. So einer, der den Namen Divertissant führte und der nach Antoine auf dem Markte St. Laurent als Violinspieler vorgeführt wurde [3]). Es käme hier freilich ganz vorzüglich darauf an, zu wissen, wie in diesen Fällen gespielt worden ist, worüber ich aber ganz ohne Nachricht bin. Ein Paganini wird aus einem Affen wohl schwerlich werden; wenn ein solches Thier aber auch nur wie ein menschlicher An-

---

1) Jahn, archäologische Beiträge. Berlin 1847. S. 435. Friedreich, Symb. u. Myth. der Natur. S. 382 f.

2) Aelian in seinen Thiergeschichten. V, 26. VI, 10.

3) Lenz, Säugethiere S. 63.

sänger spielte, so wäre es schon Etwas. Das Instrument, das der Vogel spielt, ist sein Stimmorgan, und das — wer kann es läugnen? — behandelt er meisterhaft.

XVII. Die Religion des Thieres.

1.

Dem Thiere Religion zuzuschreiben, erscheint uns modernen Menschen absurd. Selbst Scheitlin getraut sich nicht, so Etwas geradezu auszusprechen. Er bemerkt indessen, es wäre nicht unmöglich, daß im Thiere doch etwas Religiöses als Trieb und Gefühl läge, so daß Alles embryonisch eingehüllt bliebe, der Trieb nicht zum Durchbruch, das Gefühl nicht zur Entwicklung und Offenbarung käme. Wirklich werde von den Alten wenigstens von den Elephanten etwas Religionsgefühlartiges, eine Art von Morgenandacht gegen die Sonne, eine Art liebender Beerdigung ihrer Verstorbenen erzählt. In der Freudigkeit des Thieres könne eine unklare Dankbarkeit gegen ein höheres Wesen, im Stöhnen seines Schmerzes ein Seufzen nach Erlösung sein. „Aller Augen warten auf Gott, daß er ihnen seine Speise gebe," heiße es in der Bibel; das sei zwar dichterisch gesprochen, Dichter könnten aber auch Wahrheiten sagen. Der Morgenpsalm der Lerche scheine sich dem Lobgebet zu nähern. Doch gehe die thierische Natur nicht über die Vergötterung der Erde hinaus, die

Thiere seien Pantheisten" u. s. w. Das wäre immer auch Etwas; es wäre **für das Thier** sehr viel und mehr, als Viele zuzugeben geneigt sein dürften. Wir setzen hinzu: Wenn im Thiere überhaupt ein Keim und Trieb religiöser Art vorhanden ist, so kann sich dieser auch wohl bis zu einem gewissen Grade entfalten, kann in einzelnen Gattungen und Arten und da wieder in einzelnen vorzüglichen Familien und Individuen in eigenthümlicher Stärke und Entwicklung vorhanden sein, kann auch wohl durch besondere Umstände und Umgebungen, namentlich durch menschliche Einwirkungen erweckt und befördert werden und eine bestimmte Form und Richtung erhalten.

2.

Von den alterthümlichen Aussagen des Orients und Occidents über die Religiosität des Elephanten ist schon in der Abhandlung über dieses hochstehende und bedeutsame Thier die Rede gewesen. Wir wollen hier die Stellen der Alten bestimmter ausheben, vergleichen und in Betrachtung ziehen.

Plutarch, de sol. anim., sagt: „**Juba** berichtet, daß die Elephanten ohne einige Anweisung zu den Göttern beten, indem sie sich mit Meerwasser reinigen, die aufgehende Sonne verehren und dabei statt der Hände die Rüssel emporheben [1]). Daher ist denn auch dieses Thier vor allen anderen bei den Göttern beliebt."

1) Der Elephant, von welchem **Forbes** in seinen Denkwürdigkeiten des Morgenlandes erzählt, nahm das, was man

Es wird hierauf erzählt, wie Ptolemäus Philopator vier Elephanten geopfert, sofort aber durch Träume, in welchen ihn der durch das Opfer erzürnte Gott bedrohte, in Schrecken gesetzt worden sei, sich deßhalb vieler Versöhnungsmittel bedient, auch statt der vier geopferten Elephanten vier eherne habe aufstellen lassen.

Aelian VII, 44. sagt: „Die Elephanten verehren die aufgehende Sonne dadurch, daß sie den Rüssel, wie Hände, zu ihren Strahlen erheben; daher sie auch von dem Gotte geliebt werden.“ Er erzählt hierauf dieselbe Geschichte vom Elephantenopfer des Ptolemäus Philopator, wie sie bei Plutarch zu lesen. Daran wird die Bemerkung geknüpft: „Die Elephanten also verehren die Götter; die Menschen aber zweifeln, ob es Götter gebe, oder, wenn es solche gibt, ob sich dieselben um sie bekümmern.“

Ebenderselbe sagt IV, 10.: „Ich höre, daß beim Erscheinen des neuen Mondes die Elephanten in Folge einer natürlichen und geheimen Eingebung Zweige abreißen und emporhalten, nach dem Gotte aufschauen und die Zweige leise hin und her bewegen, als ob sie ihm den heiligen Zweig der Flehenden hinstreckten, damit er ihnen geneigt und gnädig sei.“ Wie dieselbe Sage vom Mondcultus des Elephanten auch in Indien vorkomme, bemerkt Schlegel in der indischen Bibliothek, s. oben in dem Aufsatze über den Elephanten insbesondere.

---

ihm reichte, ehrerbietig an, indem er seinen Rüssel dreimal erhob und seine Dankbarkeit durch ein gewisses Murmeln bezeigte.

Plinius in seiner Naturgeschichte VIII, 1. hat folgende Züge: „Der Elephant verehrt die Gestirne und betet die Sonne und den Mond an. In den Forsten Mauritaniens kommen sie, wie Manche berichten, beim Schimmer des Neumondes heerdenweise an einen gewissen Fluß, der Amilo heißt, reinigen sich daselbst, indem sie feierlich Wasser umhersprengen und kehren, nachdem sie dem Gestirne auf diese Weise ihre Ehrfurcht bezeugt, ihre ermüdeten Jungen vor sich hertragend, in die Wälder zurück. . . . . . Man sah auch schon, wie kranke Elephanten, sich rückwärts beugend, Kräuter gegen den Himmel schleuderten, gleich als wollten sie die Erde zu ihrer Fürbitterin machen."

Mag man die letztere ganz katholisch klingende Aeußerung des Römers ansehen, wie man will — es kommt darauf an, ob die Beobachtung ihre Richtigkeit hat. Die Sache wird als ein Factum hingestellt, und muß als solches immerhin seinen Grund und Sinn haben. Sie scheint wenigstens ein Zeichen zu sein, daß das menschenähnliche Thier die Ahnung und Vorstellung einer höheren Macht habe und sich in seiner Noth an diese wende.

3.

Auch an Affen, Gazellen, Ziegen sollen nach den Berichten der Alten Spuren von einem Gestirn- und Lichtdienst bemerklich sein. „Die geschwänzten Affenarten," sagt Plinius VIII, 80., „sind bei abnehmendem Monde traurig und verehren den Neumond durch lustige Sprünge. Vor

der Verfinsterung der Gestirne fürchten sich auch die übrigen vierfüßigen Thiere." Der Aufgang des Mondes wurde von den Aegyptiern durch den Cynocephalus bezeichnet, wie er stehend die Hände zum Himmel erhebt.

Auch der Sirius soll nach der Meinung der Alten auf einige Thiere Eindruck machen und sie sogar zu einer Art von Verehrung anregen. So sagt Plutarch de sol. an.: „Die Libyer lachen über die Aegyptier, welche versichern, daß die Gazelle an dem Tage und zu der Stunde, da der Sirius aufgeht, ein Geschrei hören lasse. Denn sie behaupten, daß bei ihnen alle Ziegen zusammen, wenn dieser Stern mit der Sonne aufgeht, sich genau nach der Gegend wenden und nach Osten hinsehen." Plinius, Naturgeschichte II, 40., spricht von dem auf der ganzen Erde gefühlten Einflusse des Hundssternes. „Wenn er erscheint, braust das Meer auf, der Wein gährt im Keller und die Sümpfe kommen in Bewegung. Ein wildes Thier, welches die Aegyptier Oryx nennen, stellt sich ihm nach ihrer Behauptung bei seinem Aufgange gegenüber, betrachtet ihn und verehrt ihn gleichsam durch Nießen." So auch Aelian VII, 8.: „Die Aegyptier behaupten, wie ich höre, daß der Oryx den Aufgang des Sirius zuerst gewahre und ihn durch Nießen bezeuge. Auch die Libyer behaupten mit vielem Nachdruck, daß die Ziegen bei ihnen dasselbe wüßten."

4.

Weiter läßt sich über den in Rede stehenden Gegenstand

aus dem Bereiche religionsgeschichtlicher Vorstellungen und zoologischer Beobachtungen Folgendes anführen.

Dem Storch wird von den Arabern [1]), dem Kranich von den Kalmücken und Mongolen Religion zugeschrieben. Den letzteren haben wir schon oben als einen sehr ausgezeichneten Vogel beschrieben. „Er wird," sagt Oken, „bei den Kalmücken und Mongolen für heilig gehalten. Er soll mit ausgespannten Flügeln das Nest hüten; den nahenden Menschen mit dem Kopfe und die aufgehende Sonne mit seiner volltönigen Stimme im allgemeinen Chore begrüßen [2]).

„Ein genauer Beobachter" theilt über den Staar Folgendes mit. Schon vor Sonnenaufgang nimmt er leise und zart singend einen Platz ein, von wo er die ersten Strahlen der aufgehenden Sonne begrüßen kann. Erscheint dieselbe, so läßt er sich lauter und eifriger vernehmen und begleitet sein Quodlibet mit den ausdrucksvollsten Körperbewegungen. Oft hebt er bei zitternden Flügeln den Kopf, als nähme er himmlische Gaben inbrünstig dankend in Empfang, oder er breitet die Flügel in gebogener Weise aus, als wenn er einen längst erwarteten Freund aus der Ferne innigst umarmen wollte, oder er streckt während des Singens den Kopf nach vorn, als gelte es einer wichtigen Demon-

1) Friedreich, Symbol. und Mythol. der Natur S. 582. Hiernach soll er sogar eine Art von Gebet verrichten.

2) Oken VII. Abth. I. S. 549. Scheitlin Thierseelenkunde II. S. 74.

stration [1]). Ist diese Beschreibung wahr, so kann diesem Vogel eine Art von Licht- und Sonnencultus nicht abgesprochen werden.

Auch die Eidechse liebt das Licht; sie kommt, wenn die Sonne scheint, aus ihrem Schlupfwinkel hervor und läßt sich von ihr bestrahlen; weßhalb sie bei Heiden und Christen zu einem symbolischen Lichtthier geworden. Als solches wurde sie dem Apollo zugetheilt; ein Weissagergeschlecht in Sicilien, das auf Apollo zurückgeführt wurde, nannte sich nach ihr, es waren die Galeoten, von γαλεώτης, Eidechse. Die Perser machen sie zur Sonnenanbeterin. Auch in der christlichen Symbolik spielt sie ihre Rolle. An mehreren kirchlichen Geräthschaften, an Leuchtern, auf Weihrauchgefäßen, Treppengeländern, Grabdenkmalen sind Eidechsen angebracht; ein altchristliches Monument zeigt eine solche in der Hand eines Genius, und Raphael hat sie auf einem die heilige Familie darstellenden Bilde der Madonna beigesellt [2]).

„Die Fliegen suchen in den Häusern immer das Licht, das Kerzenlicht, die Helle der Fenster oder doch die Weiße der Decke. Andere Arten schwirren bei Tage lustig im

1) Illustrirtes Familienjournal Bd. XI. Nr. 283. S. 271.

2) Hammer in den Wiener Jahrbüchern XVII. S. 31. Kugler, Handbl. der Geschichte der Malerei, Berlin 1837. I. S. 248. Madonna della lacertola; vierge au lézard. Friedreich S. 599.



Sonnenschein; noch andere tanzen am Abend im Sonnengold lustig in großen Schwärmen herum." Die uferhaften Eintagsfliegen, die am Abend nach Sonnenuntergang aus der Puppe kommen, und die eine Nacht leben und schon am Morgen todt am Ufer liegen, strömen alle dem zu findenden Kerzenlichte zu und drehen sich leuchtend um dasselbe herum. „Der lebendige Kreis ist dann lauter Licht," sagt Scheitlin. „Stellt man mehrere Lichter um den Tisch, so bilden sich mehrere wimmelnde Kreise, eigentliche Sphärentänze. Woher diese Entzückung in der Nähe des Lichtes? Wozu? — In der Natur ist Alles bedeutungsvoll, das Kleinste ist auch das Größte, das Geringfügigste zugleich das Wichtigste." Von den Schmetterlingen sagt Ebenderselbe: „Die einen sind rechte Sonnenkinder und schweben am strahlenden, brennenden Mittag im hellsten Glanze gar wundersam. Verbirgt sich die Sonne, so nimmt ihr Flug ab; geht sie unter, so verschwinden sie augenblicklich. Auch die Dämmerungs- und Nachtvögel lieben das Licht; sie kommen zu den Laternen. Mit Licht fängt man sie; sie kommen auch in die Wohnungen und blenden sich am Kerzenlicht." Es ist besonders dies auffallend, daß sich dergleichen in Licht und Flamme verliebte Thiere nicht durch die bereits empfundene verderbliche Natur des Feuers abhalten lassen, sich auf's Neue hineinzustürzen, bis sie nicht mehr emporfliegen können. Sie scheinen von der glänzenden Erscheinung wie bezaubert und berauscht zu sein und in dem schmerzlichen Tode, den sie sich bereiten,

eine Art von Wollust zu empfinden. Man kann die Sache freilich auch so betrachten, daß diese Thiere in der Flamme des Kerzenlichtes eine Oeffnung, ein Loch sehen, durch welches hindurch zu kommen ist, um in ein ausgedehntes strahlendes Lichtreich zu gelangen. Immer aber bleibt der Trieb, die Sehnsucht nach dem Lichte, selbst wenn es die Naturbestimmung dieser Wesen ist, in Dämmerung und Nacht zu leben. So lichtsüchtig sind bekanntlich auch Eulen und Fledermäuse. Was die Ersteren betrifft, so ist besonders der Steinkauz (Leichenvogel, Todtenvogel, Käuzchen, Strix noctua) zu nennen. Er fliegt erleuchteten Zimmern, namentlich den die ganze Nacht durch erhellten Krankenstuben zu, was ihm, zumal in Verbindung mit seinem, wie „komm mit!" lautenden Rufe so schrecklich und verhaßt gemacht hat. Eduard Pöppig erzählt von den peruanischen Fledermäusen, die, wo sie hausen, Niemand erlauben, bei einer brennenden Kerze zu arbeiten, indem sie gegen dieselbe so lange fliegen, bis man ihnen das Feld räumt. Es ist ohne Zweifel ganz nur dieselbe Ursache, wie beim Schmetterling und bei der Mücke, was auch diese Thiere dem Scheine zutreibt; es stehen alle diese Phänomene im einleuchtendsten Zusammenhange mit einander.

Andere Thiere haben den räthselhaften Trieb, sich glänzende Gegenstände anzueignen, indem sie dergleichen entwenden und dadurch, wenn es werthvolle Sachen sind, zuweilen Menschen in den Verdacht des Diebstahles bringen. Die stehlenden Raben, die diebischen Elstern kennt Jeder-



mann. Beurtheilen aber läßt sich die Sache vom menschlichen Standpunkte aus nicht so leicht, weil diese Vögel von den entwendeten Gegenständen keinen Gebrauch machen können. Es ist der reine Sinn für Licht, Glanz, Feuer, der in ihnen waltet. Nicht bloß Gold und Silber, auch Glas und glühende Kohlen werden fortgeschleppt. Plinius in seiner Naturgeschichte X. 17. spricht von Vögeln, welche von Opferheerden oder Altären Kohlen forttragen. Die Bergdohle, Corvus pyrrhocorax, zieht oft den brennenden Docht aus den Lampen und verschluckt eben so des Winters kleine Gluthen aus dem Kamin, ohne daß es ihr im Geringsten schadet. So oft sie ein Kohlenbecken wahrnimmt, sucht sie ein Stück Papier, einen Lumpen oder einen Splitter, wirft diese Dinge hinein und stellt sich dann davor, um die Wirkung zu beobachten. Man vermuthet, daß sie der brandstiftende Vogel, avis incendiaria, der Alten sei [1]).

5.

Wenn das Thier wirklich eine Anlage zur Religion hat, so ist es natürlich, daß sich dies vor Allem im Verhältnisse zu Licht, Stern, Sonne, Gluth und Glanz offenbart. So viel ist gewiß, daß sich in manchen Thieren ein ausgezeichneter, ja leidenschaftlicher Lichtsinn und Trieb zum Lichte offenbart. Einige lieben und suchen es wenigstens; einige tanzen darin, wie die Mücken im

1) Oken, Naturgeschichte, Vögel, S. 349 f.

Sonnenschein; einige umkreisen es phantastisch, wie jene Eintagsfliegen das Kerzenlicht; einige stürzen sich hartnäckig in die Flamme desselben, bis sie verbrannt sind; einige zeigen eine auffallende Begierde, sich glühende und glänzende Dinge anzueignen, verschleppen, ja verschlucken dergleichen, schüren das Feuer und ergötzen sich daran. Eine gemein verständige Art, diese Dinge zu fassen und zu erklären, dürfte nicht ausreichen. Ich sehe in all dem etwas Thierreligiöses, wenigstens einen Anfang dazu, ein Suchen, eine Sehnsucht nach etwas Höherem, das sich der Thierseele in der prachtvollsten aller Naturerscheinungen darzustellen pflegt [1]); eine Art von Licht-, Stern- und Feuerdienst, wie er sich bei heidnischen Völkern findet. Das Thier ist also, wenn ich recht sehe, auch in diesem, dem religiösen Gebiete, vom Menschlichen nicht so völlig ausgeschlossen, als man sich vorzustellen pflegt. Es steht, was die nachgewiesenen Phänomene betrifft, doch immer schon auf der Stufe des Naturdieners, Naturvergötterers. Ja, es gibt noch höhere Stufen. Betrachten wir den Hund! Bei diesem geht die Thierseele über den Naturcult entschieden hinaus. Der Hund ist nicht mehr Licht-, Stern- und Feuerdiener, wie es selbst noch der so hochstehende Elephant

1) „— — — — — — — — —
Doch dem Feu'r ist kein Element vergleichbar
Weder an Allmacht
Noch an Reiz für's Auge."
Platen in dem Gedichte: „Der Vesuv im December 1830."



ist; er sucht das Antlitz des Menschen; das ist sein Licht und Stern, nach welchem er sich selbst noch sterbend hinbewegt [1]). Der Grund liegt in einer Art von Spiritualismus, wie er diesem Thiere vor allen anderen eigen ist. Der Hund hat nur Sinn und Respect vor dem Geist und vor dem, was ihm diesen zur Anschauung bringt; er sieht, erkennt, verehrt, liebt das von ihm begehrte und gesuchte Höhere nur in der erhabenen, den Geist repräsentirenden Menschengestalt. Das Uebrige imponirt ihm nicht; die Natur ist ihm Natur, nichts Weiteres; an der Sonne wärmt er sich, den Mond bellt er an, der ist ihm sogar ärgerlich und widerwärtig. — Ob es noch höher hinauf gehe? Es scheint nicht ganz an bejahenden Spuren zu fehlen. Daß der Schwan einen Sterbegesang anstimmt, ist keine Fabel; es ist der wilde oder Singschwan, der noch vor dem Tode seine Stimme ertönen läßt [2]). Etwas

1) „Der Hund," sagt Scheitlin, „stirbt nicht gern allein. Der Pudel merkt die Ankunft des Todes. Er legt sich erkrankt zu seinem Herrn hin und fügt sich willig in Alles. Ein brauner Pudel kroch, so oft er die Annäherung der Gichter bemerkte, zu seinem Herrn am Pulte und legte sich ihm zu Füßen. Als er die Nähe des Todes fühlte, kroch er von seinem guten Lager durch's Zimmer in gerader Richtung zum Bette des Herrn auf dem Bauche hin und gab unterwegs den Geist auf."

2) Oken Bd. VII. Abth. I. Stuttg. 1837. „Es ist nicht ungegründet, was die alten Dichter sagen, daß diese Vögel noch vor dem Tode ihre wie eine Silberglocke tönende Stimme hören lassen."



Fälle berichtet, wo es sich darüber zu freuen und also ein Bewußtsein der Erhöhung zu haben scheint, die diesem Menschen im Tode zu Theile wird. So offenbart uns auch das Thier ein Jenseits, ein künftiges Sein, einen Zusammenhang des Menschen und seiner selbst mit einer höheren Welt und einen Uebergang in dieselbe. Doch wie dem auch sein möge, einige Ahnungen und Regungen, die ein Analogon dessen darstellen, was wir Religion nennen, dürften dem Thiere im Allgemeinen nicht ganz abzusprechen sein. Und sollte es für sich selbst auch nur zu einer Art von Lichtcultus, wie ihn so viele Nachrichten und Thatsachen bezeugen, zu gelangen im Stande sein — daß es wenigstens durch Vermittelung des Menschen, in Folge eines sympathetischen, magnetischen, magischen Verhältnisses, in welches sich derselbe zu ihm setzt, auch zu einer gewissen Erkenntniß und Anerkennung des vom Menschen verehrten Göttlichen und Heiligen gebracht und so selbst in den christlichen Cultus hineingezogen und zur Theilnahme an demselben gebracht werden könne, das ist ein aus der Geschichte der Heiligen, wenn man das Zeugniß derselben nicht gänzlich zurückweisen will, vielfach resultirender Satz. Dahin gehören ganz vorzüglich die Experimente, welche der größte und tiefste aller Thierpsychologen und Thierbändiger, der heilige Franz von Assisi angestellt hat.

XVIII. Die Thiere in Rom.

Christian Brentano hat ein Bild von Rom geliefert, wie sich ihm dasselbe im Jahre 1825 darstellte. Mit großem Vergnügen las ich hier, was er über die römische Thierwelt und ihr Verhältniß zu der dortigen Bevölkerung berichtet. So schreibt er in einem Briefe: „Während die ungeheuere Zahl von Palästen Erstaunen erregt und eine Menge Carossen den Prunk und Lärm der vornehmen Welt darstellt, findet man in den Seitenstraßen und ruhigeren Plätzen ganze Heerden weißer, langhaariger Ziegen, die an die Erde gelagert, ihre Mittagsruhe halten und das mit einem Frieden und einer Vertraulichkeit, als könne unter dem Krummstabe des obersten Hirten der Christenheit auch ihnen kein Leid widerfahren. Auch in der Nacht findet man diese lieblich-zierlichen Thiere; man geht in der Einsamkeit einer späten Heimkehr mitten durch sie hindurch, ohne daß sie sich im Mindesten schrecken oder stören lassen." Den römischen Pferden wird ein großes Lob ertheilt; obgleich es fast lauter Hengste seien, so käme doch bei all dem Gedränge, das zu Rom Statt finde, namentlich was die öffentlichen Kirchenfunctionen, Carneval, Pferderennen, Carossenfahren mitten unter den Fußgängern betrifft, äußerst selten ein Unglück, eine Beschädigung vor. Die Thiere überhaupt, wie namentlich die Hunde, Katzen, Hühner, Tauben, die auf den Straßen und in den Gemächern der geringeren Volksklassen allerorten gefunden würden, seien von einer Zahmheit, die ihnen

in unseren Klimaten sonst bei Weitem nicht eigen sei. Besonderes Interesse erregt der Bericht über die sogenannten „Freiherren Roms," wie nämlich die daselbst sich herumtreibenden herrenlosen Hunde und Pferde heißen. Es gibt eine Menge von Hunden der Art, die sich nicht nur von dem nähren, was sie auf der Straße finden, sondern auch in die Trattorien einkehren, die ihnen trefflich bekannt sind. „Einer von ihnen ist in diesem Fach ein solcher Virtuos, daß er sich in einer Trattorie, die eine halbe Stunde vor der Stadt liegt und in welcher nur Sonntags bewirthet wird, jedesmal an diesem Tage und nur an diesem einfindet, um dann seinen Theil zu bekommen." Dieser Hund weiß also genau, wann es Sonntag ist. „Andere gesellen sich zu Mittage irgend einem Fremden zu, von dem sie vermuthen, daß er zu Tische gehe, machen ihm mit Springen und Wedeln ihre thierischen Honneurs, empfangen, wenn es ihnen glückt, mitgenommen und tractirt zu werden, ihre Portion und nehmen hierauf dankbar wieder Abschied. Geht ein Edict aus, daß die Hunde, um nicht getödtet zu werden, Halsbänder haben müssen, so sieht man alsbald alle diese sogenannten Freiherrn mit einem ledernen Riemen bekleidet, den ihnen das Mitleid unbekannter Freunde und Beschützer zugewendet hat. Des Nachts schlafen sie auf der Straße. Von einem wüthenden Hunde wird wunderselten gehört. Wie diese Hunde, so wandeln, was noch seltsamer ist, auch einige Pferde als „Freiherrn" umher. Sie nähren sich von weggeworfenem Kraut und Blumenkohl, die an gewisse,

eigens dazu privelegirte Straßenecken ausgeschüttet werden und den Namen immondezzajo führen. Weiter schreibt Brentano: „Wie schön, groß, liebenswürdig, ohne alles Falsch hier die Katzen sind, kann ich Dir nicht sagen; mehrere geschworene Katzenfeinde sind in Rom mit diesem anderwärts so übelberufenem Geschlechte ausgesöhnt worden. Sie sind hier aber auch sehr beliebt, und es wird für ihre Ernährung auf eine eigene Art Sorge getragen. Es gehen nämlich alle Tage eigene Männer durch die Straßen, bei welchen diese Thiere, was die Kost betrifft, abonnirt sind. Sie tragen auf einer langen Stange Fleisch. Auf einen Pfiff sieht man aus allen Häusern die Kostgänger hervorkommen und mit vielem Schmeicheln und Schnurren ihre Portion in Empfang nehmen.“ Endlich ist auch von den römischen Tauben die Rede. „Sie spazieren allerwärts auf den Straßen umher, gehen einem kaum aus dem Wege und lassen sich ohne Angst mit den Händen greifen.“ Eben so verhält es sich mit anderem Geflügel.

Wie es in diesen Beziehungen gegenwärtig steht, ist mir unbekannt. Es hat sich seitdem viel zugetragen, was in so harmlose und friedliche Verhältnisse störend eingegriffen haben muß. Jedenfalls ist die beschriebene Erscheinung in hohem Grade merkwürdig und interessant, indem es den Anschein hat, als solle unter der friedlichen Obhut des christlichen Oberpriesters der zwischen Mensch und Natur eingetretene feindselige Bruch schwinden und sich namentlich ein ganz neues Verhältniß zwischen Mensch und Thier gestalten.

Brentano selbst äußert bereits, die Sache sei vielleicht so bedeutungslos nicht, als sie scheinen möchte, „denn auch die Creatur solle befreit werden von der Knechtschaft der Vergänglichkeit und zur Freiheit und Herrlichkeit der Kinder Gottes gelangen.“ Römer. 8, 21. Jetzt erscheint die Kirche noch als etwas Besonderes, im Gegensatz zu den übrigen Formen und Sphären des Daseins und selbst im Kampfe mit einer sich feindlich zu ihr verhaltenden Menschenwelt und Christenheit. Sie repräsentirt die künftige Welt, die neue, höhere, die in der alten verdorbenen und vergehenden entstehen soll und mitten in derselben unter der Gestalt der Kirche ihr vorläufiges Dasein hat. Einst, wenn diese künftige Weltordnung zu ihrem vollkommenen Durchbruch und ihrer absoluten Wahrheit und Vollendung gelangt und aller Gegensatz und Widerspruch aufgehoben sein wird, dann wird Alles Kirche sein und auch die nach des Apostels Ausspruch ihrer Erlösung und Verherrlichung entgegengehende Natur wird dazu gehören; daher denn auch schon jene naturfreundlichen Heiligen Alles, auch namentlich die thierische Schöpfung, für die Kirche in Anspruch zu nehmen begannen, damit diese in vollkommenstem Sinne des Wortes katholisch, d. h. allgemein sei.

Schiller's „Alpenjäger“

und

dessen Verwandtschaft in katholischer Denkart und Ueberlieferung.

„— — — — — — — — —

Plötzlich aus der Bergesspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.

— — — — — — — — —“

Was sich in dem bekannten Gedichte Schiller's in einem herrlichen, bedeutungsvollen, aber phantastischen und auf historische Wahrheit keinen Anspruch machenden Mythus darstellt, dieser unerwartet wunderbare Schutz, den eine höhere Macht dem verfolgten und geängsteten Thiere gewährt, das kommt auch öfters in den katholischen Legenden vor, aber in einer Weise, die, wenn auch vom Unglauben, wie Alles der Art, spröde zurückgewiesen und als reine Dichtung behandelt, doch wenigstens eine historische Form und örtliche Bestimmtheit in den Ueberlieferungen des Volkes und den Darstellungen des Cultus hat. Ich habe meinem Marienbüchlein zwei hieher gehörige Legenden einverleibt. Die eine ist die Stiftungslegende der Wallfahrtskirche Rehberg bei Beratzhausen; ein Graf von Ehrenberg verfolgt mit seinen Hunden ein Reh, das seine Zuflucht zu einem Baume nimmt, auf welchem ein Marienbild angebracht. Dem Reh wird das Leben geschenkt, und an dem Orte eine Kirche gebaut, an deren Decke die Geschichte abgemalt ist [1]. Aehnlicher Art ist es,

1) v. Reisach, Beschreibung des Herzogthums Neuberg. S. 142. Schöppner's Sagenbuch der baierischen Lande I. S. 482. Marianische Legenden und Gedichte, Münster 1859. S. 50.

wenn sich bei einer Jagd zu Tungenthal, die ein Herr v. Limburg hält, ein Häschen in eine Kirche zu einem Marienbild flüchtet, die nachfolgenden Hunde davor stehen bleiben und dem Thiere Nichts zu Leide thun, das dann ebenfalls begnadigt wird. Die Scene ist hier ebenfalls abgemalt [1]). Auch zu anderen Heiligthümern sollen sich gejagte Thiere gerettet haben, wie in folgender Tradition und Sage der Fall. Ein großer Bär flüchtete bei einer Jagd Karls des Großen zu dem Grabe der heil. Gudula und betrug sich so harmlos und zutraulich, daß er den Nonnen schmeichelte, ihnen die Füße leckte und sich gleichsam zu ihrem Dienste anbot [2]). Der Kaiser befahl, daß man ihn im Kloster behalte und pflege „zum Dienste der heil. Magd, die ihn bewahrt hatte." Und so hat das gewaltige Thier lange im Kloster gewohnt und sich so zahm bewiesen, wie ein Lamm [3]). Die Thiere nehmen ihre Zuflucht auch wohl zu einem lebenden Heiligen. So flieht ein verfolgtes Wildschwein in des Abtes Deicola Zelle und läßt sich zu seinen Füßen nieder; die Jäger kommen, staunen und achten das Asyl [4]). Der heil. Humbert

1) Crusius, schwäbische Chronik I. S. 285 f. Ernst Meier, Sagen S. 342. Marian. Legenden und Gedichte S. 77 ff.

2) Rambeck, heiliges Benedictinerjahr I. S. 33.

3) Wolf, deutsche Mährchen und Sagen. Leipz. 1845. S. 538.

4) Rambeck a. a. O. S. 87.

legt, bei einem Klosterbau beschäftigt, seinen Mantel ab; ein gejagter Hirsch läßt sich darauf nieder; die Hunde sind gebannt und lassen ihn unverletzt, so sehr sie von den Jägern angetrieben werden [1]). Wölfe verfolgen eine Hirschkuh bis in die Nähe einer Waldkirche des Abtes Launomar; sie lassen auf sein Gebot von ihrer Beute ab und kehren in ihre Wildniß zurück [2]). „Oft kommt der Fall mit Hunden vor, die ein Wild verfolgen, dabei in die Nähe eines Heiligen kommen, von diesem zum Stehen gebracht werden und von keinem Zuspruch und Anreiz der Jäger wieder aufgetrieben werden können [3]).“ So spielen hier Marienbilder und Heilige die Rolle des Schiller'schen „Bergesalten.“ Man müßte hiebei wenigstens das humanistische und poetische Moment achten, das auch dann in seinem Werthe bleibt, wenn die Thatsachen erfunden sein sollten. Diese Erzählungen aber haben nicht den Charakter von bloßen Fabeln und Märchen; sie greifen zu tief in's thierpsychologische Fach ein und berühren sich zu nahe mit Thatsachen und Erfahrungen, die ganz außerhalb des kirchlichen Kreises liegen. So heißt es in Wegener's Leben der Thiere: „Die wilden, wie die zahmen Thiere nehmen die Hülfe der Menschen an, oder suchen Schutz bei ihnen, wenn sie in Gefahr sind.“ Es wird dann der Ge-

---

1) Daselbst S. 451.

2) Görres, Mystik II. S. 232.

3) Daselbst S. 233.

schichte vom Androclus und seinem Löwen und der ähnlichen von dem Ritter de la Troue gedacht. „Ich halte diese Geschichten für wahr und möglich. Denn als ich in der Schule war, saß ich einmal unweit eines Fensters und arbeitete; da hörte ich ein Dohlengeschrei, achtete aber nicht darauf. Gleich darauf klopfte es von außen an das Fenster an und ich sah einen dicht an dasselbe gedrückten Staar, der von Dohlen verfolgt wurde und mit dem Schnabel an's Fenster pochte. Er ließ sich ruhig von mir greifen und wurde ganz zahm. So ist auch meinem Vater einmal, als er auf dem Felde spazieren ging, eine von einem Raubvogel verfolgte Lerche in die Westentasche geflogen und der sie verfolgende Räuber in der Heftigkeit seines Stoßes zwischen seine Füße gestürzt." So bemerkt auch Scheitlin [1]: „Fliegende Fische fahren in's Schiff zu den Menschen über Bord, wenn sie im Wasser verfolgt werden; Wachteln und Sturmvögel wollen sich bei ihm der Naturkraft entziehen; Sperlinge flüchten sich vor Geier und Habicht in den Busen des Menschen, Hunde vor tobenden Rindern oder einem Mithunde zwischen die Füße ihres Herrn. Selbst diejenigen, die sich um den Menschen nicht zu drehen scheinen, sind mit unsichtbaren Fäden an ihn gebunden. Sie müssen in Gefahren ein rettendes Wesen in ihm sehen." Nach einem altrömischen Gedichte flüchtete sich ein gejagter Hirsch zu dem Kaiser und die ihn verfol-

1) Thierseelenkunde II. S. 425.

genden Hunde blieben ehrfürchtig zurück [1]). Von griechischen Heiligthümern lesen wir, daß nicht nur Menschen, sondern auch Hunde und Wölfe Respect davor gehabt und daß sie verfolgten Thieren zum Asyle gedient [2]). Die Sache ist in so weit nichts Besonderes, sondern von ganz allgemeiner Natur. Nur nimmt in der romantischen Zeit und Welt die Sache einen höheren Charakter an, und die Thiere erkennen namentlich in den Heiligen ganz eigene, besondere Menschen, zu denen sie ein um so größeres Vertrauen haben; sie ahnen in ihnen den sich vorläufig bereits in einzelnen, exceptionellen Individuen repräsentirenden Menschen und Herrn einer künftigen Weltperiode, der auch ihnen Rettung und Erlösung vom Uebel bringen, der auch sie in das höhere Element erheben wird, in welchem sie selbst, diese Menschen, durch übermenschliche Herablassungen und Gnadenwerke erhoben worden sind.

---

1) *Martial.* de spectac. 33.:

Concita veloces fugeret cum dama molossos
  Et varia obliquas necteret arte moras,
Caesaris ante pedes supplex similisque roganti
  Constitit et praedam non tetigere canes.

2) So bei Aelian, nat. an. XI, 6. u. 7. *Pausan.* VIII, 38. 6.

Wie sich das Verhältniß des Menschen zur Thierwelt beim Schillerfeste kund gegeben.

Wollt ihr, ihn und euch zu ehren,
Einem euerer ruhmeshehren
Genien ein Fest begeh'n —
Bitte, lernt ihn erst versteh'n!
Wenn ihr thut, wovor ihm graute,
Wenn er es mit Augen schaute,
Ist's um euern Ruhm gescheh'n.

1.

Bei dem Frankfurter Schillerfest am 10. Nov. 1859 bewegte sich durch die Straßen ein auch von mir gesehener Festzug, wo sämmtliche Gewerbe ihre Repräsentationen hatten; darunter war auch ein mit auffälligstem Gepränge ausgestatteter Metzgerzug, dessen Pracht und Herrlichkeit in der Didaskalia vom 15. Nov. 1859 rühmend hervorgehoben wird. Die Leute zogen mit blanken Aexten und in grellrothen Jacken auf, die auf ihr blutiges Handwerk deuteten. Auf einem sechsspännigen schweren Wagen war ein hoher Aufbau zu sehen, der wohl das Schlachthaus anzeigen sollte; er war mit gleichsam herausschauenden Köpfen von Schlachtthieren, Fleischstücken, Beilen, Messern u. s. w. decorirt; oben auf stand ein Lamm; an den vier Ecken des Wagens stellten vier Männer in blutrother Tracht verschiedene Handwerksthätigkeiten des Metzgers mit den dazu dienenden Geräthschaften dar. Der eine hackte an seinem Klotze, der andere schnitt aus u. s. w. Es fehlte Nichts, als daß eine wirkliche Schlächterei öffentlich zum Besten gegeben wurde, wie sich Buchdrucker und Schriftgießer auf ihren Wagen in ihrem Geschäfte wirklich bethätigten. Mögen dergleichen Grausamkeiten so nöthig und unentbehrlich sein, als sie der Meinung und dem Geschmacke der Menschen nach sind — die Schaustellung und

Jagd als eine ars nequissima bezeichnet werde [1]. Und die klassische Literatur der Deutschen hat sich, wie in anderen Beziehungen, so auch hier wieder dem Katholicismus genähert und zwei der schönsten Gedichte von Göthe und Schiller verrathen dieselbe Gefühlsweise, die sich bei jenen frommen Männern des christlichen Alterthums kund gegeben, der „Fischer" von dem ersteren, und der schon erwähnte „Alpenj ger" von dem letzteren, über den wir im voranstehenden Aufsatze besonders gehandelt. Davon aber wissen die guten Deutschen bis jetzt noch Nichts, schimpfen über die Barbarei des Mittelalters und die aus ihr zurückgebliebene katholische Pfäfferei und Superstition, sind stolz auf ihre protestantischen Classiker und die von denselben geschaffene deutsche Culturhöhe und Geschmacksbildung und feiern ihren Schiller mit — Jagden und Metzgerzügen!

1) Siehe das angeführte Werk I. S. 291, wo sich noch andere sehr beachtenswerthe Bemerkungen finden. „Karl, der Stifter der Bluthochzeit, hatte seine Freude im Waschen seiner Hände mit Thierblut gefunden." Das hatte ihm die Kirche gewiß nicht gelehrt. „Die Jagd kann eine der gewaltigsten Leidenschaften werden. Nichts geschossen zu haben, macht verdrießlich. Der Prinz von Condé schoß, als er zu Paris ohne Jagdbeute einritt, seine noch geladene Flinte auf einen Dachdecker ab, der sofort vom Dache stürzte." Man vergl. die Sagen vom wilden Jäger, der sein Theil Himmelreich verjagt, und von dem großen Jäger Nimrod, der dem Oriente als ein Gottloser und Empörer wider die Gottheit gilt.

Gedichte

vorzüglich

aus dem Bereiche der Franziscaner-Poesie und Legende.

Nebst

prosaischen Beilagen.

So edler Einfalt Würde, laßt sie gelten!
Wollt nicht die Milde, das Erbarmen schelten!
Dergleichen Menschen gehen eigne Bahnen —
Wie hoch empor, versuchet es zu ahnen!
Ihr würdet allzu deutlich offenbaren
Durch euern Hohn, daß ihr Barbaren.

Des heil. Franz von Assisi Sonnengesang.

Gepriesen seist du, Gott,
In sämmtlicher Natur;
Erkannt, geliebt, gelobt
In jeder Creatur,
Vor Allem in der hohen Schwester Sonne,
Die uns gewährt die heitere Tageswonne!
Schön ist sie, herrlich in dem Weltensaal,
Ist von dir selbst ein Bild
Und deinem Geistesstrahl.

Gepriesen seist du, höchste Majestät,
Auch in dem Bruder Mond, der still und mild
Die Nacht erhellt, und in der Sterne Schaar,
Der lieblichen, die du so wunderbar
Geformt, o Herr, und leuchtend ausgesät
Am Firmament! Wem würde deine Macht
Und deine Huld nicht auch in ihnen klar? —

Es werde dir mein Preis,
Mein freudiger, nicht minder auch gebracht,
Weil du geschaffen meine Schwester Luft
Und meinen Bruder Wind,
Den kräftigen, und um der Erde Kreis
Gebreitet der Gewölke feuchten Duft,

Daß es sich all im Dienst des Ganzen übe,
Wie es vonnöthen, heiter oder trübe,
Wie dir's gefällig, stürmisch oder lind.

Ich preise dich auch in der Schwester Flut!
Rein ist sie von Natur
Und keusch und wundergut.
Sie rinnet hin demüthig auf der Erde,
Sie labt den Menschen und die durstige Heerde;
Sie schafft, daß aus der Flur,
Der trockenen, ein Garten Gottes werde.

Ich rühme dich auch in der Schwester Glut,
Denn groß ist ihre Kraft und ihre Macht.
Die noch so finstere Nacht
Wird tageshell durch ihre Flammenpracht.
Gut ist auch sie, wenn sie der Mensch in Hut
Bedachtsam hält, gebraucht zu gutem Zwecke,
Und nicht in ungezähmter Seele Wuth
Ruchlos mißbrauchet zum Vernichtungsschrecke. —

Auch in der Mutter Erde sei gepriesen,
Die so geduldig jede Bürde trägt,
An treuer Brust
So viele Kinder hegt,
So fleißig im Gebären Frucht gewährt
Und das Lebendige nährt,
Aus der so tausendfach zu unserer Lust
Duftreiche Kräuter und bunte Blumen sprießen.

Sei hoch gelobet in dem Menschen auch,
Der, als dein ächt Geschöpf,

Sich fromm und gut erweiset,
Wohlthaten übt und keine Seele kränkt,
Der duldet, trägt, verzeiht,
Sich jeder edlen Menschlichkeit befleißet,
Zu welcher du den Keim
In seine Brust gesenkt;
Der, wie es heiliger Seelen schöner Brauch,
In dieses Lebens peinlichen Beschwerden
Sich dir zu liebentflammtem Opfer weiht.
Er wird von dir beschenkt
Mit ewig heller Ehrenkrone werden. —

Gepriesen seist du auch,
Daß du mir sendest meinen Bruder Tod,
Der furchtbar ernst wohl dem Verruchten droht,
Doch lieblich ist und linde deinen Frommen!
Beglückt, wer ohne tödtliches Vergeh'n [1])
Hinscheidet und in deinem Willen ruht!
Kein höllisch Grauen wird ihm nahe kommen;
Sein harret ein gesegnet Auferstehn'n.

Wohlauf, ihr Menschen, benedeit mit mir,
Erhebet allgemein
Den großen Gott, von welchem alles Sein
Und alle Wonn' in ihm und alle Zier,
Die göttlich-ächt und von Verderbung rein.
Lobsinget ihm für Alles, was er schuf;
Laut danket ihm für Alles, was er thut!

1) Todsünde.

Zu bringen ihm der Liebe heißen Zoll,
Zu dienen ihm der tiefsten Demuth voll,
Ob hoch und herrlich oder arm und klein,
Ist unser Aller seligster Beruf.

Des heil. Franz von Assisi Creaturenliebe.

Der heilige Franziscus,
Der engelgleiche Stifter
Des Minoritenordens,
War Allem hold und gut,
Was Leben hat und Dasein,
Umfaßte großen Geistes
Und himmlischen Erbarmens
Die ganze Schöpfung Gottes
Mit seiner tiefen Anschau,
Mit seiner zarten Neigung
Und heiligen Liebesglut.
Gestirne, Mond und Sonne,
Baum, Blume, Busch und Graswuchs
Und regsamer Naturen
Vielfältige Gestaltung —
Als seine trauten Brüder,
Als seine lieben Schwestern
Betrachtet' und begrüßt' er
Sie allesammt; es fühlte
Sein weichgeschaffnes Herz
Jedwede Lust mit ihnen
Und jeden herben Schmerz.

Er pflegte holden Umgang,
Er führete Gespräche,
So lieblich, als erbaulich,
So würdig, als vertraulich,
Mit ihnen all; er sorgte,
Wenn ihnen selbst zu schwer
Die Fristung ihres Daseins,
Für Labung und für Nahrung;
Er übte Vatertreue
An ihnen allumher.
Mit Honig und mit Weine,
Wenn rauhe Fröste drohten,
Die fromme Biene nährt' er;
Die Krume seines Brodes
Dem Vögelein, sobald ihm
Die sommerliche Fülle
Zu Ende ging, bescheert' er;
Besorglich aus dem Wege,
Daß es der Wanderer
Nicht gnadelos zermalme
Mit seinem harten Fußtritt,
Das arme Würmchen trug er;
Selbst das geringste, kleinste,
Verschmähteste der Wesen
Vor Leiden und Verderben
Zu schützen eifert' er.

Und auch von ihnen wieder,
Den sämmtlichen Geschöpfen,
Die er so zärtlich liebte,

Der hohe Mann, erfuhr er
Die wundersamste Freundschaft;
Ihn zu beleidigen,
Ihn zu verletzen, scheute
Sich jegliches von ihnen;
Sein Haupt war allen heilig;
In höchster Ehre stund,
Als wär er aller Dinge
Und Wesen Herr und Meister,
Sein Wille, seine Weisung
Im ganzen Weltenrund.
Es sengte seinen Scheitel
Der Sonne heißer Brand nicht;
Der Regen, wenn er stürzte,
Durchnäßte sein Gewand nicht;
Die Gluthen und die Fluthen,
Die aufgeregten Lüfte,
Entsagten den Gewalten,
Womit sie sonsten pflegen
In ihrem Zorn zu schalten -
Und machten an dem Milden
Nur ihre Milde kund.
So waren auch die Thiere
Mit ihm in unerhörtem,
Miraculosem Bund.
Es folgte, wie ein Lamm ihm,
Der wilde Wolf; die Schlange,
Die giftige, sie leckte
Die überlaßne Hand ihm
Und machte sie nicht wund;

Das scheue Reh, es nahte
Sich ohne Furcht; die Vögel,
Die fluchtgewohnten, setzten
Sich ihm auf Hand und Schulter
Und weilten hier in Frieden,
Als wären es Gezweige;
Es summte durch die Lüfte
Mit ihrer Honigbeute
Und brachte süße Speise
Die Biene seinem Mund.

Des heil. Franziscus Vogelpredigt.

Durch die Fluren, durch die Wälder hin,
Manches heilsam gute Wort dem Volke
Kündigend mit dem beredten Munde,
Zog der liebe heilige Franziscus.
Es begleiteten zwei überaus
Fromme Brüder ihn,
Angelus mit Namen und Massäus.
Bei Cannajo war es und Bevagna,
Da erblickte man ein grün Gehölz,
Und darin ein Heer von Vögelein,
Deren Menge nicht zu zählen war.
Einige von ihnen hatten sich
Auch gesetzet auf das einsame
Feldrevier. Das bunte, fröhliche,
Leicht bewegte Wimmelvolk betrachtend,

Hub der Heilige
Zu den beiden Andern also an:
„Harret hie auf meine Wiederkehr,
Ich will gehen und ein Wörtlein dorten
Mit den Vögeln, meinen Brüdern, sprechen.“
Dann beschritt er das Gefild und ging
Mitten in die Schaar hinein. Die Vögel,
Welche saßen auf dem Grunde, blieben
Unverschüchtert allesammt, und jene,
Welche rasteten auf dem Gezweige
Oder flatterten in Busch und Feld,
Kamen näher und gesellten sich
Zu den andern um Franziscus her
Dieses aber war es, was er sprach:
„Meine lieben Brüder, Vögelein!
Großen Dank zu sagen habet ihr
Euerem Schöpfer, denn vor allen andern
Creaturen hat er wonnige
Gaben euch und herrliche bescheert.
Daß ihr euch zu heben von der Erde
Und dahin zu schweben leichtbewegt
Durch die Luft im Stande, wie hienieden
Sonst kein anderes Geschöpf vermag,
Schuf er einen leichten Körperbau,
Schenkt' er euch ein rasches Flügelpaar.
Und damit ihr euere Nester bauet,
Euere niedlichen,
Die er euch zu fertigen gelehrt,
Wies er euch die Berge, die Gefilde,
Euch der Bäume grüne Wipfel an.

O wie gut hat er's gemeint mit euch!
Nicht zu spinnen, nicht zu nähen braucht ihr,
Und Gewande fehlen dennoch nicht,
Bunte, zierliche; ja nicht nur eines,
Mehrere dergleichen
Wurden euch durch eueres Schöpfers Güte,
Um damit zu wechseln wundersam.
Also ist euch auch zu säen nicht,
Noch zu ärndten nöthig; es ernährt
Dennoch euch die Fülle seiner Hand.
Und damit ihr auch der feuchten Labe
Nicht entbehrt, ist Bach und Quelle nah.
Stimmen auch verlieh er, um in Tönen
Auszuströmen der Gefühle Drang
Und dadurch sogar
Menschliche Gehöre zu erfreu'n.
O wie unvergleichlich hoch und groß
Im Naturbereich ist euer Rang!
Nun wohlan, ihr meine lieben Brüder
Vögelein, bewahret euch nur auch
Vor der Sünde der Undankbarkeit!
Habet euren Schöpfer für dies Alles
Auch von Herzen lieb und lobet ihn
Immerdar, den Gütigen, so viel
Und so sehr nur immer möglich ist!"
Wie der gute heilige Franziscus
Diese Rede that, da öffneten
Ihre Schnäbel, streckten ihre Hälse,
Spreizten ihre Fittige die Vögel,
Neigten auch ehrfürchtiglich die Köpfe,

Ließen so mit allerlei Gebahren
Merken, wie erbaut sie, wie ergötzt
Von Franzisci schöner Predigt waren.
Und der heilige Mann
Freute sich mit ihnen, schauete
Mit Bewundrung ihre bunte Zier,
Ihre Traulichkeit und Achtsamkeit,
Lobte Gott in ihnen und erbaute
So sich auch hinwiederum an ihnen.
Jene, die es angeseh'n mit Augen
Dies Mirakel, dieses liebliche,
Haben es nachher mit treulichem,
Unbezweifelt ächtem Wort berichtet,
Wie ohn' alle Furcht die sonst so scheuen
Thiere waren, haben es bezeugt,
Wie umherging unter dem Gevögel
St. Franziscus und es streifete,
Ohne daß es floh, mit dem Gewande;
Also, daß es schien, es sei der alte
Süße Frieden Edens wieder da.
Endlich über die geflügelte
Schaar des heiligen Kreuzes
Zeichen machend, gab er Urlaub ihr.
Und die sämmtliche sofort, sie hob
In die Lüfte sich und stimmte laute
Jubel an zu ihres großen Schöpfers
Und des lieben Heiligen Ehr' und Lob.

Des heil. Franziscus Turteltauben.

Eines Tags begegnete der liebe
St. Franziscus einem Jünglinge,
Der mit einer Anzahl kleiner, zarter
Turteltäubchen hin zu Markte ging,
Um sie hier zum Kaufe darzubieten.
Rasch bewegt zu innigem Erbarmen,
Wie er pflag, der engelgleiche Mann,
Sprach er also: „Handle nicht so übel,
Guter Jüngling! Vögelein, wie diese,
So der heiligen Schrift zu einem Bilde
Frommer, unschuldvoller Seelen dienen,
Weihe sie so blutigem Tode nicht;
Liefere sie den Grausamen nicht aus,
Die sie morden; gib sie mir, ich flehe!"
Und der Jüngling, welchem Gott das Herz
Rührte, gab sie ihm. Der Heilige
Nahm sie in den Schooß und kosete
Traulich-hold mit selbigen und sprach:
„Allerliebste, kleine Turteltäubchen,
Meine vielgeliebten Schwesterlein!
Kommt anitzt mit mir! Ich will euch schützen
Vor dem Tode, will euch Herberg geben,
Daß ihr lebet und euch paart und mehrt,
Wie es eueres Schöpfers Will' und Vorschrift."
Und er ging und macht' ein Nest für sie
Und sie wohnten drinnen, legten Eier,
Brüteten im Angesicht Franzisci
Und der Brüder junge Täubchen aus,

Und beharrten froh und friedlich also
An dem Ort, als wären sie daselbst
Aufgenährt, und flogen nicht hinweg,
Wenn der Heilige
Seinen Segen nicht und Urlaub gab.
Zu dem wohlgesinnten Jüngling aber,
Der sie ihm gegeben, sprach Franziscus
Also: „Hochbegnadet und belohnt
Wirst du Sohn, — ich seh's voraus im Geiste —
Für dies Opfer werden, dies dem Himmel
Sehr gefällige, wirst
Unserem edlen Orden angehören
Und darin anmuthig und erbaulich
Unserem Herren Jesu Christo dienen."
Und so wie er es verkündete,
So geschah's. Der gute Jüngling trat
In den Orden des seraphischen
Vaters und erlangte hoher Tugend
Lob darin und großer Heiligkeit.

Der heil. Martinus und die Jagdhunde.

Der heilige Martinus sah
Ein Jagen in den Feldern und ein Hetzen.
Ein armes Häschen wurde da
So hart verfolgt; das ging ihm nah,
Und er verbot den Hunden nachzusetzen.

Sie hörten ihn und ließen sich
Besänftiget zu seinen Füßen nieder.

Da seufzt der Heilige: „Wunderlich!
Mir folgen Bestien, doch nicht Menschenbrüder.“

Lied der heil. Rosa von Lima an die Nachtigall.

Wohlauf, geliebte Nachtigall,
Beginne deinen süßen Hall!
Aus tiefer Seele laß ihn zieh'n;
Aus voller Kehle schmetter' ihn!
Zu deines Schöpfers Ehre sei's!
Ich aber singe meinen Preis
Ihm, der zu meinem Heile starb
Und mir die Seligkeit erwarb.
Es töne wechselnd dein Gesang
Und meiner Hymne Feierklang!
So weih'n wir uns dem schönsten Amt
Und loben Gott, wir beidesammt.

Die thierfreundlichen Heiligen der katholischen Kirche.

Seelen, so wunderzart,
Menschen, so engelsmilde —
Einer künftigen Art
Göttliche Neugebilde
Stellen sie wunderbar
Mitten in der fürchterlichen Wilde
Eiserner Geschlechter dar.

Prosaische Beilagen.

I. Zur Geschichte des Sonnengesangs.

Diesen Namen gab ihm der Heilige selbst. Es war sein Wunsch, daß jeder seiner Brüder diesen Gesang auswendig lernen und jeden Tag wiederholen sollte, und dem Bruder Pacificus, einem berühmten Dichter, trug er auf, ihn in schöne Verse zu bringen. Wir haben ihm hier eine Gestalt gegeben, wie sie der deutschen Sprache und dem deutschen Ohre angemessen schien. Einige Tage, nachdem Franziscus das Gedicht in seiner ersten, minder vollständigen Form verfaßt hatte, erhob sich zwischen dem Bischofe von Assisi und der Obrigkeit der Stadt ein arger, feindseliger Streit, den der Heilige zu beendigen wünschte. Er fügte daher seinem Gesange die Worte hinzu, welche die Tugenden der Sanftmuth und Versöhnlichkeit empfehlen; dann ließ er ihn vor einer Versammlung der streitenden Parteien vortragen und brachte dadurch Rührung und Aussöhnung zuwege. Die Worte, die sich auf den Tod beziehen, sang Franziscus, als er sich selbst dem Tode näherte.

II. Aeußerungen kirchlicher Schriftsteller über die Creaturenliebe des heiligen Franz von Assisi.

1.

Vor Allem wird es zweckmäßig sein, folgende bibliographische Notizen zu geben. Die erste Lebensbeschreibung des heil. Franziscus ist die von Thomas de Celano, einem Freund und Jünger desselben. Derselbe versichert, daß er sich innerhalb der Grenzen der strengsten Wahrheit halten werde: Actus et vitam beatissimi patris nostri *Francisci* pia devotione, veritate semper praevia et magistra, seriatim cupio enarrare. Dann wurde ein Leben des heil. Franziscus von dreien der ersten Gefährten desselben, Vita a tribus ipsius Sancti sociis, verfaßt, von Leo, Angelo und Rufius, von welchen der erstere der Beichtvater und Geheimschreiber des Heiligen gewesen war. Ferner ist das Werk des heil. Bonaventura zu nennen, der in seiner Kindheit von Franziscus wunderbar geheilt worden war und als General des Ordens schrieb. Utpote qui per ipsius invocationem et merita in puerili aetate a mortis fancibus erutus, si praeconia laudis ejus tacuero, sceleris timeo argui ut ingratus. Ein ebenfalls sehr wichtiges und autoritätvolles Werk. Andere Literatur übergehe ich und nenne nur noch: La vie de Saint *François* par le P. *Candide Chalippe.* Paris 1728. Dasselbe Werk übersetzt von Carl B. Reiching. Regensburg 1855. Histoire de *Saint François d'Assise*

par *Emile Chavin de Malan.* Deuxième édition, Paris 1845. Aus dem Französischen. München 1844. Görres, der heil. Franziscus von Assisi, ein Troubadour. Straßburg 1828. Ozanam's, Professors der Literatur in Paris, bekanntes Werk: Les poëtes Franciscains en Italie en treizième siècle. Paris 1852. Italiens Franziscaner-Dichter im dreizehnten Jahrhundert von Ozanam, deutsch mit Zusätzen. Münster 1853. Eduard Vogt, der heil. Franz von Assisi, ein historischer Versuch. Tübingen 1840. Ida Gräfin Hahn-Hahn, die Liebhaber des Kreuzes. Mainz 1852. In diesen Büchern nun kommen die Stellen vor, die wir auszüglich anführen werden.

2.

Erstlich heben schon jene ältesten Biographen das große, allumfassende Herz des engelgleichen Mannes in schönster und sinnigster Weise hervor; sie rühmen, wie er in Allem den gemeinschaftlichen Ursprung sah, Nichts verachtete und gemein hielt, alle Creaturen mit dem Bruder- und Schwesternamen beehrte, vom Kleinsten und Geringfügigsten aufstieg bis zum Größten und Erhabensten, die göttliche Urquelle des Lebens überall ergossen sah und in aller Schönheit der Natur die urbildliche göttliche Schönheit erblickte, die sich darin spiegele; wie die demüthige Unterwerfung unter den höchsten Willen, die sympathievollste Verähnlichung und Vereinigung mit dem leidenden Gottmenschen, die

innigste Liebe zu seinen Mitmenschen und die erbarmungsreichste Herablassung zu der auf unteren Stufen weilenden Creatur nur ein einziges harmonisches Ganze in ihm bildete und in dieser Einheit und Totalität eben den großen und wunderbaren Heiligen bildete, der er war[1]. Man hört heutzutage wohl die Rede, man solle sich um die Leiden der Menschen, nicht um die der Thiere bekümmern, wobei man annimmt, es werde das Mitgefühl mit menschlichem Unglück beeinträchtigt, wenn man auch ein Herz für die Thiere habe. Wie anders dachten jene Alten! Da war Alles Eins, das Princip der Liebe und des Erbarmens war in keiner Weise exclusiv und eingeschränkt, kein Moment des Ganzen that dem anderen Eintrag, und es galt die Regel, die schon Christus gegeben: daß man das Eine thun und das Andere nicht lassen solle.

1) Consideratione primae originis, omnium abundantiori pietate repletus, creaturas quantumlibet parvas, *fratris vel sororis appellabat nominibus*. . . . Exultabat in cunctis operibus manuum Domini et per jucunditatis specula in vivificam consurgebat rationem et causam. Contemplabatur in pulchris pulcherrimum et per impressa rebus vestigiis prosequebatur ubique dilectum, de omnibus sibi scalam faciens in eum, qui est desiderabilis totus. . . . Pietas . . . quae ipsum per devotionem sursum agebat in Deum, per compassionem transformabat in Christum, per condescensionem inclinabat ad proximum et per universalem conciliationem ad singula refigurabat ad innocentiae statum.

3.

Neuere Schriftsteller äußern sich in folgender Art, wobei öfters jene alten Aussprüche benützt und bestätigt werden.

„Das Herz des heil. Franziscus war von Natur aus so gütig und so zart, daß er alle Geschöpfe liebte und aus einem Gefühle inniger Frömmigkeit sie alle seine Brüder und Schwestern nannte. Indem er, wie der heil. Bonaventura sagt, bis zum ersten Ursprunge der Dinge zurückging, betrachtete er alle Wesen als aus dem Schooße der Gottheit hervorgegangen und erkannte, daß sie denselben Ursprung hatten, wie er. Und in der That begründet die Schöpfung eine Art von allgemeiner Bruderschaft; da Gott der Vater der ganzen Natur ist, so kann man nicht wohl läugnen, daß in diesem Sinne alle Wesen mit einander verwandt sind.“

„Die zärtliche Neigung, welche der heil. Franziscus gegen die Thiere bezeigte, ist lächerlich gemacht worden. Indessen sagt uns der heilige Geist durch den Mund des weisen Mannes: „„Der Gerechte sorget auch für sein Vieh.““ Der Patriarch Jakob fürchtete den trächtigen Schafen und Kühen zu schaden, wenn er sie zu stark antriebe. Wir finden in dem alten Gesetze mehrere Verordnungen, die sich auf die Ruhe und Erhaltung der Thiere beziehen, und es geschah dies insbesondere, um die Menschen von grausamen Handlungen wider ihres Gleichen abzuhalten; denn das ist eine Erfahrung aller Zeiten, daß

diejenigen, welche grausam gegen die Thiere sind, es auch gegen die Menschen zu sein pflegen. Allerdings darf die Zärtlichkeit nicht in eine übertriebene Leidenschaft ausarten, welche aus einem Thier einen Götzen macht, worauf man zuweilen mehr Rücksicht nimmt, als auf Personen, die uns theuer sein sollen und wofür man oft mehr Sorge trägt, als für die Armen, welche die Glieder Jesu Christi sind. In diesem Sinne erklärt der heil. Chrysostomus die angeführten Worte des weisen Mannes, indem er sagt: daß die Heiligen voll Sanftmuth sind, daß sie Jedermann lieben, die Fremden wie die Einheimischen, und daß ihre Güte sich selbst auf die Thiere erstrecke [1]."

„So wandelte der fromme Mann in der Naturwelt um und wo sein Fuß hintrat, war augenblicklich der alte Fluch von der Erde weggenommen. In dem Schimmer, der ihn selbst umgab, verklärte sich der dunkle Fleck, wie die trübe Wolke im Morgenroth; vertraulich umspielten ihn die Thiere und die Blumen sahen zu ihm mit liebenden Augen hinauf; selbst die Elemente hoben schlaftrunken die Häupter aus ihrer dunkeln Traumwelt und blinzten verwundert in den ungewohnten Glanz, der sie erweckt hatte. Gebunden von der höheren magischen Gotteskraft, die von ihm ausströmte, thaten Alle willig sein Geheiß und erst wenn er vorübergegangen und der letzte Strahl verglommen war, behauptete die Verwünschung ihre alten Rechte wieder; das

1) P. Chalippe in seiner Lebensgeschichte des heil. Franz.

Paradies versank, das Leben verbarg sich auf's Neue hinter der harten Rinde, und der mit dem Flammenschwerte abwehrende Cherub trat von Neuem in die Pforte [1]."

„Das Dasein des heil. Franziscus trat weit über die Grenzen des natürlichen Daseins voll Enge, Beschränkung und Dumpfheit hinaus. Er war ein Seliger und genoß die Vorrechte der Seligen; er sah in die Zukunft; er blickte in die Mysterien der Gottheit; er gewahrte die Erlösung auch in der Natur; er verkehrte mit ihr wie mit seines Gleichen, er nannte die Lämmer seine Brüder und die Schwalben seine Schwestern; er ging vertraulich und zärtlich mit dem Grashalm, den Blumen, dem Sonnenstrahl, wie mit den Bettlern und Kranken um; denn alle waren ja Geschöpfe Gottes, in allen sah er das Werk der Liebe und diese Liebe umfaßte er in ihnen allen [2]."

„Franziscus durchlief die Schöpfung in allen ihren Abstufungen, um die Spuren seines Gottes in ihr zu entdecken, und fand in ihr Denjenigen wieder, der in der Schönheit seiner Werke schön über Alles ist. Er verachtete auch die kleinsten und geringfügigsten Geschöpfe nicht; er erinnerte sich des gemeinsamen Ursprunges, den er mit ihnen hatte, und nannte sie seine Brüder und Schwestern. Im Frieden mit allen Wesen, gewissermaßen zur ersten

---

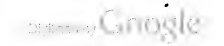
1) J. Görres, der heil. Franziscus von Assisi ein Troubadour. Straßburg 1828. S. 28.

2) Ida Gräfin Hahn-Hahn, die Liebhaber des Kreuzes. Mainz 1852. S. 186.

Unschuldszeit zurückgekehrt, floß sein Herz von einer Liebe über, die nicht allein die Menschen, sondern auch alle weidenden, kriechenden und fliegenden Thiere umfaßte; er liebte nicht minder die Felsen und die Wälder, die Kornfelder und Weinberge, die Schönheit der Fluren, die Frische der Quellen, das Grün der Gärten; er liebte Erde, Feuer, Luft und Wind und ermahnte sie rein und lauter zu bleiben, Gott zu ehren und ihm ihre Dienste zu weihen. Wo die Augen Anderer nur vergängliche Reize erblickten, da erkannte er mit höherem Scharfblicke die ewigen Beziehungen, welche die sächliche Welt mit der sittlichen Ordnung der Dinge verknüpfte, da offenbarten sich seinem erleuchteten Sinne die Geheimnisse des Glaubens, wie die der Natur. So wurde er nicht müde, die Zartheit der Blumen zu bewundern und ihre Düfte zu athmen, indem er an die mystische Blume dachte, die aus der Wurzel Jesse entsprungen war; er lobte stundenlang den Kunstfleiß der Bienen und ließ ihnen, selbst Alles entbehrend, im Winter Honig und Wein spenden, damit sie nicht vor Hunger und Frost umkämen; er stellte seinen Schülern als Muster den Fleiß der Lerchen, die Unschuld der Tauben auf. Nichts aber kam seiner Zärtlichkeit für die Lämmer gleich, die ihn an die Demuth und Sanftmuth des Heilandes erinnerten. Als er einst mit einem Ordensbruder in der Mark Ancona wandelte, traf er einen Menschen, der zwei kleine Lämmer, an einem Stocke aufgehängt, auf der Schulter trug. Als er ihr Blöcken vernahm, wurde er auf's Innigste dadurch

Da sprach er zu seinem Begleiter: „„„Ich sehe, es ist Gottes Wille, daß wir hier etwas verweilen; denn meine Brüder, die Vögelein, scheinen durch unsere Gegenwart sehr getröstet zu sein.““ Ich würde kein Ende finden, wollte ich alle die einfachen Erzählungen der Zeitgenossen wiedergeben. Ich kann es mir aber nicht versagen, ein letztes Beispiel anzuführen, in welchem besonders jene dichterische Fähigkeit des heil. Franziscus hervorleuchtet, Alles zu beseelen, umzugestalten und handeln zu machen." Es wird dann erzählt, wie er durch das Thal von Spoleto schreitend, nahe bei Bevagna, an einen Ort kam, wo eine Menge Vögel, namentlich Sperlinge, Krähen und Tauben, nisteten; wie er sich ihnen näherte, sie begrüßte und das Wort Gottes vernehmen ließ; wie sich dabei die Vögel in ganz eigener Weise benahmen und wie der Heilige mitten unter ihnen hin und her ging und sie mit dem Saume seines Gewandes streifte u. s. w. „Einfältig, wie er war, nicht von Natur, sondern durch die Gnade und Wirkung von oben, begann er sich der Nachlässigkeit anzuklagen, daß er es bis zu diesem Tage versäumt habe, den Vögeln zu predigen, da sie doch das Wort Gottes mit so großer Ehrerbietung vernähmen [1])." . . . . „Man darf nicht allzu

1) Cum autem esset simplex gratia, non natura, coepit se negligentiae accusare, quod olim non praedicaverit avibus, postquam cum tanta reverentia verbi Deum audierant. S. *Bonaventura* VII. VIII. IX. XII. *Thom. de Celano* VII. Vergl. Vita S. *Galli*, vita S. *Columbani*.



vornehm auf das Kindische herabsehen, was man vielleicht in dieser Freundschaft des heil. Franziscus für die Lämmer und Tauben findet. Es ist darin dieselbe Leidenschaft zu erkennen, die ihn zu Allem hinzog, was arm, schwach und klein war. Zudem hatte das Uebermaß von Liebe auch seine besondere Bedeutung in einem Lande, wo Haß und Feindschaft eine so große Rolle spielten, und zu einer Zeit, in welche die Grausamkeit Friedrich's II. und seines Statthalters, des wilden Ezzelin, Ugolino's Hungertod und die sicilische Vesper fiel. Nichts war geeigneter, einen tiefen, heilsamen Eindruck zu machen, als dieser allgemeine Abscheu vor dem Vernichten, dieses zarte Erbarmen, das die Schafe vor dem Schlachttod rettete und selbst das Gewürm vom Wege entfernte, während andererseits so viel unbarmherzige Gräuel geschahen [1]). Der nämliche Mann, der in seiner Einfalt Blumen und Vögeln predigte, schärfte auch den guelfischen und gibellinischen Städten die Vorschriften des Evangeliums ein, rief die Bürger auf den Märkten von Padua, Brescia, Cremona und Bologna zusammen, fing seine Reden an sie mit dem Wunsche des Friedens an, und ermahnte sie dann, die Feindschaften zu endigen und Verträge zu schließen. Die gleichzeitigen Chroniken bezeugen, daß Viele von denen, welche den Frieden verabscheut hatten, sich umarmten und das vergossene Blut verwünschten. So erscheint der heil. Franziscus

1) Geschehen solche nicht noch heutzutage?

von Assisi als der Orpheus des Mittelalters, die Wildheit der Thiere und die Härte der Menschen bändigend, und ich staune nicht darüber, daß seine Stimme die Wölfe der Apenninen rührte, wenn er die nie vergebenden Rachegefühle des Italieners entwaffnete [1])."

Von dem heil. Bonaventura, als dem Verfasser der Legende vom heil. Franziscus, sagt derselbe Schriftsteller: „Sein Gemüth verräth sich besonders durch das liebliche Wohlgefallen, mit welchem er seines Meisters Achtung für alle Werke Gottes erzählt, und „„wie alle Geschöpfe ihm Tröstung gewährten."" Statt zu verschweigen, was diese Freundschaft für die Vögel des Himmels und die Thiere der Erde an kindlicher Einfalt in sich schließt, theilt er sie und adelt er sie durch erhabene Betrachtungen. Denn es waren, wie er sagt, in den Augen des Dieners Gottes alle geschaffenen Wesen eben so viele Ergüsse jener Quelle unendlicher Güte, mit der er sich zu tränken sehnte, und ihre verschiedenen Vorzüge schienen ihm nur ein himmlisches Concert zu bilden, dessen Accord seine Seele vernahm [2])."

Schließlich sei noch einer Predigt gedacht, welche ein Geistlicher in München i. J. 1858 hielt und aus welcher Hofrath Dr. Perner in seiner Schrift über die Haupt-

---

1) Ozanam, Italiens Franziscaner-Dichter. Münster 1853. S. 60 ff.

2) Daselbst S. 116 f.

gebrechen der Erziehung, München 1858. S. 141 ff., ein Paar Stellen mittheilt. Es wird hier erstlich auf die alttestamentlichen Gesetze und Sittenregeln hingewiesen, welche zum Schutze des Thieres wider menschliche Härte und Grausamkeit dienen; dann heißt es weiter: Als Christus im Sinne hatte, seinen Einzug in Jerusalem zu halten, befahl er, eine Eselin mitsammt dem Jungen, das man bei ihr finden werde, herbeizuführen, und zu sagen: der Herr bedarf ihrer. Er bedurfte ihrer wirklich; wozu aber des Füllens? Er bedurfte dessen, um uns zu zeigen, daß er ein mitleidiger und barmherziger Heiland sei, und daß es seinem göttlichen Herzen wehe gethan hätte, wenn das Junge von seiner Mutter getrennt worden wäre. Die Christen, die Christo wahrhaft nachfolgen wollen, müssen ihm auch nachfolgen in seiner Milde und seinem Mitleid mit den Thieren." Es folgen verschiedene andere Beispiele, welche in dem Auszuge nicht näher angegeben sind; dann wird fortgefahren: „Wie innig war das Band, welches die Thierwelt an den seraphischen Franziscus und seinen Jünger Antonius fesselte! Der liebliche Franziscus war gewiß kein Pantheist, kein Materialist, kein Atheist, kein Naturvergötterer. Und doch nannte er die Vögel des Himmels seine Brüder, liebte sie und sorgte für sie brüderlich. Und dieser Geist des Mitleids und der Liebe erfüllet alle wahren und innigen Katholiken bis auf die neueste Zeit." Ich bedauere, daß hier wieder einige Anführungen ausgelassen sind. Es heißt

zuletzt: „Clemens August unsterblichen Andenkens, der Erzbischof von Cöln“ — es werden seine Verdienste um die Kirche genannt — „ließ auf dem Markte Vögel kaufen, und freute sich ihrer kurze Zeit. Dann aber freute es ihn noch viel mehr, ihnen Freude zu machen; er schenkte ihnen die Freiheit und ließ sie in die heiteren Lüfte ziehen.“

Dichterstimmen,

verschiedenen Völkern und Zeiten entnommen.

Der Heilige, der ächte,
Und der Poet, der rechte,
Wie auch getrennt durch Zeit und Volk und Land —
Ihr Wesen ist verwandt;
Es einiget sie ein geheimes Band;
Sie sind von einer Art,
Aus einem Stoff, von einerlei Geschlechte

1.

Erbarmen ist und Güte
In hundert Theile getheilt.
Von selbigen neun und neunzig
Hat Gott für sich behalten,
Und einen nur herunter
Gesendet auf die Erde;
Und dieser ist vertheilet
An sämmtliche Geschöpfe,
Die auf der Erde sind.
Denn auch die Thiere fühlen;
Auch ihnen eingesenket
Ist in die Brust ein Theilchen
Der Milde, die von oben,
Vom Gott der Liebe stammet
Die Stute sieh! Wie übt sie
So treue Mutterpflichten;
Wie ist sie ihrem Füllen
So liebend und so lind!

Nach dem Arabischen.

2.

So wie die muthige Hündin, die zarten Jungen umwandelnd,
Jemand, den sie nicht kennt, anbellt und zum Kampf sich ereifert:
— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Odyssee XX. 14 f.



3.

Und wie das Kalb der Metzger nimmt und bindet's
Und schlägt das Arme, wenn es abwärts schweift,
So haben sie ihn grausam weggeführt.
Und wie die Mutter brüllend läuft umher,
Hinsehend, wo ihr Junges von ihr geht,
Und kann nichts thun, als um ihr Herzblut jammern,
So jammr' ich um des guten Glosters Fall
Mit hülflos leidigen Thränen, seh ihm nach
Mit trübem Aug' und kann nichts für ihn thun.

Aus Shakspeare's König Heinrich VI. Th. II.

4.

Henne, du gute, du triefst von Schnee und Kälte des Himmels,
Während du immer noch, mütterlich wärmest dein Nest.
Seht, nun ist sie erstarrt, und doch mit schützenden Flügeln
Zärtlich im Tode noch deckt sie die theuere Brut.
O ihr menschlichen Mütter im Schattenreiche, Medea,
Progne, erröthet ihr nicht, wenn euch der Vogel erscheint?

Aus der griechischen Antologie.

5.

Als König Odysseus in einer berühmten Stelle der Odyssee XVII, 291 ff. in Gestalt eines armen, alten, zerlumpten Bettlers seiner Wohnung naht, erkennt ihn ein von ihm vor langen Jahren aufgenährter und bei seiner Fahrt nach Troja zurückgelassener Hund, mit Namen Argos, der jetzt gealtert, verachtet und vergessen auf dem Miste liegt. Er erhebt Kopf und Ohren, wedelt mit dem Schwanze, vermag es aber nicht mehr, zu seinem Herrn zu gehen, der eine Thräne der Rührung trocknet, mit

Eumäus über das einst so schöne und tüchtige Thier und sein Schicksal einige Worte wechselt und dann in die Wohnung geht, worauf Argos sofort sein Leben endet.

„Aber den Argos umfing des dunkeln Todes Verhängniß,
Gleich nachdem er Odysseus erblickt im zwanzigsten Jahre."

6.

Mein Hund drängt seinen Kopf voll schwarzer Zotten
An meine Knie' heran; er seufzt und wimmert,
Nicht weil ihn friert, nicht weil er selber leidet;
— — — — — — — — — — —
Wie er sich selbst bescheidet
Und meinem Winke folgt und meinem Schalten,
So trauert er um meinethalb auch heute
Und ist des Kummers Beute,
Weil ich betrübt und meine Stirn' in Falten.

Max Waldau.

7.

Umsonst die Speise vor ihm stand;
Er sah die Thränen fließen
Und wollte nichts genießen;
Er leckte nur die heiße Hand.

Aus dem Gedichte: „Mein Hund" von Theobald Kerner.

8.

— — — — — Komm, du armes Kind!
Ein mächtiger Geist mag Kräh'n und Geiern lehren,
Daß sie dir Ammen sind. Hat Bär und Wolf,
Doch, wie man sagt, der Wildheit schon vergessen
In gleichem Liebesdienst.

Antigonus in Shakespeare's Wintermärchen.

9.

— — — — die Bienen, Creaturen,
Die durch die Regel der Natur uns lehren,
Zu ordnen ein bevölkert Reich.

Shakespeare.

10.

Herzog.

Kommt, soll'n wir gehen und uns Wildpret tödten?
Doch reut mich's, daß wir den gefleckten Narren,
Die Bürger sind in dieser öden Stadt,
Auf eignem Grund mit hak'gen Spitzen blutig
Die runde Hüfte reißen.

Edelmann.

Ja mein Fürst,
Den melanchol'schen Jaques kränkt dieses sehr;
Er schwört, daß ihr auf diesem Weg' mehr Unrecht
Als euer Bruder übt, der euch verbannt.
Heut schlüpften ich und Amiens hinter ihn,
Als er sich hingestreckt an einer Eiche,
Wovon die alte Wurzel in den Bach
Hineinragt, der da braust den Wald entlang;
Es kam dahin ein arm, verschüchtert Wild,
Das von des Jägers Pfeil beschädigt war,
Um auszuschmachten; und gewiß, mein Fürst,
Das arme Thier stieß solche Seufzer aus,
Daß jedesmal sein ledern Kleid sich dehnte
Zum Bersten fast, und viele runde Thränen
Längs der unschuld'gen Nase liefen kläglich
Einander nach; und der behaarte Narr,
Genau bemerkt vom melanchol'schen Jaques,

Stand so am letzten Rand des schnellen Baches,
Mit Thränen ihn vermehrend.

Herzog.

Nun, und Jaques?
Macht' er dies Schauspiel nicht zur Sittenpredigt?

Edelmann.

O ja, — — — — — — — — — — —
— — — — — — er schwört, daß wir
Nichts als Tyrannen, Räuber, Schlimm'res noch,
Weil wir die Thiere schrecken, ja sie tödten,
In ihrem eignen, heimathlichen Sitz.

Shakespeare.
„Wie es euch gefällt." 2. Aufzug 1. Scene.

11.

Das Lied vom Rosenauer Reh.

Wer stört des Waldes Frieden?
Ein Reh das Köpflein neigt;
Ein Schuß hat es geschieden
Vom Jungen, das es säugt.

Es blickt noch wie mit Flehen
Im Tod den Jäger an;
Hätt' er sein Kind gesehen,
Er hätt' es nicht gethan.

Es ist im Thalesschooße
Ein Schloß, heißt Rosenau,
In ihm, gleich einer Rose,
Blüht eine schöne Frau.

Die lag zu Nacht in Träumen
Auf ihrem seidnen Pfühl;
Ihr war's, als trieb mit Bäumen
Das Mondenlicht sein Spiel.

Als müßt' allein sie wallen
Zum Walde durch das Thal;
Es sangen Nachtigallen
Allwärts im Mondenstrahl.

Im Wald ein Bächlein rauschte,
Als klagt' es ihr ein Weh;
Sie sah sich um, sie lauschte,
Da stand vor ihr ein Reh.

Das zeigt ihr seine Wunde,
Das klagt ihr seinen Tod,
Und wie in Waldes Grunde
Sein Junges irrt in Noth.

Erwacht, die Herrin dachte:
„Das sei des Rehes Geist,
Das jüngst der Jäger brachte;
Sein Kind schmerzt es zumeist.

Es sah mich an so herzlich,
Wie bittend für sein Kind;
Auch ich schon fühlte schmerzlich,
Was Mutterschmerzen sind.“

Auf springt vom Pfühl sie schnelle,
Sie ist entschlossen bald;
Des Rehes Geist so helle
Schwebt ihr voraus zum Wald.

Dort liegt auf harter Erde
Ein Rehlein mutterlos,
Mit sterbender Geberde;
Sie nimmt's in ihren Schooß.

Ein mütterlich Erbarmen
Erfaßt ihr edles Herz;
Sie wiegt's in linden Armen
Und trägt es heimathwärts.

Das Köpflein legt das Junge
An ihre Wange rund,
Es leckt mit weicher Zunge
Den schönen Rosenmund.

Bald folgt es jedem Schritte
Der Herrin leicht wie Wind,
Legt ab die wilde Sitte,
Und wird ein folgsam Kind.

Den Geist der Mutter trieb es
Nicht mehr durch Schloß und Hain;
Nun da versorgt ihr Liebes,
Ging sie zur Ruhe ein.

Dann nur erscheint sie wieder
Der guten Edelfrau,
Wenn todtkrank liegt danieder
Ein Kind zu Rosenau.

Die Wurzel, die es heilet,
Trägt dann das Reh im Mund,
Zum Kind der Herrin eilet
Und macht's damit gesund.

Wahr ist, was ich berichtet
Vom Reh zu Rosenau;
Wer glaubt, es sei erdichtet,
Der frage die Edelfrau.

Justinus Kerner.

„Der letzte Blüthenstrauß.“ 1852. S. 94 ff.

12.

Wer darum nur die Morgenröthe grüßet,
Nur darum gern durch Saat und Hecken streicht,
Weil's ihn ergötzt, wenn durch sein Blei erreicht,
Ein Huhn die rothen Aeuglein schließet;

Wer darum nur zum reinen Himmel blicket,
Nur darum seufzt: Wo bleibt der Abendstern?
Weil er im Lerchengarne, ach! so gern
Das Köpfchen voll Gesang zerdrücket;

Wer darum nur dem Lärm der Stadt entfliehet,
Nur darum in dem Rohr der Teiche ruht,
Weil er so gern den Hecht, betriefst mit Blut,
Am Widerhaken zappeln siehet —

Der biete nie mir seinen Arm zum Gange
Durch Flur und Wald, wo mir die Lerche singt,
Das Rebhuhn zirpt, der Hecht im Teiche springt;
Weg mit dem Mann! Er macht mir bange.

Nimm du, o Freund, mich auf in deine Arme!
Mit dir ging ich, ich wüßte nicht, wie weit.
Du freuest dich, wenn ein Geschöpf sich freut,
Und härmst dich mit bei seinem Harme.

L. Fr. G. v. Göckingk.
1748—1828.

13.

Unter dem Titel: „Das Paradies der Thiere“ theilt die Grimm'sche Sagensammlung nach einer mündlichen Erzählung aus Oberwallis Folgendes mit.

Auf dem hohen und unersteiglichen Felsen und Schneerücken des Mattenberges ist ein Bezirk, da hausen und weiden die schönsten Gemsen und Steinböcke und sonst noch allerlei wunderbare Thiere, vor Verfolgung und Mord geschützt, wie im Paradiese zusammen. Nur alle zwanzig Jahre einmal wird es einem Menschen gestattet, dahin zu kommen, und wieder unter zwanzig Gemsenjägern glückt es nur einem einzigen. Er darf aber kein Thier mit herunter bringen. Die Jäger erzählen von der Herrlichkeit des Ortes und daß die Namen vieler Menschen, die nach und nach dort gewesen, in den Bäumen eingeschnitten seien.

Diese Sage klingt an Schiller's „Alpenjäger“ an, der ebenfalls in diese Sammlung gehört und den wir nur als jedem unserer Leser schon allzu bekannt nicht eingereiht haben.

14.

Ein Mann von Temim gibt dem König von Hira seine Stute nicht.

Gott segne dich, o König!
Doch jene, die Sakab,
Die heg' ich und die pfleg' ich
Getreu bis in das Grab.

Kurah, der Hengst, erzeugte
Ihr edles Elternpaar,
Das, in die Wette rennend,
Nie ohne Palme war.

Und sie, die Feine selber,
Wie wundervoll gebaut;
Wie trefflich auf der Reise;
Wie klug, wie sanft, wie traut!

Sie ist so werth gehalten —
Es hungern alle gern,
Die mir im Hause walten,
Daß ihr der Hunger fern.

Solch eine Perle zahlen,
Das siehst du selber ein,
Nicht kann's ein Haufe Goldes,
Nicht kann's ein edler Stein.

Gott segne dich, o König!
Doch jene, die Sakab,
Die heg' ich und die pfleg' ich
Getreu bis in das Grab.

Nach dem Arabischen

15.

Auf der Ebne des Bardari
Schlaffen Armes, matten Auges,
Liegt der hingestreckte Bevros,
Und es neigt zu ihm sein Rappe
Das besorgte Haupt und spricht:
„Hebe dich, o mein Gebieter

Und besteige meinen Rücken!
Unsre Schaar, sie zieht von hinnen,
Mehr der Ruhe pflege nicht!" —
„„Guter Rappe! Mich erheben
Von der Erde werd' ich nimmer,
Nie besteigen deinen Rücken
Fürderhin, ein rascher Reiter;
Rasten ohne Wandel werd' ich,
Denn, ich fühl's, mein Auge bricht.
Eine Grube, guter Rappe,
Grabe mir mit deinen Hufen;
Hebe, wenn du sie gegraben,
Mich hinein mit deinen Zähnen;
Wiederum sodann mit Erde
Fülle sie, die Füße rührend,
Mich zu bergen vor dem Licht!
Dann ergreife dieses Tüchlein;
Trag' es hin zu der Geliebten,
Daß sie drauf, die treue Seele,
Jene Perlen niederregne,
Die so reichlich rollen werden
Von dem holden Angesicht.""

Nach dem Neugriechischen.

